

# *Der fliegende Holländer*



**Michael Lappenbusch**

[www.perplex.click](http://www.perplex.click)

## Inhalt

Der Gestank des Hafens .....	3
Die Flasche, das Messer und die erste Leiche .....	16
Frauen, Rum und faule Zähne .....	24
Der Kapitän mit der Narbe quer durchs Herz .....	31
Sturm im Kopf, Sturm auf See .....	37
Die Pest an Bord .....	43
Flüche sind härter als Eisen .....	49
Der Handel mit dem Teufel .....	55
Blutige Nächte unter Deck .....	60
Der erste Matrose über Bord .....	65
Kanonendonner im Nebel .....	70
Das Lachen der Huren in Amsterdam.....	78
Die Knochenpfeife des Steuermanns .....	85
Haie riechen immer zuerst das Geld .....	91
Meuterei im Bauch des Schiffes .....	97
Der Schrei im Mastkorb.....	102
Schwarze Segel gegen den Mond.....	108
Kein Kapitän in Sicht.....	114
Karten sind Lügen, die See ist die Wahrheit.....	120
Hände voller Salz, Herzen voller Galle.....	125
Das Mädchen mit dem zerfetzten Kleid .....	131
Einmal noch Land unter den Stiefeln .....	137
Die Wette mit dem Klabauteermann .....	143
Geister, die nicht loslassen .....	149
Der Holländer fährt durch dich hindurch .....	155
Die Stille, die nach Blut riecht .....	161
Knochen im Netz, kein Fisch.....	166
Das Lied, das keiner singen wollte .....	171
Gold verrottet, Salz bleibt .....	177
Die letzte Kehle voll Rum .....	182
Wenn die Ratten Kapitäne werden .....	187
Der Himmel kotzt uns ins Meer.....	192
Fahrten ohne Heimkehr .....	197
Der Holländer bleibt.....	202
Impressum.....	208

## Der Gestank des Hafens

Der Hafen stinkt wie eine alte Lüge, die zu lange in der Sonne lag. Du trittst einen Schritt näher, und er kommt dir entgegen wie ein bellender Hund: faule Fische, die sich in ihren eigenen Augen suhlen; nasses Holz, vom Salz zerfressen, als hätte das Meer Zähne; der süße, klebrige Duft verschütteten Rums, der in die Ritzen geflossen ist wie billige Gebete; Urin, der sich mit Tang vermählt hat; ein Hauch von Schwefel, als hätte die Hölle irgendwo hinter der Mole ein offenes Fenster. Wenn du hier atmest, zählst du deine Atemzüge wie Münzen, weil nichts von dem, was du einatmest, dir gehört. Du borgst es dir nur von all dem, was verrottet und wiederkommt.

Es ist noch früh, aber der Morgen trägt schon das Gesicht eines geprügelten Boxers. Der Himmel hängt tief und grau über den Masten, die aussehen wie ausgefranste Streichhölzer. Möwen kreischen, als würden sie den Tag zur Arbeit prügeln. Ich gehe an den Schuppen vorbei, deren Türen schief in den Angeln hängen, und ich schwöre, sie starren zurück. Zwischen den Brettern wohnen Gesichter: ein paar zahnlose, ein paar mit zu viel Zähnen, alle hungrig. Einer spuckt, der andere lacht, der dritte seufzt, und der Rest wartet auf irgendetwas, das nicht passiert.

Ein Karren rumpelt über die Bohlen, gezogen von einem Pferd mit einem Fell, das aussieht wie ein altes Sofa. Der Kutscher hat die Nase eines Mannes, der zu viele Winter gesehen hat, und Augen, die schon im nächsten Herbst wohnen. Er ruft irgendwas von „Achtung!“ und „weg da, Bursche!“, aber die Worte fallen wie taube Steine ins Wasser. Ein Matrose, der die Nacht in einer Lache geschlafen hat, hebt den Kopf und grinst, seine Lippen wie eine nasse, aufgerissene Wunde, und ich weiß, er gehört zu den Männern, die den Tod nicht fürchten, weil sie nicht genug vom Leben erwarten, um Angst zu haben.

Die Tavernen haben ihre Mäuler noch halb zu, aber die Flaschen im Fenster zeigen dir schon die Zähne. „Zum blauen Aal“, „Zur letzten Laterne“, „Die krumme Pinne“ – Namen wie Versprechen, die man bricht, nur um sie wieder auszusprechen. Unter einem Vordach wischt eine Frau das Blut von der Schwelle. Es ist nicht viel, nur eine Erinnerung in Rot. Sie tut es mit der Gleichgültigkeit einer, die schon schlimmeres gesehen hat: Männer, die an ihren eigenen Lügen erstickt sind; Matrosen, die glaubten, ein Messer sei bloß ein glänzendes Wort. Sie nickt mir zu, und ich nicke zurück, und in diesem kleinen Handel steckt alles, was man über den Hafen wissen muss: Wir sehen uns, aber wir sehen uns nicht.

Die Ratten sind hier die heimlichen Schriftführer. Sie kennen die Namen, die du vergessen willst, und die Wege, die du nie mehr gehen wirst. Eine huscht an meinem Stiefel vorbei, trägt ein Stück Brot, das jemand wohl noch essen wollte. Eine andere traut sich auf die Schwelle der Bäckerei, und der Bäcker, ein Mann mit Händen wie Spaten, macht einen Schritt, hebt den Fuß, lässt ihn wieder sinken. „Lass es gut sein“, sagt seine Schulter zu seiner Stirn, „es gibt zu viele von ihnen und zu wenig von uns.“ So ist das hier: Die Dinge gewinnen nicht, weil sie stark sind, sondern weil sie viele sind und Geduld haben.

Die Boote vor mir knarren. Das Geräusch ist eine alte Sprache, die du nicht lernen musst, weil sie in deine Knochen wandert, sobald du sie hörst. Die Planken reden von Stürmen, die in Mägen wohnen; von Männern, die sich an das Gelände klammern wie Kinder an die Hand ihrer Mutter; von Flüchen, die aus Kehlen steigen wie Rauch aus einem Schornstein. Es gibt Boote, die haben mehr Geschichten als Bretter, und sie halten trotzdem. Vielleicht, weil die Geschichten sie zusammenhalten. Vielleicht, weil sie sonst auseinanderfallen und keiner mehr hinsieht.

Ein Junge rennt – Hemd zu kurz, Beine zu lang, Blick zu alt. Er trägt einen Korb, in dem noch Fische zappeln, als ob sie das Meer im Bauch hätten. Er ruft nach jemandem, den ich nicht kenne, und verschwindet hinter einem Stapel Seile. Ich sehe ihm nach und denke, dass er später mal wie sein Vater riechen wird: nach Arbeit und Alkohol und dem Versuch, zweimal am selben Tag aufzuwachen. Ein Mann, dessen Gesicht wie eine Landkarte aus Narben ist, ruft: „He, du!“, und ich tue so, als hieße hier jeder „He, du!“ und keiner hätte einen Namen, den man behalten könnte. Es ist leichter, so zu leben, wenn man nicht auf Listen auftaucht.

Der Wind frischt auf, dieser launische Freund, der dich erst streichelt und dann schubst. Er trägt ein paar Worte zu mir herüber, die in einer Sprache gesprochen sind, die ich nicht spreche, aber ich verstehe den Ton: die gierige Melodie eines bevorstehenden Handels. Fässer stehen aufgereiht wie fette Mönche, die um einen Altar sitzen, und sie sind gefüllt mit Dingen, die dich umbringen oder retten oder beides: Rum, Salz, Teer, getrocknetes Fleisch, Lügen. Ein Kerl mit einem Hut, der schon bessere Köpfe gesehen hat, tippt gegen die Dauben und nickt, als könnte er hören, wie viel Versprechen in jeder Tonne schwappen. „Gute Ware“, sagt er zu niemandem. „Gute Ware“, wiederholt die Luft, weil sie hier gelernt hat, zu schmeicheln.

In der Gasse zwischen der „Letzten Laterne“ und der „Krumen Pinne“ hockt ein Mann, der mal Priester gewesen sein könnte. Er hält ein Buch in der Hand, aber die Seiten sind leer oder eingeweicht, und seine Lippen bewegen sich wie zum

Gebet, doch es kommt nur ein heiseres Krächzen. Ich bleibe kurz stehen, nicht weil ich an Gott glaube, sondern weil ich an Menschen glaube, die zu spät aufgewacht sind. Er schaut auf, und seine Augen sind zwei erloschene Kerzen. „Segnet er das Meer?“, frage ich mich, „oder bittet er es, ihm den Hals umzudrehen?“ Man kann hier beides auf dieselbe Weise tun.

Drinnen, hinter den angelehnten Türen, beginnt die Musik des Tages: ein Scheppern von Gläsern, ein Lachen, das zu hart ansetzt und dann doch abbricht, eine Stimme, die Preise nennt, als spräche sie das Wetter. Eine Hure, schmal wie ein Messer, steht im Türrahmen und raucht. Ihre Haare haben die Farbe von Rost, der sich an einem Nagel festkrallt. Sie mustert mich, als sei ich eine Wette, die man verlieren kann, ohne zu bereuen. „He, Seemann“, sagt sie, und ich will sagen, ich sei keiner, ich sei nur einer, der die See nicht aus dem Kopf bekommt. Aber ich winke ab. Sie zuckt die Schultern und grinst: „Später.“ In diesem Wort liegt die ganze Stadt: alles ist später, bis es plötzlich zu spät ist.

Die ersten Schreie des Marktes steigen auf wie Nebel. Ein Fischhändler preist Ware an, die schon gestern gestorben ist, tut aber so, als hätte sie gerade erst den letzten Atemzug genommen. Ein Krämer streitet mit einem Zollbeamten, und der Zollbeamte sieht aus, als ob er mit seiner Uniform verheiratet wäre. Ein Messer wird gezückt, ein anderes bleibt in der Tasche, aber beide tun die gleiche Arbeit: Sie schneiden die Luft in Portionen, die man essen kann. Von der Mole her gellt ein Pfiff, und wer immer die Notwendigkeit der Ordnung erfunden hat, applaudiert. Doch Ordnung ist hier wie ein schlechter Witz: Man lacht aus Höflichkeit, nicht aus Freude.

Ich lehne mich an einen Pfosten und spüre, wie das Holz gegen meinen Rücken arbeitet, ein ruhiges, altes Atmen. Irgendwo in der Ferne klatscht Wasser gegen Steine, und in meinem Kopf klatscht es zurück. Ich weiß, warum ich hier bin. Nicht wegen des Geldes – Geld ist so treu wie eine Katze. Nicht wegen des Ruhms – Ruhm ist ein Spiegel, der nur dich selbst zeigt, wenn du dich am meisten verachtest. Ich bin hier wegen der Fahrt, wegen dieser verfluchten Bewegung, die dich wegzieht von allem, was du kennst, weil das, was du kennst, eine Falle ist. Die Stadt merkt sich deinen Schritt, und der Boden wird schwer, und dann kannst du nicht mehr laufen. Auf See kannst du wenigstens fallen.

Neben mir hustet einer, ein trockener, alter Husten, der klingt wie ein Sack Nüsse, die man zu schnell knackt. „He, Freund“, sagt er, „du suchst doch ein Schiff.“ Ich schaue ihn an. Sein Gesicht ist ein zusammengefalteter Brief, den niemand mehr lesen will. Seine Hände sind dunkler als seine Jacke, und seine Fingernägel haben Geschichten im Dreck, die besser ungehört bleiben.

„Vielleicht“, sage ich. Er nickt, als hätte ich etwas Schlaues gesagt. „Dann spitz die Ohren“, meint er, „heute gehen Männer fort, die besser blieben, und Männer bleiben, die besser fortgingen. Wenn du Glück hast, bist du keiner von ihnen.“ Ein Witz, der nach Metall schmeckt. Er zeigt mit dem Kinn aufs Wasser. „Da drüben. Sie suchen.“

Ich folge seinem Blick. Zwischen den schwankenden Masten, die in den grauen Himmel kratzen, liegt ein Schiff, das nicht größer ist als die anderen, aber es liegt anders da, als würde es den Hafen nicht berühren. Kein Name am Heck, oder ich kann ihn nicht lesen, weil Holz und Salz ihn aufgefressen haben. Die Segel sind geborgen, doch sie wirken nicht müde, sondern gespannt, als würden sie die Luft verachten. Auf dem Deck bewegen sich Schatten, die wie Männer aussehen, aber die Art, wie sie gehen, ist stiller, entschiedener. Einer lehnt am Schanzkleid, und obwohl die Entfernung groß ist, habe ich das Gefühl, er sieht mich. Ich schaue weg, weil ich vor Dingen Respekt habe, die mich sehen, bevor ich sie sehen will.

„Kommst du?“ Der Alte hat sich schon wieder in seinen Husten zurückgezogen. Ich nicke. Wir gehen an Fässern vorbei, an Seilen, die wie Schlangen schlafen, an Haken, an denen mal Fleisch hing und manchmal noch hängt. Vor dem „Blauen Aal“ steht jetzt ein Mann auf einer Kiste und hält eine Rede über Arbeit, Glaube und Könige, und niemand hört zu. Drei Kinder spielen Würfel mit Zähnen, die nicht nach Milchzahn aussehen. Ein Hund verfolgt seinen eigenen Schwanz und gewinnt. Der Wind dreht, und plötzlich ist der Geruch des Hafens eine andere Melodie: mehr Teer, weniger Blut, mehr Versprechen, weniger Erinnerung. Ich atme ein, als wäre da etwas Neues drin, und atme aus, als hätte ich es mir nur eingebildet.

Als wir die Planke zum Anleger erreichen, hebt die See die Stimme. Es ist keine Drohung, nur eine Erinnerung: Ich war schon immer hier, sagt sie, und ich warte nicht. Das Wasser hat diese Art von Höflichkeit, die dich frieren lässt. Der Alte bleibt stehen, deutet auf das Schiff mit dem abgenagten Namen und sagt: „Sie bezahlen bar.“ Ich lache, ohne Zähne zu zeigen. „Bar ist gut“, antworte ich, „bar vergisst dich schneller.“ Ich trete an die Kante, sehe mein Spiegelbild in dem dunklen, geriffelten Glas unter mir, wie es bricht und wieder zusammenläuft, und ich frage mich, ob man seine Seele verlieren kann, wenn man nicht sicher ist, sie je besessen zu haben.

Hinter mir klappert eine Laterne. Vor mir schwingt ein Tau wie ein Pendel. Irgendwo scheppert eine Glocke, einmal, zweimal, als wollte sie ein Spiel beginnen. Der Himmel reißt einen dünnen Schlitz Licht auf, und das Grau wird heller, aber nicht freundlicher. Ich denke an all die Männer, die hier standen,

mit dem selben Knoten in der Brust, und ich denke an all die, die zurückkamen, und wie wenige das waren. Das Holz unter meinen Stiefeln ist nass, und jede Diele hat ein anderes Gedächtnis. Ich setze einen Fuß vor den anderen, und der Hafen atmet hinter mir aus, als hätte er lange die Luft angehalten. Vielleicht tut er das immer, wenn einer geht. Vielleicht hofft er, dass wir alle zurückkommen, damit er weiterstinken darf.

„He, du!“ Eine Stimme, jetzt zum dritten Mal heute, und diesmal dreht sich sogar mein Name um. Ich schaue auf. Am Ende des Stegs steht ein Mann, der aussieht, als wäre er sein eigener Schatten. Kein Mantel, nur eine Jacke, die die Nähte nicht mehr glaubt. Er hebt die Hand nicht, um zu winken, sondern um das Schweigen zu halten. „Arbeit?“ fragt er. Das Wort fällt nicht, es landet. Ich nicke. Er mustert mich, als wären seine Augen ein Zollstock. „Kannst du trinken?“ fragt er. „Ja.“ „Kannst du stehen, wenn du trinkst?“ Ich zucke mit den Schultern. „Manchmal.“ Er lächelt nicht, aber seine Narbe am Mundwinkel rührt sich. „Das reicht.“

Hinter ihm macht das namenlose Schiff ein Geräusch, das man nur hören kann, wenn man bereit ist, es zu hören: ein leises, zufriedenes Knacken, als ob es dich schon in den Zähnen hätte. Der Gestank des Hafens hängt mir noch im Hals, aber er verliert gegen etwas anderes, etwas, das nach Richtung riecht, nach Fahrt, nach einer Antwort, die man sich nicht traut zu fragen. Ich schaue zurück, ein letzter Blick auf die Tavernen, die Schuppen, die Gesichter aus Brettern und Nebel, und sie blicken zurück, gleichgültig, wie immer. Dann gehe ich los, und die Planke schwingt, und das Wasser sagt: Willkommen oder sowas. Und irgendwo, weit draußen, wo die Farbe des Himmels in die Farbe des Meeres kippt, reibt sich eine finstere Idee die Hände.

Er stand nicht da wie ein Mann, sondern wie ein verdammter Grenzstein. Einer, an dem du entweder vorbeimusst oder eben liegen bleibst. Der Kapitän. Kein Name, kein „Herr so-und-so“, keine Legende, noch nicht. Nur ein Typ mit einem Gesicht, das aussah, als hätte Gott beim Zurechtschneiden der Haut das Messer stumpf gehabt. Die Stirn war ein zerfurchtes Schlachtfeld, eine Narbe zog sich quer von Schläfe zu Kiefer, als hätte er mal einem Engel die Faust in den Bauch gerammt und das Vieh hätte zurückgeschlagen. Seine Augen aber – die waren still. Still wie ein Messer, das auf dem Tisch liegt und trotzdem schon alle bedroht.

Er trat aus dem Schatten einer Taverne, ohne Eile, ohne diesen besoffenen Wankelgang, den die meisten Seeleute haben, wenn sie noch nicht an Bord sind. Nein, der hier bewegte sich wie jemand, der den Boden gar nicht berührt. Einer, der schon viel zu lange auf Decks gestanden hat, die unter

Kanonendonner beben. Er roch nicht nach Rum. Nicht nach billigem Schweiß. Er roch nach Salz und Eisen, wie ein Schwert, das im Regen liegt. Und die paar Typen, die gerade noch die Zähne fletschten in irgendeinem Streit um Würfel, hörten plötzlich auf. Als hätte einer die Musik ausgemacht.

Die Hafentratten, die Möchtegern-Matrosen, die sich sonst wie Könige fühlen, wenn sie ein Messer in der Hand haben – sie alle rückten unbewusst ein Stück zur Seite. Platz machen, weil hier einer kam, der keinen Platz mehr erkämpfen musste. Der Kapitän sprach noch kein Wort, aber er hatte schon alle Stimmen erstickt.

Sein Mundwinkel zuckte kurz, als hätte er einen schlechten Witz gehört, und er zog an seiner Pfeife. Der Rauch schmeckte nach verbranntem Seetang, ich schwöre es, er legte sich wie ein grauer Film über die Szene, über die Gesichter, über den ganzen stinkenden Hafen. Und in diesem Moment war klar: Dieser Mann war nicht hier, um zu reden. Dieser Mann war hier, um zu nehmen.

„Ich brauche Männer.“ Das waren die ersten Worte, die er sagte, und sie kamen nicht wie eine Bitte, sondern wie ein Urteil. Kein „bitte“, kein „sucht Arbeit“, kein „habt ihr Lust“. Nur eine Feststellung. Und das war's. Wer da stand, wusste: Entweder du gehst mit – oder du verschwindest, bevor er dich ansieht.

Einer der Hafentrümmel, großmäulig, halb vollgesoffen, trat vor, grinste schief und meinte: „Und wenn wir nicht wollen, Herr Kapitän?“ – ein Satz, der klang wie ein Kind, das einem Metzger erzählt, dass Schweine fliegen können. Die Antwort war kein Wort. Es war nur ein Blick. Der Kapitän sah ihn an, einmal, und der Grinser war still, als hätte man ihm die Kehle zgedrückt. Er taumelte zurück, stieß gegen die Wand der Taverne, und alle lachten nicht. Nicht einer. Weil keiner das Gefühl loswurde, dass dieser Blick mehr Kraft hatte als jedes Messer.

Ich schwöre, der Hafen hielt für einen Moment die Luft an. Die Möwen schrien, die Ratten raschelten, die Fässer ächzten – aber das alles war nur Hintergrundrauschen. Im Vordergrund stand er, der Kapitän, und du wusstest, dass die verdammte See ihn schon kannte. Die See hatte ihm schon ihre Stimme geliehen, und er hatte sie nie zurückgegeben.

Er ging weiter, als wäre nichts gewesen. Er sprach noch einmal: „Heute Nacht segeln wir. Wer Gold will, kommt. Wer Frauen will, kommt. Wer leben will, bleibt besser hier.“ Dann spuckte er in den Dreck, drehte sich um und verschwand Richtung Anleger. Keine Verhandlung, keine Erklärungen, kein Plan

auf Papier. Nur eine Einladung zur Verdammnis, und verdammt viele wollten sie annehmen.

Ich blieb stehen. Spürte, wie mein Herz schlug, als hätte es gerade den Rhythmus gewechselt. Da ging einer, der kein Mann war, sondern ein Sturm in einem Mantel. Und ich wusste: Das hier wird nicht einfach eine Fahrt. Das hier wird eine Geschichte, die mich entweder verschlingt oder unsterblich macht. Vielleicht beides.

Die Kneipe roch wie das, was der Hafen im Schlaf auskotzt. „Zum blauen Aal“ – ein Name, der so ehrlich war wie ein betrunkenener Beichtvater. Du trittst ein, und dir knallt alles auf einmal entgegen: der Rauch, der sich wie ein dreckiger Vorhang über die Köpfe legt; das Gestammel aus zehn verschiedenen Sprachen, die alle nach demselben klingen – nach Gier; das Klappern von Würfeln auf Holz, begleitet vom Kreischen einer Hure, die tut, als würde sie Spaß haben, weil sie sonst nichts hätte. Der Boden klebte. Nicht von gestern, nicht von heute. Von allen Tagen, die je passiert sind. Wein, Bier, Rum, Blut, Schweiß, Kotze – alles hat hier eine Schicht hinterlassen. Wer hinfiel, blieb kleben wie ein verdammter Käfer im Honig.

Am Tresen stand ein Wirt, der so aussah, als würde er in seinem eigenen Bier schlafen. Ein Gesicht wie altes Leder, die Augen rot umrandet, und Hände, die schon lange keinen Respekt mehr vor Geldscheinen hatten. Er zog ein Fass auf, und das Bier lief in den Krug wie eine Entschuldigung. Niemand trank hier wegen des Geschmacks. Sie tranken, weil sie was zum Festhalten brauchten, während die Welt schwankte.

Ein paar Matrosen spielten Karten. Die Art Männer, die nie gewinnen, egal, welche Karten sie in der Hand haben. Neben ihnen ein abgemagerter Kerl mit einer Pfeife, die länger war als sein Verstand. Er grinste, und du sahst die faulen Zähne, die aussahen wie ein Haufen morscher Bohlen. Auf dem Tisch stapelte sich Kupfergeld, ein paar Silberstücke, ein Dolch. In der Ecke sang einer. Keine Melodie, nur ein heiseres Brummen, das mehr klang wie ein Gebet, das keiner hören wollte. Eine Hure hockte auf seinem Schoß und lachte über nichts, und er hielt sie fest, als könnte sie ihm weglaufen, obwohl ihre Augen längst woanders waren.

Ich nahm mir einen Platz am Rand. Bestellte nichts. Sah zu. Das war der Trick. Hier musstest du nicht immer mitspielen. Manchmal reichte es, zuzusehen. Und zuzusehen hieß, du lernst die Regeln: Wer spricht zu laut, wer lacht zu hart, wer schaut zu lang. Die Fehler, die dich ins Grab bringen, sind hier so

offensichtlich wie die Flaschen im Regal. Aber die meisten sahen sie nicht. Weil sie nicht sehen wollten.

Dann passierte es. Nicht mit Trompeten, nicht mit Vorwarnung. Einfach so. Der Kerl mit der Pfeife verlor ein Spiel, das er nie hätte gewinnen sollen. Er warf die Karten hin, stand auf, griff nach dem Dolch. Alles in einer Bewegung, die so flüssig war wie die Spucke, die ihm aus dem Mundwinkel lief. Sein Gegner, ein Matrose mit Armen wie Seile und Augen wie zwei Glasperlen, lachte ihm ins Gesicht. Und das war sein Fehler. Ein einziges Lachen zu viel. Die Klinge glitt unter die Rippen, rein, raus, kein Theater, kein Geschrei. Ein Zischen, als würde man einen alten Schlauch anstecken.

Der Matrose sackte zusammen, als hätte man ihm den Boden geklaut. Sein Bier kippte um, floss über den Tisch, tropfte in die Blutlache. Zwei Flüssigkeiten, die sich brüderlich mischten. Jemand schrie auf, eine Frau vielleicht, vielleicht ein Mann, schwer zu sagen bei dem Lärm. Aber das Schreien war nur ein kurzer Funken. Danach Stille. Keine Stille wie in einer Kirche. Eine Stille wie in einem Boxring, wenn einer schon am Boden liegt und alle wissen: vorbei.

Der Pfeifenkerl stand da, atmete schwer, als hätte er gerade das Meer besiegt. Niemand griff ein. Niemand rief nach der Wache. Hier im „Blauen Aal“ war Mord nur eine andere Art, einen Abend zu beenden. Der Wirt kam, sah die Leiche, seufzte, als hätte jemand sein Lieblingsglas fallen lassen, und wischte mit einem nassen Lappen über den Tisch. „Nicht auf den Boden tropfen lassen“, murmelte er. „Zieht Ratten an.“

Die Leiche blieb sitzen. Der Kopf hing nach vorne, die Arme schlaff, die Augen auf den Karten, die er verloren hatte. Einer der Spieler nahm sich das Geld, stopfte es ein, grinste. „Sein Glück brauch ich auch nicht.“ Keiner protestierte. Das Geld war jetzt frei. Wie alles hier frei war, wenn du es dir nahmst, während der andere noch warm war.

Die Hure kicherte, nahm sich den Krug des Toten, trank einen Schluck und spuckte ihn wieder aus. „Scheiß Geschmack“, sagte sie, und die Runde lachte wieder. Als wäre das alles nur ein Witz, und der Tote war die Pointe. Das Blut lief weiter, tropfte leise, tropfte immer weiter, als würde es nicht aufhören wollen. Ich sah zu und dachte: Das hier war die erste Leiche auf der Reise, und wir hatten noch nicht mal die Planken betreten.

Der Hafen lebte. Nicht so wie ein Mensch lebt, mit Herz und Hirn. Nein, er lebte wie eine Krankheit, die du nicht loswirst. Er war ein Leib voller Gassen, die sich wie Gedärme wanden. Er war ein Magen, der jeden schluckte, egal ob Matrose,

Dirne oder Ratte. Und er spie dich nur wieder aus, wenn du schon halb verfault warst. Der Gestank, den du rochst, war nicht einfach Verwesung. Es war Atem. Der Atem eines Monsters, das zu groß war, um es mit bloßen Händen zu töten.

Wenn der Wind kam, brachte er nicht nur Salz vom Meer. Er brachte Stimmen. Die Schreie von Männern, die hier vor zwanzig Jahren am Galgen zappelten. Das Kreischen von Frauen, die in den Gassen ausbluteten, weil sie das Pech hatten, den falschen Blick zu erwidern. Und manchmal auch ein Lachen. Ein altes, hämisches Lachen, das aus den Ritzen des Kopfsteinpflasters drang. Man wusste nicht, ob es echt war oder ob der Rum dir nur Halluzinationen schenkte. Aber am Ende machte das keinen Unterschied. Der Hafen lachte dich immer aus.

Tagsüber zeigten sich die Mauern, die Türme, die Segelstangen, das klapprige Holz. Doch nachts, wenn die Laternen schwankten und die Schatten länger waren als die Menschen, veränderte er sein Gesicht. Plötzlich war da ein Auge in einem Fenster, das eigentlich leer stand. Plötzlich eine Hand, die nach dir griff, und wenn du dich umdrehtest, war nur eine alte Tonne da. Ich habe Männer gesehen, die in den Hafen gingen und nicht wieder rauskamen. Nicht weil sie tot waren, sondern weil der Hafen sie gefressen hat, in seinen feuchten Bauch gezogen, als wären sie nie da gewesen.

Die Gassen stanken nach nassem Hanf, fauligem Fleisch, billigem Parfüm. Aber der Gestank war mehr als nur Dreck. Er war Erinnerung. Jeder Atemzug trug die Geschichte von Hunderten, die hier gefallen waren. Jede Pfütze war eine Landkarte aus Urin und Regenwasser, die dich zu Orten führte, an denen du nicht sein wolltest. Und wenn du in der Dunkelheit stolpertest, dann stolpertest du über Knochen, die nicht alt genug waren, um weiß zu sein, und nicht jung genug, um noch Namen zu tragen.

Die Häuser lehnten sich über dich wie alte Matronen, die sehen wollten, ob du was taugst. Ihre Balken knarrten wie Knochen, die zu lange geschleppt wurden. Türen standen offen, luden dich ein, und du wusstest: Wer hineingeht, kommt nicht immer wieder heraus. Fenster glänzten wie Augen, die den Schlaf verloren haben. Jeder Stein hatte Zähne. Jeder Nagel war ein Haken. Der Hafen war ein Haifisch, und du warst das Blut im Wasser.

Und immer diese Geräusche: Möwen, die schrien wie verfluchte Kinder. Ratten, die in den Fässern sangen. Das Klatschen der Wellen, dumpf, gierig, wie das Herz eines Henkers. Über allem das metallische Kreischen von Seilen an Masten, als würden die Schiffe selbst heulen. Die See da draußen war frei, ja –

aber hier, direkt am Rand der Welt, war sie in Ketten gelegt. Und die Ketten waren der Hafen.

Manche sagen, ein Hafen ist Zuflucht. Ein Hafen ist Heimkehr. Scheiß drauf. Dieser Hafen war kein Heim. Er war ein Wirtshaus für die Toten. Jeder, der hier anlegte, wurde Teil seines Leibes. Manchmal fuhrst du wieder hinaus, aber der Hafen blieb in dir wie eine Seuche. Selbst wenn du Land in Sicht hattest, selbst wenn das Meer glitzerte, hattest du den Gestank noch in den Lungen. Und wenn du nachts auf Deck in die Sterne starrtest, hörtest du ihn lachen. Immer lachen.

Ich stand da und wusste: Dieser Hafen war kein Ort, den man verlässt. Er ließ dich nie gehen. Er ließ dich nur glauben, du hättest ihn hinter dir gelassen. Und wenn du alt bist, wenn du irgendwo auf einem anderen Kontinent deine letzte Pulle leertrinkst, dann wirst du ihn wieder riechen. Diesen verickten Gestank, der nicht aus der Welt geht. Weil der Hafen kein Ort ist. Der Hafen ist ein Fluch.

Er saß nicht hinter einem Tisch mit Feder und Tinte. Vergiss das. Es gab keine Verträge aus Pergament, keine Siegel, kein königliches Wappen. Der Kapitän brauchte sowas nicht. Sein Vertrag war das Messer an seinem Gürtel und die Art, wie er dich ansah. Und jeder, der ihm begegnete, wusste instinktiv: Wenn du ja sagst, verkaufst du dich. Wenn du nein sagst, dann auch.

Er stand am Anleger, eine Laterne über ihm, die mehr Schatten warf als Licht. Neben ihm ein Fass Rum, halb voll, halb leer – schwer zu sagen. Männer kamen vorbei, neugierig, betrunken, auf der Suche nach einem schnellen Ausweg aus ihrem eigenen Elend. Jeder Hafen ist voll von denen, die weg wollen: Weg von Schulden, von Weibern, von Krankheiten, von sich selbst. Der Kapitän war ihr Ticket. Ein Ticket ohne Rückfahrt, aber das wussten sie nicht oder wollten es nicht wissen.

„Gold“, sagte er. Keine großen Reden. Kein Versprechen von Reichtum, Ruhm oder Ruhestand. Nur dieses eine Wort. Gold. Und die Gesichter der Männer zuckten. Gold war immer genug. Einer lachte, zeigte Zahnstümpfe. „Wie viel?“ fragte er. Der Kapitän blies Rauch aus, so langsam, dass es wie eine Drohung wirkte. „Mehr, als du jemals halten kannst.“ Und der Kerl grinste, als hätte er schon gewonnen, obwohl er längst verloren hatte.

Die erste Flasche Rum ging herum. Wer trank, war dabei. Kein Handschlag, keine Unterschrift. Nur ein Schluck aus der Kehle des Teufels, und schon warst du in der Mannschaft. Einige machten es mit einem Lachen, andere mit einem Schlucken, als wäre es Gift. Einer weigerte sich. Ein kleiner Typ mit schiefem

Rücken, sah aus, als hätte er schon zu viele Nächte in Rattenlöchern verbracht. „Nicht mit mir“, sagte er. „Ich geh lieber in den Kerker als aufs Meer mit dir.“ Das war das letzte, was er sagte. Der Kapitän zog nicht mal sein Messer. Er schaute nur. Ein Blick, ein Schritt nach vorn – und der Kleine stolperte zurück, fiel, der Kopf schlug gegen den Poller. Tot. Einfach so. Kein Applaus, kein Aufschrei. Nur ein dumpfes Geräusch und dann Ruhe.

Der Rest trank. Alle. Keiner wollte das Schicksal des Kleinen teilen. Die Flasche ging rund, klebrige Lippen, zitternde Hände, Gier in den Augen. Mit jedem Schluck starb ein Stück von ihnen, und sie spürten es. Aber keiner legte die Flasche weg. Nicht einer.

Neben mir stand ein alter Matrose mit nur einem Ohr. Er flüsterte, als rede er mit den Schatten: „Das ist kein Vertrag. Das ist ein Pakt. Und wenn du einmal unterschreibst, frisst er dich von innen.“ Ich fragte: „Und warum trinkst du dann?“ Er grinste schief. „Weil’s eh keinen anderen Weg gibt.“ Dann kippte er den Rum runter, als würde er sich selbst begraben.

Die Liste der Crew wuchs, unsichtbar, aber spürbar. Jeder, der die Flasche berührte, war gebrandmarkt. Du sahst es in den Augen: ein mattes Glühen, ein Rest von Hoffnung, der sich mit Angst vermischte. Und ich wusste: Sie hatten nicht dem Kapitän zugesagt. Sie hatten der Hölle zugesagt. Der Kapitän war nur der Mittelsmann.

Später, in der Dunkelheit, als die Laterne fast ausging und die Männer schon auf den Planken taumelten, hörte ich ihn murmeln: „Wer jetzt noch an Land bleibt, ist schon tot.“ Es war keine Drohung. Es war nur eine Tatsache. Und der Hafen, dieses stinkende Tier, lachte leise, während die Ratten näher kamen.

Es gibt in jedem Hafen diese Gestalten, die mehr sehen, als ihnen guttut. Wahrsagerinnen mit Händen wie Wurzeln. Alte Matrosen, die mehr mit dem Meer geredet haben als mit Menschen. Bettler, die nichts mehr besitzen außer Geschichten, die keiner hören will. Und genau die traten jetzt auf den Plan.

Die Männer, die gerade noch die Flasche des Kapitäns geküsst hatten, lachten, grölten, sangen dreckige Lieder. Aber zwischen ihren Stimmen kroch etwas anderes hervor. Ein Kratzen. Ein Wispern. Ein Atem, der nicht von hier war.

„Ihr segelt nicht fort“, kreischte eine alte Frau, die mit einem Sack Lumpen auf den Knien lag. „Ihr segelt hinein! In die See, die euch nie wieder loslässt!“ Sie zeigte mit einem Finger, knochig und krumm wie ein verrosteter Nagel, direkt auf den Kapitän. Keiner lachte. Keiner spottete. Stattdessen spuckten sie auf

den Boden, als wollten sie ihre Angst wegsülen. Einer warf ihr eine Kupfermünze an den Kopf, und sie kicherte, als hätte er ihr ein Stück Hölle bezahlt.

Ein einäugiger Steuermann – oder das, was mal einer gewesen sein könnte – hockte neben einem Fass. Er blies in eine Muschel, und das Geräusch war kein Lied, sondern ein Stöhnen. „Das Meer“, krächzte er, „hat ihn schon gewählt. Ihr seid nur die Zeilen in seiner Ballade.“ Die Männer schrien ihn nieder, schlugen gegen das Fass, rissen ihm die Muschel aus der Hand und warfen sie ins Wasser. Aber das Stöhnen blieb, vibrierte in der Luft, als würde das Meer selbst weiter singen.

Ein anderer, halbblind, murmelte: „Schwarze Segel. Schwarzer Himmel. Ihr werdet fahren, bis euch die Sterne vergessen.“ Er sah niemanden an, er sah nur durch uns hindurch, als wären wir schon tot.

Doch keiner wollte es hören. Rum ist lauter als jede Prophezeiung. Einer sang: „Holländers Mädchen liegt im Hafen, Holländers Herz liegt im Fass!“ und die Männer stimmten ein, gröhnten, klatschten, trampelten. Das Lachen verschluckte die Warnungen, aber sie hingen noch in der Luft. Wie Rauch, der nicht verzieht.

Ich stand da und wusste: Diese Stimmen logen nicht. Sie logen nie. Doch in einer Welt wie dieser sind Lügen bequemer als Wahrheiten. Und die Wahrheit war einfach: Wir hatten uns verkauft, und der Käufer war nicht von dieser Welt.

Der Kapitän selbst? Er hörte zu. Ganz still. Kein Widerspruch, kein Fluch, kein Spott. Er zog an seiner Pfeife, blies Rauch in die Nacht und lächelte schmal. Ein Lächeln, das nichts versprach außer Verdammnis. In dem Moment wurde mir klar: Vielleicht hatten die Wahrsager recht. Vielleicht war er nicht nur ein Mann. Vielleicht war er schon längst ein Schatten.

Die Männer feierten weiter, als könnten sie die Angst im eigenen Lärm ertränken. Aber irgendwo im Hafen, tief in einer Gasse, krächzte eine Krähe, und sie klang wie ein Lachen.

Das Schiff lag da wie ein Tier, das den Atem anhält, bevor es losspringt. Schwarz im Schatten, die Planken gespickt mit Rissen und Salz, die Segel noch eingerollt, als hielten sie die Luft gefangen. Kein Name am Bug, kein Gruß, keine Fahne, nur das Knarren von Holz, das zu alt war, um noch etwas anderes zu sein als Zähne. Es war nicht größer als die anderen Schiffe, aber es hatte dieses Gewicht in der Luft. Du wusstest: Wenn du hier an Bord gingst, dann gingst du

nicht einfach auf ein Schiff. Du stiegst in etwas ein, das mehr Hunger hatte als alle Männer zusammen.

Die Männer stolperten über die Planken, einer nach dem anderen. Manche lachten, manche schwankten, manche sangen. Alle rochen nach Rum, Angst und dem billigen Trost der Nacht. Ein paar wurden geschubst, halb gegen ihren Willen, aber niemand leistete ernsthaft Widerstand. Der Hafen hatte sie längst ausgespuckt. Sie gehörten nicht mehr dazu.

Ein paar Frauen standen am Kai, riefen Namen, die keiner mehr hören wollte. „Komm zurück, Jakob!“, „Vergiss mich nicht, Hans!“ – die Stimmen klangen wie gebrochene Gläser. Die Männer winkten nicht. Manche spuckten, andere drehten sich weg. Abschied ist nur für Leute, die glauben, dass sie eine Rückkehr verdient haben. Hier glaubte das keiner.

Der Kapitän stand auf dem Deck, das Gesicht im Schatten, die Pfeife im Mund. Er sah nicht aus wie ein Mann, der in See sticht. Er sah aus wie ein Richter, der schon alle Urteile geschrieben hat. Seine Augen waren fixiert auf die See, als hätte sie ihm etwas versprochen, das er sich holen würde. Er sprach nicht viel. Ein einziges Wort vielleicht: „Segel.“ Und das reichte.

Die Segel fielen, schwarz wie Nacht, vom Wind zerrissen, aber sie spannten sich wie die Lungen eines Toten, dem man neues Leben einblies. Das Schiff bewegte sich, langsam erst, dann schneller. Das Knarren der Planken war ein Knurren, ein unterdrücktes Lachen. Die Männer rannten, zogen an Seilen, fluchten, stolperten. Aber es war, als ob das Schiff schon selbst segelte, als ob es uns gar nicht brauchte.

Der Hafen hinter uns stank noch immer, aber er wurde kleiner, ein Schatten, der im Nebel verschwand. Doch der Gestank blieb. Er kroch uns hinterher, setzte sich in die Kleider, in die Haut, in die Lungen. Niemand sprach es aus, aber jeder wusste: Du kannst den Hafen verlassen, aber der Hafen verlässt dich nicht.

Am Kai stand die alte Frau, die uns verflucht hatte. Sie hob die Arme, als wolle sie uns segnen, aber ihre Stimme war ein Schrei: „Ihr seid schon tot!“ Ein paar Männer lachten, einer spuckte ins Meer. Doch tief drinnen wussten sie, dass ihre Worte schwerer waren als jedes Gebet.

Der Wind riss uns hinaus. Möwen schrien, als hätten sie Blut in den Kehlen. Unter uns rauschte das Wasser, kalt, gierig, lebendig. Und während das Land

verschwand, sah ich zurück – ein letzter Blick. Der Hafen stand da wie ein König, der immer gewinnt. Und ich schwor, er grinste.

Die Nacht fiel, schwarz wie ein Leichentuch, und die Laternen an Bord flackerten. Keiner sprach. Nicht einmal die, die sonst jeden Scheiß in ein Lied packten. Nur das Schiff, das atmete. Und irgendwo weit draußen, jenseits von allem, was man mit Karten finden konnte, lauerte schon die Hölle.

Und ich wusste: Wir waren nicht in See gestochen. Wir waren direkt in den Rachen des Teufels gesegelt.

### Die Flasche, das Messer und die erste Leiche

Die Nacht auf See hatte noch nichts Romantisches. Kein Sternenhimmel, kein Mond, der den Weg weist. Nur schwarze, nasse Dunkelheit, die dir ins Gesicht sprang wie ein Straßenköter. Aber die Männer an Bord hatten anderes zu tun, als den Himmel zu bewundern. Die Flaschen gingen rum, und sie gingen rum wie eine Seuche. Jeder nahm einen Schluck, manche zwei, die meisten so viele, bis sie den eigenen Namen vergassen. Der Rum war kein Getränk. Er war Medizin. Er war die einzige Antwort auf das Kratzen in der Brust, das Flüstern im Kopf, dieses nagende Gefühl, dass man nicht auf einem Schiff war, sondern in einer Kiste, die Richtung Hölle schwamm.

Das Deck klebte vom Verschütten, das Geländer vibrierte vom Singen. Einer brüllte ein Lied über eine Dirne in Cádiz, ein anderer über ein Fass Gold, das er nie gesehen hatte, und der Rest gröhlte die Refrains so falsch, dass selbst die Möwen das Maul hielten. Ein Mann mit nur einem Auge klopfte den Takt mit dem Stumpf auf ein Fass, und das klang wie ein Herz, das sich weigert aufzuhören. Ein anderer tanzte, halb nackt, die Hose in den Knien, und stolperte dabei so hart, dass er fast über Bord ging. Sie zogen ihn zurück, lachten, gaben ihm die Flasche. „Trink, Bruder, sonst erfriert deine Seele.“ Und er trank. Natürlich trank er.

Die Luft stank nach Schweiß, Salz, Rum und Angst. Aber die Angst sprach keiner aus. Man soff sie runter, man spülte sie mit jedem Schluck tiefer in den Bauch, bis sie nur noch ein dumpfes Brennen war. Es war, als ob das Schiff selbst die Flasche herumreichte, als ob die Planken uns zuflüsterten: „Mehr, mehr, bis ihr nicht mehr wisst, wem eure Knochen gehören.“

Ich sah sie an, diese Männer. Alle Gesichter glänzten, als wären sie in Öl getränkt. Ihre Augen flackerten, manche mit Freude, manche mit Wahnsinn. Einer lachte, bis er sich übergab, direkt über die Reling. Das Meer nahm es an, spülte es zurück, und ein anderer schrie: „Siehste, die See hat auch Durst!“ – und sie lachten alle, als wäre es die Pointe des Jahrhunderts.

Doch unter dem Gelächter lag ein Klang, der anders war. Das Knarren des Schiffs war tiefer als sonst, schwerer. Als ob es lauschte. Als ob es alles aufzog: die Schreie, das Lachen, den Rum, das Kotzen, und es in sich speicherte. Wie ein Magen, der nie satt wird.

Die Flasche kreiste weiter. Einer nahm sie und biss fast ins Glas, so gierig, dass er sich die Lippe aufriss. Blut tropfte auf die Planken, mischte sich mit dem Rum. Keiner achtete drauf. Aber ich schwöre, das Schiff vibrierte. Als hätte es gerade seinen ersten Geschmack bekommen.

Und in dem Moment wusste ich: Das hier war nicht nur ein Gelage. Das war ein Ritual. Wir tranken nicht, weil wir wollten. Wir tranken, weil das Schiff es wollte.

Ein Schiff ist nur so stark wie seine Crew, sagt man. Wenn das stimmt, dann war unser Schiff so stark wie ein Haufen angefaulter Kartoffeln. Jeder von ihnen war ein Wrack, das irgendwo angespült worden war, zu faul oder zu besessen, um unterzugehen.

Da war **Borke**, der Hüne. Zwei Köpfe größer als die meisten, mit Schultern wie ein Scheunentor und einem Gesicht, das aussah, als hätte jemand mit einer Axt versucht, es zu schnitzen. Er sprach wenig, und wenn er sprach, verstand man's kaum – zu viele Zähne gefehlt, zu viel Zunge vernarbt. Aber er hatte diese Hände, groß wie Schaufeln, und jeder wusste: Wenn er dich packt, kommst du nicht wieder raus.

Neben ihm saß **Lars der Fuchs**. Dünn wie ein Seil, das kurz vorm Reißen steht. Er hatte Augen, die ständig flackerten, als suchten sie schon den nächsten Ausweg, noch bevor die Situation angefangen hatte. Er war kein Kämpfer. Er stach nicht mit Fäusten. Er stach mit Worten. Immer am Raunen, immer am Lügen, immer mit dem Blick eines Mannes, der dir das Hemd klaut, während er dir sagt, du sähst gut darin aus.

Dann gab's **den Jungen**. Niemand wusste, wie er hieß. Vielleicht wusste er's selbst nicht. Er war kaum älter als fünfzehn, mit einer Stimme, die noch quietschte, wenn er zu laut sprach. Aber er sprach eh selten. Meistens saß er

da, sah zu, und in seinen Augen war dieses Wissen, das dich nervös machte. Als hätte er Dinge gesehen, die kein Mensch in dem Alter sehen sollte. Einer nannte ihn „das Kind“, ein anderer „die Maus“. Aber am Ende nannten sie ihn gar nicht mehr. Er war einfach da, wie ein Schatten, den keiner loswird.

**Havel**, der Pole, war einer, der immer lachte. Selbst wenn Blut floss, selbst wenn er selbst blutete. Ein Grinsen, breit, schief, mit einem goldenen Zahn, der funkelte, als wollte er beweisen, dass er schon mal gewonnen hatte. Er spielte Karten, würfelte, zog Frauen ab – immer mit diesem verdammten Lächeln. Und jeder fragte sich: Grinst er, weil er was weiß? Oder grinst er nur, weil er nichts mehr fühlt?

Und dann war da noch **Krähe**, so nannten sie ihn. Ein Kerl mit einem schwarzen Mantel, der immer nach feuchtem Federkleid roch. Niemand wusste, wo er herkam. Er sprach mit einer Stimme, die wie ein Grab klang. Wenn er den Mund aufmachte, verstummten selbst die härtesten Matrosen für einen Moment. Er erzählte Geschichten vom Meer, von Schiffen, die nie zurückkehrten, von Männern, die bei lebendigem Leib von den Wellen verschluckt wurden. Und er tat das mit dieser Ruhe, die schlimmer war als Schreie.

Das waren nur ein paar. Der Rest bestand aus Säufern, Dieben, Verlierern. Männer, die mehr Zeit in Kneipen verbracht hatten als bei Frauen, mehr Zeit mit Messern als mit Werkzeug. Jeder von ihnen trug etwas auf dem Rücken: Schulden, Schuld oder schlicht die Langeweile, am Land zu verrotten.

Sie alle lachten, tranken, kotzten, sangen. Und doch spürte ich: Das waren keine Männer, die heimkehren würden. Das waren Männer, die schon längst unterwegs waren – nur dass sie es selbst noch nicht wussten.

Rum ist wie ein Hund: Erst schleckt er dir die Hand, dann beißt er dir ins Gesicht. Und der Rum an Bord biss schneller zu, als man „Prost“ sagen konnte.

Es fing harmlos an. **Havel** der Pole hatte beim Kartenspiel eine Hand zu gut, um ehrlich zu sein. Zwei Asse zu viel, und sein Goldzahn blitzte wie ein verdammtes Leuchtfeuer. Neben ihm hockte **Lars der Fuchs**, der genau wusste, wann jemand schummelte – weil er's selbst dauernd tat. Er grinste dünn und schob die Karten zurück. „Schöne Finger hast du“, zischte er, „müssen flinke Hände sein.“ Havel lachte. Nicht weil's witzig war, sondern weil er immer lachte. Und genau das machte Lars rasend.

Am anderen Tisch begann der Hüne **Borke** lautstark von einer Hure in Hamburg zu erzählen, die er angeblich allein für drei Nächte gekauft hatte. Ein anderer, ein schmutziger Kerl mit Sommersprossen und einer Nase wie ein Kartoffelsack, behauptete, dass er die gleiche Hure gekannt habe – und dass sie Borke ausgelacht hätte, weil er im Bett so viel taugte wie ein nasser Sack Mehl. Das Gelächter der Umstehenden dröhnte über das Deck, und Borkes Stirn lief rot an wie ein Kanonenrohr kurz vorm Schuss.

Währenddessen stolperte der Junge, „die Maus“, durch die Runde. Er wollte nur ein Stück Brot aus der Küchenecke klauen, aber Havel riss es ihm aus der Hand, lachte und biss selbst hinein. „Ein Mann frisst zuerst, Junge.“ Doch der Blick des Kindes – still, leer, aber voller Hass – brachte die Stimmung kurz zum Schweigen. Nur kurz, dann wurde wieder gesoffen.

Der Rum tat sein Übriges. Worte wurden lauter, Stimmen schärfer. Karten flogen über das Deck, Würfel klapperten wie Knochen. „Betrüger!“, „Diebe!“, „Halt die Fresse!“ – die Sätze hallten in der Dunkelheit, vermischten sich mit dem Knarren des Schiffs. Das Gelächter verwandelte sich in Knurren.

Dann passierte der eine Blick. Immer passiert es so. Kein Messer, kein Schlag, kein lauter Streit am Anfang. Nur ein Blick, der zu lange dauert. Havel grinste Lars an, und Lars konnte nicht mehr weggucken. Zwei Hunde, die sich anstarrten, bis einer den ersten Biss wagt. Rum tropfte von ihren Kinnladen, die Fäuste zitterten, und in der Luft hing etwas, das mehr Gewicht hatte als alle Fässer an Bord.

Die See um uns war schwarz wie ein verbrannter Spiegel. Und genau so schwarz wurden die Augen der Männer. Das war kein Gelage mehr. Das war das Vorspiel. Und jeder wusste: Gleich würde es krachen.

Es gibt diesen Moment, wo alles stillsteht, bevor es kracht. So still, dass du deinen eigenen Herzschlag hörst, als wärst du plötzlich lebendig geworden. Genau da waren wir. Zwei Männer, zu viel Rum im Bauch, zu viel Hass in den Augen.

Lars der Fuchs hatte die Hände auf dem Tisch, die Finger zuckten wie Spinnenbeine. Havel grinste, zog Karten an sich, als hätte er die ganze verdammte Welt gewonnen. Das Grinsen war der Funke. Lars griff in die Jacke, und dann sahen wir es: das Messer. Kein glänzendes, edles Stück Stahl, wie's in Geschichten vorkommt. Nein. Eine schartige Klinge, stumpf an der Spitze, voller Flecken, die aussahen wie Erinnerungen an alte Kehlen. Ein Werkzeug, das öfter im Bauch steckte als in Brotlaiben.

Das Schiff hielt den Atem an. Das Knarren der Planken verstummte für einen Schlag, selbst die Möwen draußen kreischten nicht. Das Messer lag da, zwischen den Karten, zwischen den Münzen, und es funkelte im Laternenlicht wie ein dreckiger Zahn.

„Pack das weg, Lars“, murmelte einer. Ein anderer lachte nervös. Doch keiner bewegte sich. Alle starrten nur, als würde die Klinge selbst entscheiden, was jetzt passiert.

Havel hörte auf zu grinsen. Nicht aus Angst. Sondern weil er wusste, dass es jetzt kein Spiel mehr war. Er legte langsam die Karten ab, schob den Stuhl zurück, so bedächtig wie ein Tier, das weiß: Der nächste Atemzug könnte der letzte sein. Seine Hand glitt zur Seite, nicht schnell, nicht hastig – er wollte nicht zeigen, dass er sich fürchtete.

Der Junge – die Maus – stand ganz hinten, Augen groß, Mund offen. Er hatte diesen Blick, als wollte er weglaufen, aber die Füße waren festgenagelt. Er sah das Messer, und in seinen Augen war etwas, das kein Kind haben sollte: Vorahnung.

Das Messer lag immer noch da, und die Luft knisterte drum herum. Es war nicht einfach ein Stück Eisen. Es war eine Entscheidung. Es war das Versprechen, dass einer von beiden gleich weniger atmen würde.

Und irgendwo in der Dunkelheit, tief im Bauch des Schiffs, knarrte ein Balken, als hätte das Schiff selbst gelacht.

Es passierte nicht wie in den Geschichten, wo einer brüllt, der andere pariert und alle jubeln. Nein, es passierte so beiläufig wie ein Rülpsen nach zu viel Rum. Ein Zucken, ein Griff, ein Schnitt. Und plötzlich war einer weniger an Bord.

Lars der Fuchs hatte das Messer schon in der Hand, bevor jemand merkte, dass er's genommen hatte. Ein kurzer, schneller Stoß – nicht mal besonders sauber. Die Klinge glitt unter Havel's Rippen, als würde sie in ein nasses Stück Holz fahren. Kein Schrei, kein Fluch, nur ein keuchendes „Hh—“ wie ein abgewürgtes Lachen. Dann Blut. Dunkel, dick, warm. Es spritzte nicht wie im Theater. Es floss. Breit und langsam, wie Teer, der über die Planken lief.

Havel taumelte, sein Goldzahn blitzte noch einmal im Laternenlicht, dann fiel er, schwer wie ein Sack nasser Seile. Die Karten flogen aus seiner Hand, flatterten über das Deck, als wollten sie selbst abhauen. Das Lachen der anderen erstarb, das Singen auch. Nur das Schiff machte ein Geräusch – ein

leises, saugendes Knacken, als die Planken das Blut aufsogen. Ich schwöre bei allen Teufeln, das Schiff trank.

Einer lachte hysterisch, viel zu laut, viel zu lange. Ein anderer würgte, hielt sich den Mund, rannte zur Reling und kotzte ins Meer. Die Maus stand stocksteif, die Augen weit offen, als wollte er das Bild für immer in sich brennen. Und vielleicht tat er's. Vielleicht wurde er in diesem Moment kein Junge mehr.

Lars stand da, das Messer noch in der Hand, und grinste nicht. Kein Triumph, kein Jubel. Nur dieses leere Zucken im Gesicht, als wüsste er nicht mal, dass er's getan hatte. „Er hat beschissen“, murmelte er, fast entschuldigend. Doch keiner antwortete.

Das Blut sammelte sich in den Ritzen, und ich schwöre, ich hörte das Holz seufzen. Als hätte es darauf gewartet. Als wäre das der erste Tropfen von vielen, die noch kommen würden. Das Schiff war durstig, und jetzt wusste es, wie der Geschmack war.

Einer aus der Runde machte einen Schritt nach vorne, wollte was sagen, vielleicht schreien, vielleicht kämpfen. Aber er sah zum Kapitän – und hielt den Mund.

Die Männer starrten auf Havel, der da lag, die Augen offen, das Grinsen eingefroren. Sein Goldzahn funkelte noch ein letztes Mal, und dann erlosch es. Keine Seele betete. Keine Hand schloss seine Lider. Hier war der Tod nur eine weitere Bewegung des Abends.

Und irgendwo draußen, im schwarzen Meer, schlug eine Welle gegen die Bordwand, dumpf und schwer, als hätte sie Applaus gespendet.

Er kam nicht angerannt. Er schrie nicht. Er schlug nicht. Der Kapitän trat einfach näher, als hätte er schon gewusst, dass es passieren würde. Seine Stiefel machten kein Geräusch auf den Planken, und doch hörte jeder sein Kommen. Die Männer rückten zur Seite wie Hunde, die plötzlich den wirklichen Herrscher sehen.

Er blieb stehen, sah auf den Toten. Kein Blinzeln, kein Zucken, kein Wort. Dann wanderte sein Blick zu Lars. Der Fuchs stand da, das Messer noch immer in der Hand, Blut tropfte von der Klinge. Seine Lippen bebten, als wollte er etwas sagen, irgendeine Entschuldigung, irgendeinen Fluch. Aber die Worte blieben hängen. Weil die Augen des Kapitäns ihn schon festgenagelt hatten.

Der Kapitän hob die Pfeife an den Mund, zog einmal, blies Rauch aus, der sich über das Deck legte wie ein graues Leichentuch. Dann sprach er. „Mord ist kein Problem.“ Seine Stimme war leise, aber sie schnitt tiefer als jedes Messer. „Mord ist Ordnung. Mord ist sauber. Aber Chaos...“ Er machte eine Pause. Der Rauch hing noch immer in der Luft. „Chaos dulde ich nicht.“

Er ging zu Lars, langsam, so langsam, dass es wie ein Urteil war, das sich Zeit ließ. Dann streckte er die Hand aus. Lars zögerte, dann reichte er ihm das Messer. Der Kapitän nahm es, betrachtete die Klinge, als würde er in ihr die Zukunft lesen. Dann warf er sie ins Meer. Ein Platschen, das klang wie ein Schlusspunkt.

Er packte Havel's Leiche an den Schultern, zog ihn zum Rand. Kein anderer rührte sich, kein anderer half. Alle sahen zu. Der Kapitän warf den Körper über Bord, und das Meer nahm ihn mit einem dumpfen Schlag. Ein paar Sekunden schwamm er, das Gold im Zahn blitzte noch ein letztes Mal im Mondlicht. Dann verschwand er.

„Das Schiff nimmt, was es braucht“, sagte der Kapitän, ohne sich umzudrehen. „Und ihr lebt, solange ihr ihm nicht im Weg steht.“ Kein Brüllen, kein Donner. Nur diese kalte Ruhe, die schlimmer war als jede Drohung.

Dann drehte er sich um, ging zurück in die Schatten. Die Männer atmeten wieder, als hätte er ihnen erlaubt, es zu tun. Keiner sprach mehr. Keiner lachte. Nur das Schiff knarrte, satt und zufrieden, als hätte es gerade einen Schluck genommen, auf den es lange gewartet hatte.

Die Nacht nach dem ersten Blut war keine gewöhnliche. Sie legte sich über das Schiff wie ein feuchter Sack, der einem die Luft aus der Lunge presst. Die Laternen hingen träge an den Masten, das Licht warf mehr Schatten als Helligkeit, und jeder Schatten sah aus wie Havel, der Tote, der gerade ins Meer geflogen war.

Die Männer lagen verstreut auf Deck und in den Hängematten, einige noch mit der Flasche in der Hand, andere mit offenen Augen, die nicht schlafen konnten. Keiner sprach. Das Schiff knackte, der Wind pfiff durch die Seile, das Wasser schlug an die Bordwand. Normale Geräusche, ja – aber sie klangen nicht normal. Sie klangen hungrig. Als würde das Schiff selbst das Meer anknabbern.

Dann hörten wir es. Erst ein Platschen, dann ein Schaben. Einer sprang hoch, rannte zur Reling. „Da!“ rief er, „da treibt er noch!“ Wir alle sahen hin. Und da war er. Havel. Der Körper schwamm nicht einfach. Er lag da wie eine Puppe, die

von uns fortgezogen wurde, aber nicht versank. Der Mond brach durch die Wolken, und verdammt noch mal – sein Goldzahn blitzte noch immer.

„Der sinkt nicht“, flüsterte einer. „Der will nicht runter.“ Jemand lachte, ein hohles, nervöses Lachen, das sofort wieder im Hals stecken blieb. Und dann – ich schwöre es – hörten wir ein Geräusch. Kein Seeschrei, kein Möwengekreisch. Ein Lachen. Dumpf, blubbernd, aus der Tiefe. „Der lacht“, murmelte die Maus mit der Stimme eines Kindes, das zu schnell erwachsen wird.

Ein paar Männer wollten Leinen werfen, ihn zurückholen. Andere schrien, sie sollen die Finger davon lassen. Der Kapitän trat vor, ohne Eile, ohne Zorn. Er schaute aufs Wasser, und in seinen Augen flackerte kein Zweifel, kein Zucken. „Das Meer hat ihn genommen“, sagte er. „Und wenn es ihn nicht runterschluckt, dann hat es seine Gründe.“

Und genau in diesem Moment zog eine Welle den Körper fort, schneller, tiefer, als wäre da unten eine Hand, die ihn greifen wollte. Havels Kopf verschwand, das Gold blinzelte noch einmal – dann war nur noch Dunkelheit.

Keiner sprach mehr. Keiner sang. Nur die Flasche kreiste wieder, diesmal leiser, ohne Gelächter. Jeder trank, als könnte er das Bild hinunterspülen, doch es blieb. Das Meer hatte ihn nicht losgelassen. Und wir wussten alle: Havel war nicht fort. Nicht wirklich.

In den Hängematten zitterten Männer im Schlaf. Einer schrie, ein anderer murmelte Gebete, die er nicht kannte. Die Maus lag wach, die Augen weit offen. Und ich... ich hörte immer noch dieses Lachen, irgendwo unter uns, tief im Rumpf, als hätte das Schiff es verschluckt und wollte es uns wieder vorsingen.

Und in dieser Nacht, unter schwarzem Himmel, mit der ersten Leiche im Bauch der See, wurde klar: Wir waren nicht einfach eine Crew auf einer Fahrt. Wir waren Teil von etwas, das uns schon längst gewählt hatte. Etwas, das kein Zurück mehr kannte.

## Frauen, Rum und faule Zähne

Die Nacht war glatt wie schwarzes Glas. Keine Sterne, kein Mond, nur ein Himmel, der aussah wie ein zugenagelter Deckel über einem Sarg. Das Meer war ruhig, zu ruhig, als hätte es sich selbst vergessen. Doch an Bord war nichts ruhig. Rum floss noch immer wie ein endloses Rinnsal durch durstige Kehlen. Der Geruch von Schweiß, Rauch und Alkohol hing wie ein alter Teppich über dem Deck.

Die Männer lagen herum, verstreut zwischen Fässern, Seilen und Kanonen, wie weggeworfene Lumpen. Einer schnarchte, ein anderer sang, drei würfelten, als würden sie um ihr Leben spielen. Und in der Mitte – immer die Flasche, die heilige Mitte, der Grund, warum sie noch atmeten. Sie gaben sie weiter, immer im Kreis, wie eine Gebetskette, aber jedes „Gebet“ endete mit einem Rülpsen, einem Fluch oder einem Lachen, das zu laut war für die Nacht.

„Auf die Weiber!“ brüllte einer, und die Flasche hob sich in die Luft. „Auf die verdammten Weiber, die uns hierher geschickt haben!“ Alle lachten, aber das Lachen hatte Kanten. Jeder wusste: Jede Frau war ein Grund, warum sie hier saßen – oder eben keiner mehr. Manche waren weggelaufen von einer Ehe, die sie zermalmte. Andere von einer Hure, die sie ausgesaugt hatte bis zum letzten Kupfer. Wieder andere – von Frauen, die einfach aufgehört hatten, ihre Namen zu sagen.

Das Schiff knarrte, als lausche es. Jeder Satz, jedes Gelächter wurde von den Planken geschluckt, als würde das Holz selbst die Geschichten sammeln. Und ich wusste: Dieses Schiff lebte von unserem Elend. Es wollte hören, wie kaputt wir waren. Und es saugte jeden Tropfen auf.

Der Junge – die Maus – saß am Rand, die Knie angezogen, die Augen wach. Er trank nicht viel, vielleicht ein Schluck hier und da. Aber er hörte. Er hörte, wie die Männer redeten, prahlten, logen, fluchten. Und vielleicht begriff er schneller als wir alle, dass Frauen, Rum und faule Zähne keine Themen waren. Sie waren Ausreden. Ausreden, um sich nicht einzugestehen, dass wir schon längst verdammt waren.

Das Meer war stumm. Aber auf dem Deck wurde gelacht, getrunken, gespottet. Es war diese Art von Nacht, die nur eine Richtung kennt: Tiefer runter.

Es dauerte nicht lange, bis die Flasche die Zungen lockerte. Rum ist wie ein rostiger Schlüssel – er sperrt alles auf, was du besser zugeschlossen hättest.

Und die Männer fingen an, von Frauen zu reden. Von denen, die sie hatten. Von denen, die sie verloren. Von denen, die sie nie wiedersehen würden.

Borke, der Hüne, der sonst kaum drei Worte am Stück herausbrachte, murmelte von einer Frau in Danzig, die angeblich so breit war wie zwei Betten. „Sie hat mich einmal gehalten“, sagte er, und seine Stimme klang, als würde er einen Sack Steine schleppen. „Einmal. Danach hab ich sie nie wieder gefunden.“ Alle lachten, aber Borkes Augen verrieten, dass er das nicht witzig meinte.

Lars der Fuchs grinste dünn und erzählte von einer Hure in Marseille, die ihm angeblich das Herz gestohlen hatte. „Ich ließ es ihr, weil es mir zu schwer war.“ Das Gelächter war dreckig, doch die Wahrheit hing im Raum: Kein Mann gibt freiwillig sein Herz her, es wird ihm genommen.

Ein anderer, ein Schotte mit einem Bart wie ein nasses Seil, prahlte: „Meine Frau hat mich verlassen, weil ich zu viel soff.“ Er grinste, hob die Flasche und brüllte: „Jetzt sauf ich doppelt, um ihr zu beweisen, dass sie recht hatte!“ Alle gröhlten, klopfen ihm auf die Schulter, und er lachte mit – aber in seinen Augen war ein Loch, das größer war als jedes Fass an Bord.

Der Pole Havel, der Tote, war noch in aller Köpfe, und einer flüsterte: „Seine Frau? Hat er nicht erzählt, dass sie ihm Hörner aufgesetzt hat? Vielleicht hat er deswegen so gelacht, immer gelacht – damit er ihr Gesicht nicht sehen musste.“ Niemand antwortete. Es war unhöflich, über Tote zu sprechen, die noch nicht einmal richtig gesunken waren.

Dann kam einer, den alle „Kröte“ nannten, weil er so aussah, als hätte ihn jemand aus dem Schlamm gezogen. Er erzählte, dass seine Frau in Lissabon mit einem Priester durchgebrannt sei. „Ein Priester!“ brüllte er. „Er hat ihr Gott versprochen, und ich hatte nur Rum.“ Das Lachen diesmal war bitterer, brüchiger.

Und dann war da noch die Maus. Der Junge. Er sagte nichts. Aber als die Männer schrien, lachten und prahlten, sah er ins Dunkel, hinaus aufs Meer. Seine Augen waren groß, und in ihnen lag dieses Wissen: Er hatte vielleicht nie eine Frau gehabt, und genau deshalb verstand er schon jetzt mehr als all die anderen. Er wusste: Die Geschichten waren keine Erinnerungen. Sie waren Wunden. Und jede von ihnen blutete noch.

Das Schiff knarrte wieder, lauter diesmal, als würde es zuhören. Es sog die Geschichten auf wie Blut, und ich spürte, wie es sich spannte, hungrig, gierig.

Als wäre jede Frau, die genannt wurde, ein weiterer Nagel in den Sarg, den wir alle schon teilten.

Der Rum war der wahre Kapitän. Nicht der Mann mit der Narbe, nicht das Meer mit seinem Hunger – es war die Flasche, die hier Befehle gab. Jeder Griff nach ihr war ein Eid. Jeder Schluck war ein Gebet. Und kein Gebet wurde je beantwortet, außer mit noch mehr Durst.

Sie gaben die Flasche weiter wie eine Hostie in einer verdrehten Messe. Die Lippen waren rissig, die Hände schwitzten, die Kehlen brannten. Aber sie hörten nicht auf. Rum machte die Wunden kleiner, das Lachen lauter, die Schuld erträglicher. Rum war der Bruder, der dir nicht widerspricht, die Frau, die dich nicht verlässt, der Priester, der keine Fragen stellt.

„Rum heilt alles“, rief einer, als er fast erstickte, während die Flüssigkeit über sein Kinn tropfte. Die anderen lachten, und doch wussten sie: Er hatte recht. Rum heilte – bis er tötete. Und das war in Ordnung. Denn was sollte man sonst tun, mitten auf einem Schiff, mitten im Nichts, mit nichts außer den Gedanken, die dich auffressen?

Die Flasche klapperte über die Planken, als sie die Runde machte, als würde das Schiff selbst dafür sorgen, dass sie nie leer wurde. Aber sie wurde leer. Immer wieder. Und dann tauchte wie von Geisterhand die nächste auf. Niemand wusste, wie viele Fässer noch im Bauch des Schiffs schlummerten. Aber es waren genug, um uns alle zu versaufen.

Manche tranken mit Wut, als wollten sie das Leben an der Kehle packen. Andere tranken mit Gleichgültigkeit, als wären sie schon tot. Wieder andere tranken mit einem Glanz in den Augen, der gefährlich war – der Glanz von Männern, die im Rausch den Mut finden, den sie nüchtern nie hätten.

„Rum ist wie ein Weib“, brüllte einer. „Er macht dich weich, er macht dich hart, er macht dich leer.“ Die Männer gröhlten, stießen an, einer schlug einem anderen fast die Zähne aus, nur weil er nicht schnell genug getrunken hatte.

Und während das Gelächter über das Deck rollte, war da wieder dieses Knarren. Dieses tiefe, satte, zufriedene Geräusch, das nicht vom Wind kam. Es war, als würde das Schiff selbst trinken, mit jedem Schluck, den wir nahmen. Es gierte danach, dass wir uns zerstörten. Und wir taten es, bereitwillig, lächelnd, betrunken.

Der Rum war kein Ersatz. Der Rum war der neue Gott. Und jeder von uns war sein gläubiger, sabbernder Hund.

Es gibt nichts Ehrlicheres als ein Maul voller fauler Zähne. Du kannst lügen über Frauen, über Gold, über Ruhm. Aber wenn du lachst, zeigt dein Maul die Wahrheit. Und an Bord dieses Schiffes war jede Wahrheit braun, schwarz oder schon längst ausgefallen.

Borke lachte, und drei Zahnlücken gähnten wie offene Fenster in einem Haus, das keiner mehr renoviert. „Ha!“, brüllte er, „wenigstens beiße ich nicht in Suppe wie der verdammte Fuchs!“ Lars fletschte die eigenen Beißer – krumm, spitz, gelb, und einer stand so schief, dass er aussah wie ein Nagel, der aus der Wand ragt. „Besser krumm als keiner“, zischte er zurück.

Das Gelächter schwappte über das Deck, angeheizt vom Rum. Einer der Männer spuckte einen Zahn aus, einfach so, mit einem Spritzer Blut, als hätte er gerade ein Stück von sich selbst ausgehustet. Er hielt ihn hoch wie einen Trophäenpokal. „Schaut, Brüder, ich zahl meine Miete in Zähnen!“ Das Brüllen der anderen hätte die Segel füllen können. Sie klatschten, sie heulten, einer schlug sich den Kopf am Fass, nur weil er nicht wusste, wohin mit dem Lachen.

Dann kam **Kröte**, das Gesicht voller Pickel, das Maul wie ein Grab voller morscher Balken. Er riss es weit auf und schrie: „Hier, schaut her! Eine Orgel, auf der nur der Teufel spielt!“ Seine Zahnstümpfe glänzten im Laternenlicht, und einer brach ab, während er redete. Einfach so, knack, weg. Er hielt sich den Mund, Blut sickerte heraus, und er grinste trotzdem. Vielleicht gerade deswegen.

Das Gelächter kippte langsam ins Irre. Es war kein gemeinsames Lachen mehr, es war ein Keifen, ein Röcheln, ein Husten. Männer schlugen sich auf die Schenkel, kippten rückwärts, würgten, bis der Rum ihnen aus der Nase kam. Und dabei zeigten sie immer wieder ihre Mäuler, diese zerfallenden Kathedralen, in denen kein Gott mehr wohnte.

Einer zog plötzlich einen alten Zahn aus der Tasche – seinen eigenen oder von jemand anderem, keiner wusste es. Er legte ihn auf den Tisch, neben die Würfel. „Einsatz“, sagte er. Sie lachten, warfen, spielten. Der Zahn rollte wie ein Knochen, und es fühlte sich an, als hätte jemand damit die Würfel des Schicksals ersetzt.

Das Schiff knackte wieder, lang und tief, und ich schwöre: Es lachte mit. Die Planken vibrierten, als ob sie unsere verrotteten Zähne schmecken konnten.

Vielleicht wollte es uns nicht nur saufen sehen. Vielleicht wollte es uns auch zahnlos haben, mundlos, stimmlos – bis wir nur noch Kieferknochen waren, die im Dunkeln klapperten.

Und da wusste ich: Zähne sind nichts als kleine Denkmäler der Wahrheit. Und Wahrheit ist hier nicht willkommen.

Man sagt, jede Fahrt beginnt mit einer Frau. Einem Lächeln, das man nicht vergessen kann, oder einem Blick, den man nie wieder sehen will. Bei mir war's beides, und beides zur falschen Zeit.

Sie hieß **Marta**, glaube ich. Vielleicht hieß sie auch anders, aber Marta klingt in meinem Kopf immer noch wie ein Stein, der dir auf die Brust fällt. Ihre Haare rochen nach Rauch und Bier, ihre Finger nach Kreide und Staub, weil sie in der Spelunke Tische wischte, an denen Männer starben, ohne dass jemand es merkte. Ich war jung, zu jung, um zu wissen, dass Liebe nichts anderes ist als eine Wette, bei der immer das Messer gewinnt.

Sie lachte viel. Nicht dieses Lachen, das dein Herz wärmt, sondern das andere – das, das dir zeigt, dass du nur ein weiterer Trottel bist. Ich kaufte ihr Bier, ich kaufte ihr Suppe, ich kaufte ihr alles, was ich mir nicht leisten konnte. Und sie nahm es, mit einem Lächeln, das so kalt war wie das Hafenwasser. Nachts lag ich bei ihr, und sie war da, ja – aber nur mit dem Körper. Ihr Blick war immer woanders. Als wäre ich nur ein Möbelstück, das sie benutzte, bis was Besseres kommt.

Eines Morgens war sie weg. Keine Nachricht, keine Spur, nicht mal ein letzter Fluch. Nur mein Geldbeutel war leer, und die Matratze roch nach Schweiß, der nicht meiner war. Ich saß da, wie ein Hund, dem man die Schüssel weggetreten hat. Zwei Tage später sah ich sie wieder – im Arm von einem Matrosen, groß wie ein Bär, die Hände voller Münzen. Sie lachte. Wieder dieses Lachen. Und ich wusste: Ich war nie mehr gewesen als ein Zeitvertreib.

Also tat ich, was alle tun: Ich soff. Ich soff so viel, dass der Boden wackelte, und als er aufhörte zu wackeln, stand ich auf einem Schiff. Das war's. Keine große Entscheidung, kein Traum von Gold oder Ruhm. Nur ein dummer Herzschlag, der den falschen Namen im Mund hatte.

Und wenn ich heute die Männer höre, wie sie von ihren Weibern reden, ihren Huren, ihren verlorenen Lieben, dann weiß ich: Wir alle sitzen im selben Boot – im wahrsten Sinne. Frauen sind der Grund, warum wir ablegten. Aber keiner von uns fährt zurück.

Ich könnte lügen und sagen, ich hätte Marta vergessen. Aber die Wahrheit ist: Ich erinnere mich noch an ihren Mund. An die Zähne, leicht verfault, leicht schief, mit einem kleinen Fleck vorne. Und trotzdem... wenn ich die Augen schließe, sehe ich sie lachen. Immer lachen. Und ich weiß: Das Meer kann viele Dinge fortspülen. Aber nicht das. Nie das.

Es fing wieder mit einem Witz an. Es fängt immer mit einem Witz an.

Kröte, der mit dem Maul wie ein Grab voller morscher Balken, zeigte in die Runde und lallte: „Wir sind alle gleich, nur der eine stinkt mehr aus'm Maul als der andere.“ Gelächter, natürlich. Rum auf den Lippen, Spucke in den Bärten, jeder haute sich auf die Schenkel, bis einer plötzlich nicht mehr lachte.

Borke, der Hüne, rieb mit der Faust über seinen Zahnstumpf und knurrte: „Halt's Maul, Kröte. Ich stinke nicht, ich beiße.“ Seine Stimme war tief wie Kanonendonner. Kröte grinste, mit blutigem Zahnfleisch, und spie einen roten Klumpen auf die Planken. „Beißen? Womit denn? Mit dem, was dir fehlt?“

Die Stimmung kippte sofort. Das Gelächter blieb ihnen in der Kehle stecken, wie Fischgräten. Einer fing an zu klatschen, nervös, hörte sofort wieder auf. Alle wussten: Gleich explodiert's.

Die Flasche kreiste noch, aber langsamer. Jeder Griff war härter, jeder Schluck tiefer, als wollte man sich Mut antrinken, um zuzuschauen, wie einer der beiden den anderen umbringt.

Lars der Fuchs nutzte die Stille, um Öl ins Feuer zu gießen. „Vielleicht sollte einer von euch mal zum Schmied gehen und sich neue Zähne gießen lassen. Aus Gold. Havel hatte ja noch einen.“ Das war der Fehler. Havel. Der Tote. Der, den das Meer nicht sinken ließ.

Die Männer verstummten. Ein schweres Schweigen, dick wie Rauch, legte sich über das Deck. Jemand hustete, als wolle er's zerreißen, doch es blieb. Borkes Augen funkelten, Kröte wackelte mit den Zähnen, als wolle er sie gleich ausspucken.

„Sprich seinen Namen nicht“, knurrte einer aus der Dunkelheit. „Das Meer hört zu.“

Und wirklich – das Schiff knackte, laut, tief, wie ein Lachen.

Borke sprang auf, seine Faust groß wie ein Amboss, und Kröte wich nicht zurück. Die Männer rückten enger, kreisten wie Geier, die auf Aas warteten.

Die Luft stank nach Rum, Blut und Angst. Jeder wusste: Noch ein Wort, noch ein Atemzug, und einer würde fallen.

Und diesmal vielleicht nicht so beiläufig wie zuvor. Diesmal würde es ein Massaker.

Borke stand da, die Fäuste wie Kanonenkugeln, und Kröte grinste blutig zurück, bereit, das Maul noch einmal aufzureißen. Die Männer drumherum waren wie Wölfe, kurz vorm Reinspringen. Einer hielt den Atem an, ein anderer flüsterte: „Jetzt.“

Doch bevor einer zuschlug, fiel ein Schatten über die Runde. Kein Sturm, kein Windstoß – nur er. Der Kapitän. Er war nicht laut. Er war nicht schnell. Er trat einfach ins Licht der schwankenden Laterne, und die Luft wurde schwerer, als hätte sie plötzlich Blei geschluckt.

„Genug.“ Ein Wort. Mehr brauchte es nicht. Es war kein Befehl, kein Schrei. Es war eine Tatsache. So wie „das Meer ist salzig“ oder „der Tod ist sicher“.

Borke ließ die Faust sinken, zögernd, als ob er noch prüfte, ob es ein Trick war. Kröte spuckte ein Stück Zahn aus und lachte, aber das Lachen war klein, winzig, als gehöre es nicht mehr ihm. Alle anderen senkten die Augen. Niemand wollte den Blick des Kapitäns treffen, weil man wusste: Wenn er dich sah, sah er mehr, als du je von dir selbst wissen wolltest.

Er zog an seiner Pfeife, blies Rauch in die Runde, und der Rauch legte sich wie ein zweites Segel über die Männer. „Frauen, Rum, Zähne...“, murmelte er, als koste er die Worte aus. „Alles Spielzeug.“ Er machte eine Pause, ließ die Stille wachsen. „Aber bald werdet ihr sehen, dass das Meer mehr will. Es nimmt nicht nur eure Zähne. Es nimmt euer Fleisch. Eure Stimmen. Eure Namen.“

Die Männer erstarrten. Keiner wagte, zu lachen, keiner wagte, zu spotten. Selbst die Möwen draußen hielten für einen Moment den Schnabel.

Der Kapitän drehte sich um, verschwand zurück in den Schatten, als wäre er nie da gewesen. Und das Schiff knackte leise, zufrieden, wie ein hungriges Tier, das gefüttert wurde.

Keiner sprach mehr. Keiner schlug mehr. Stattdessen griff die Flasche wieder die Runde. Aber diesmal trank jeder, als wäre er auf einer Beerdigung. Und vielleicht waren wir das auch. Unsere eigene.

## Der Kapitän mit der Narbe quer durchs Herz

Er stand da wie ein verdammter Felsen im Sturm. Die Planken ächzten, die Männer schwankten, das Meer grummelte – aber der Kapitän bewegte sich nicht. Nicht einen Zoll. Er war nicht groß im klassischen Sinn, nicht der Hüne wie Borke. Aber er hatte dieses Gewicht, das dich zwang, die Augen zu heben. Du hättest auch in die Dunkelheit starren können, in die Laterne, ins Meer – aber am Ende landeten deine Augen immer bei ihm.

Sein Körper war hart, nicht von Muskeln, die man im Training aufbaut, sondern von Narben, Schlägen, Knochenbrüchen. Ein Rücken wie eine Planke, ein Hals wie ein Tau, und Hände, die aussahen, als könnten sie dich mit einem Griff in die nächste Welt schicken. Seine Bewegungen waren ruhig, unaufgeregt. Kein Gezappel, kein Stolpern. Er ging über Deck, als gehöre ihm nicht nur das Schiff, sondern das Meer darunter.

Und dann war da sein Gesicht. Verwittert, kantig, die Haut von Wind und Salz gegerbt wie Leder, das man schon hundertmal benutzt hat. Ein Auge heller als das andere, beide still. Kein Funkeln, keine Wärme. Nur dieses Stille, das dich mehr verstummen ließ als jedes Brüllen. Er war der einzige Mann, den ich je traf, der lauter wurde, wenn er schwieg.

Doch am meisten starrten alle auf seine Brust. Da, wo das Hemd aufging, quer über das Herz, zog sich die Narbe. Breit, tief, schräg, als hätte jemand versucht, ihn in zwei Hälften zu spalten – und dann vergessen, den Rest zu erledigen. Sie sah nicht verheilt aus, nicht frisch, nicht alt. Sie war alles gleichzeitig. Ein Schnitt, der nicht zu Ende gedacht war. Eine Wunde, die nicht heilt, weil sie nicht heilen soll.

Die Männer tuschelten, flüsterten, starrten. Jeder fragte sich: Wer kann so eine Linie hinterlassen, und wie kann ein Mensch danach noch stehen? Aber der Kapitän stand. Er atmete. Er rauchte. Und mit jedem Zug an seiner Pfeife sah es aus, als würde er die Welt selbst in die Lunge saugen.

Keiner wagte, ihn nach der Narbe zu fragen. Es war, als würde allein die Frage schon den Tod bringen. Aber jeder wusste: Diese Narbe erzählte eine Geschichte. Eine Geschichte, die uns alle mitreißen würde.

Keiner kannte seinen Namen. Wenn er einen hatte, dann war er längst abgesoffen. Aber Männer, die nichts wissen, fangen immer an zu reden. Und so bastelte sich jeder seine eigene Geschichte über den Kapitän – Geschichten, die mehr über den Erzähler sagten als über ihn.

„Ein Admiral war er mal“, lallte einer mit einem Lächeln, das zu viele Lücken hatte. „Ein königlicher Hund, fein gekleidet, bis er den falschen Handel einging. Hat den Teufel am Spieltisch geschlagen, und der Teufel hat ihm die Narbe dagelassen. Zum Andenken.“ Die Männer lachten, doch das Lachen klang nervös.

Ein anderer, der Schotte mit dem Bart wie nasses Seil, schwor Stein und Bein, er habe den Kapitän schon mal in einer Hafenschlacht gesehen. „Der Mann stand mitten im Kanonendonner, hat die Segel gesetzt, während Kugeln neben ihm einschlugen. Und dann traf ihn eine Kette mitten über die Brust. Jeder andere wär in zwei Hälften gefallen, aber er hat nur die Pfeife angesteckt und weitergemacht.“ Er prostete in die Runde, und keiner wagte zu widersprechen.

Lars der Fuchs flüsterte mit dieser Stimme, die dich immer frösteln ließ: „Ihr denkt, ein Schwert hat ihn erwischt. Ich sag euch: Es war eine Frau. Eine Frau, die ihn so sehr liebte, dass sie ihm das Herz rausreißen wollte. Mit einem Dolch, mitten in der Nacht. Aber das Herz schlug weiter. Nicht für sie. Für niemanden. Seitdem schlägt es nur noch für das Meer.“

Die Maus hörte zu, die Augen weit, und ich schwöre, er glaubte jede Geschichte. Vielleicht dachte er, alle wären wahr. Vielleicht waren sie's auch.

Krähe, der Schwarzgekleidete, krächzte schließlich: „Ihr redet von Schwertern, Kugeln, Weibern. Aber ich sag euch: Die Narbe ist kein Schnitt. Es ist ein Siegel. Ein Zeichen. Der Kapitän ist schon einmal gestorben. Er hat mit dem Tod gerungen, und der Tod hat ihn losgelassen. Nicht freiwillig. Sondern weil er stärker war. Seitdem geht er mit einer Wunde, die nie heilt. Weil sie nicht heilen soll. Damit jeder sieht: Diesen Bastard holt keiner mehr.“

Die Runde schwieg. Selbst die Betrunkenen verstummten. Das einzige Geräusch war das Knarren des Schiffs, tief, zustimmend, fast wie ein Applaus.

Und ich dachte mir: Vielleicht sind alle Geschichten falsch. Vielleicht sind alle Geschichten wahr. Aber eins war sicher – die Narbe war kein Zufall. Sie war eine Einladung. Eine Warnung. Oder beides.

Die Narbe war kein Strich, kein Schnitt, keine einfache Erinnerung an eine Klinge. Sie war ein Fluss, der einmal quer durch ihn gelaufen war. Von der linken Schulter schräg hinunter über die Brust bis knapp unter das Herz, so tief, dass man schwören konnte, er müsste längst tot sein. Aber er stand. Er stand und atmete, als hätte er selbst den Tod gezwungen, noch ein bisschen zu warten.

Wenn das Hemd im Wind flatterte, sah man sie deutlich. Eine wulstige, blasse Linie, aufgerissen wie ein altes Seil, das man notdürftig wieder verknotet hat. Manche Stellen glänzten, als wären sie noch frisch. Andere waren dunkel verfärbt, als hätte das Blut niemals aufgehört zu reden. Und immer, wenn er sich bewegte, arbeitete die Narbe mit. Sie spannte sich, zuckte, lebte. Fast so, als wäre sie ein eigenes Tier, das in seiner Haut wohnte.

Einmal im Licht der Laterne, dachte ich, ich hätte sie pulsieren sehen. Ganz leicht, wie eine zweite Ader, die im falschen Rhythmus schlägt. Vielleicht war das nur der Rum in meinem Schädel. Aber ich schwöre, das Ding hatte einen eigenen Herzschlag. Und vielleicht, nur vielleicht, schlug es stärker als seins.

Die Männer starrten sie an, wenn sie dachten, er merkt es nicht. Und immer, wenn einer zu lang hinschaute, drehte sich der Kapitän, langsam, und sah zurück. Dann senkte der andere sofort die Augen. Niemand wollte ertappt werden beim Schauen. Weil jeder glaubte: Wenn er dich erwischt, frisst dich die Narbe selbst.

Es ging das Gerücht, dass er einmal versucht habe, sie zu verstecken. Dass er ein Hemd zugeknöpft trug, den Kragen hoch, die Jacke dicht. Aber das hielt nie lange. Irgendwann war das Ding wieder da, offen, sichtbar, wie ein Brandmal, das die Luft braucht. Als wolle es jedem zeigen: Hier, seht hin. Hier endet ihr.

Sie war keine Wunde. Sie war ein Zeichen. Ein Strich, der ihm sagte: „Du gehörst nicht mehr zu den Lebenden, aber auch nicht zu den Toten.“ Und wenn er die Pfeife rauchte und der Rauch an seiner Brust hochstieg, dann sah es aus, als würde die Narbe selbst die Wolken trinken.

Ich sage dir, Kamerad: Wer so eine Linie trägt, gehört keinem Land, keiner Frau, keinem Gott. Der gehört nur noch der See. Und die See verzeiht keinem.

Sein Blick war das eigentliche Messer. Kein Schrei, kein Schlag, keine Kanone hätte so viel ausgerichtet wie dieses eine Paar Augen. Sie waren nicht mal besonders hell, nicht glühend, nicht blitzend. Sie waren einfach still. Still wie eine Wasseroberfläche kurz vor dem Sturm, und genau deshalb so gefährlich.

Wenn er dich ansah, fühltest du dich, als hättest du plötzlich einen Anker im Brustkorb. Alles wurde schwer, dein Atem, deine Gedanken, selbst deine verdammten Knochen. Du konntest lachen, singen, brüllen, so viel du wolltest – aber wenn er dich ansah, verstummtest du. Nicht, weil du wolltest. Sondern weil es keine andere Wahl gab.

Ich habe Männer gesehen, die Huren verdrochen haben, als wären sie Vieh, die gegen drei Mann gleichzeitig kämpften, die mit Messern in der Faust einschlofen. Dieselben Kerle ließen ihre Flaschen fallen, wenn der Kapitän sie nur musterte. Sie duckten den Kopf wie geprügelte Hunde.

Sein Blick hatte etwas von einem Richter, der den Strick schon in der Hand hält, bevor du dein Urteil hörst. Man wusste, er würde nicht lange reden. Er würde dich einfach fallen lassen. Und das Wissen allein reichte, um die Männer still zu machen.

Selbst Borke, der Hüne, der mit den Fäusten die Welt zerdrücken konnte, sah weg, wenn der Kapitän ihn fixierte. Kröte mit seinem Maul voller Stümpfe kicherte nervös, aber nur, solange er nicht angesehen wurde. Lars der Fuchs, der mit Worten stach wie mit Dolchen, schwieg wie ein Kind, wenn die Augen des Kapitäns ihn fanden.

Und das Seltsamste: Es war kein Blick voller Hass. Kein Blick voller Zorn. Nein. Es war etwas Schlimmeres. Er sah dich an, als wüsste er schon, wie du stirbst. Als hätte er deine letzten Sekunden längst gesehen und nur darauf wartete, dass du nachziehst.

Ich habe einmal versucht, ihn länger anzusehen. Wollte wissen, ob es nur die anderen traf. Aber ich hielt es nicht aus. Es war, als würde mein Kopf selbst nach unten gezogen, als würde die Narbe auf seiner Brust mich zwingen, nicht hinzusehen. Ich spürte meinen eigenen Puls, schnell, unruhig, wie ein Tier in der Falle.

Seitdem weiß ich: Seine Augen sind das eigentliche Steuer dieses Schiffs. Nicht die Ruder, nicht die Segel. Sein Blick. Er hielt uns alle auf Kurs, egal ob wir wollten oder nicht. Und der Kurs führte geradewegs dahin, wo kein Mensch je hätte hinwollen sollen.

Die Nacht war dick von Geschichten. Männer, die kaum noch gerade sitzen konnten, fingen an zu reden – nicht über Weiber, nicht über Gold. Über ihn. Den Kapitän. Jeder hatte was gehört. Manche schworen, sie hätten ihn schon mal gesehen. Andere kannten nur das Flüstern aus Kneipen, wo selbst das Bier still wurde, wenn sein Name fiel.

„Ich sah ihn in Brest“, lallte einer, ein Spanier mit Augen wie nasse Steine. „Eine Schlägerei in einer Hafenkneipe. Drei Männer gegen ihn. Sie hatten Stühle, Messer, eine Eisenstange. Er stand da, rauchte seine Pfeife, und als sie auf ihn losgingen, hat er nur geguckt. Nur geguckt! Einer stolperte, der andere fiel über

den Tisch, und der dritte rannte raus, schreiend wie ein Mädchen. Er hat nicht mal die Hand gehoben.“

Ein anderer, ein Holländer, schwor bei seiner Mutter: „Er war in Amsterdam. Hat eine ganze Schenke still gemacht. Ein einziger Blick, und alle Gläser standen still. Selbst die Ratten hörten auf zu knabbern. Er hat ein Mädchen geholt, ohne zu fragen, und keiner hat was gesagt. Nicht mal ihr Zuhälter.“

Dann krächzte Krähe: „Ihr redet von Kneipen, von Ratten. Ich sah ihn im Sturm. Ein Schiff, halb zerfetzt, Männer schrien, das Wasser fraß sich durch die Planken. Da stand er am Bug, Mantel flatterte, die Narbe glühte im Blitzlicht. Und er lachte. Gelacht hat er, während der Rest betete. Und der Sturm ging vorbei, als hätte er ihn ausgeatmet.“

Die Männer wurden still. Rum tropfte von Bärten, die Pfeife glühte in der Ecke, aber keiner lachte. Jeder wusste: Das waren nicht nur Geschichten. Das war Stoff, aus dem Legenden gemacht werden – aber Legenden, die zu nah sind, die dich anfassen, wenn du nicht aufpasst.

Und ich dachte mir: Ob die Geschichten wahr waren oder nicht, spielte keine Rolle. Er war nicht nur ein Mann mit einer Narbe. Er war ein Verdammter, und die Welt wusste es längst, bevor wir es am eigenen Leib spüren würden.

Das Seltsame war: Jeder Mann sah in ihm etwas anderes. Der Kapitän war keine Person mehr, er war ein Spiegel, und Spiegel lügen nie – sie zeigen dir nur, wie hässlich du wirklich bist.

Für Borke war er ein Vater. Ein Vater, den er nie gehabt hatte, einer, der keine Umarmung schenkt, sondern nur einen Schlag, damit du dich erinnerst, dass du lebst. Borke starrte ihn an wie ein Hund, der Schläge gewohnt ist und genau deshalb dem Prügelnden treu bleibt.

Für Lars der Fuchs war er ein Henker. Er konnte nicht anders, als bei jedem Blick das Galgenseil um seinen Hals zu spüren. Lars log, stach, stahl – aber vor dem Kapitän log er nicht. Konnte er nicht. Denn die Augen dieses Bastards sahen durch jede Lüge hindurch wie ein Messer durch faules Fleisch.

Die Maus, der Junge, sah in ihm etwas ganz anderes. Einen Bruder. Einen Schatten, dem er folgen konnte, weil er keine andere Richtung kannte. Manchmal beobachtete ich, wie der Junge sich so hinstellte wie der Kapitän, die Hände in derselben Haltung, den Rücken kerzengerade. Als würde er üben,

irgendwann selbst so zu sein. Ein lächerlicher Gedanke, und doch irgendwie beängstigend.

Kröte dagegen flüsterte einmal – halb betrunken, halb überzeugt –, der Kapitän sei der Teufel selbst. „Schau dir die Narbe an“, zischte er, „das ist das Siegel. Der Mann ist nicht mehr am Leben. Der lebt nur, weil die Hölle ihn rausgeworfen hat. Zu dreckig selbst für den Satan.“ Er lachte, aber sein Lachen klang wie ein Schluckauf voller Angst.

Und die anderen? Manche sahen einen Bruder, andere einen Richter, wieder andere einfach nur einen Wegweiser. Aber am Ende war's alles das Gleiche: Keiner sah mehr den Mann. Jeder sah das, was er selbst fürchtete oder ersehnte.

Und ich? Ich sah einen Spiegel. Ich sah mich selbst, nur härter, älter, verdammter. Und ich wusste: Wenn ich ihn zu lange ansah, würde ich denselben Weg gehen. Geradeaus ins Nichts.

So wurde er zum Zentrum des Schiffs, ohne ein Wort. Nicht durch Befehle, nicht durch Peitschen. Sondern dadurch, dass wir alle in ihm etwas fanden, was wir hassten – und genau deshalb brauchten.

Die Narbe sprach mehr als alle seine Worte zusammen. Sie war keine Erinnerung, sie war ein Versprechen. Ein Schnitt, quer über die Brust, tief genug, um jeden anderen zu töten – aber er stand da, rauchte seine Pfeife, als hätte er den Tod selbst verarscht.

Manchmal, wenn der Wind die Hemden aufblies, lag sie offen im Laternenlicht. Eine Linie, wulstig und glänzend, mal blass wie eine alte Narbe, mal feucht wie eine frische Wunde. Als ob sie gar nicht heilen wollte. Als ob sie jeden Tag neu aufriss. Und immer, wenn die Männer sie sahen, wurden sie still. Weil sie wussten: Kein Mensch läuft mit so einer Wunde herum. Nur ein Gespenst tut das.

Einige flüsterten, er sei schon einmal gestorben. Andere schworen, er sei nie lebendig gewesen. Ich selbst dachte: Vielleicht beides. Vielleicht starb er, und das Meer spuckte ihn wieder aus, weil es ihn nicht haben wollte. Vielleicht war er zu zäh, zu dreckig, zu verflucht für die Tiefe.

Egal wie – die Narbe war ein Vorzeichen. Sie bedeutete: Wir segeln nicht mit einem Mann. Wir segeln mit etwas, das den Tod schon kennt. Und wer mit einem solchen fährt, fährt nicht mehr zurück.

Das Schiff knackte, als hätte es uns zugestimmt. Die Segel flatterten, die Männer duckten die Köpfe, als würden sie unbewusst dem Ding in seiner Brust Respekt zollen. Keiner sprach darüber, aber jeder fühlte es: Seine Narbe war nicht nur seine Geschichte. Sie war unsere Zukunft.

Und während die Pfeife glimmte und der Rauch an ihm hochstieg, sah es so aus, als würde die Narbe selbst den Dunst trinken. Als hätte sie Durst. Und ich wusste: Sie würde mehr kriegen. Viel mehr.

### Sturm im Kopf, Sturm auf See

Es begann nicht mit Donner, nicht mit Blitz. Es begann mit dem Schweigen der Möwen. Die Biester, die sonst den ganzen Tag kreischen wie Kinder mit zerschnittenen Kehlen, waren plötzlich weg. Kein Schrei mehr, kein Flattern, nichts. Nur das Meer, flach wie Blei, und ein Himmel, der aussah wie ein alter Mann, der gleich kotzen musste.

Die Luft roch anders. Schwer. Feucht. Ein Geruch, der nicht einfach nach Salz war, sondern nach etwas, das noch nicht passiert war. So wie die Nacht riecht, wenn Blut fließen wird. Die Männer spürten es. Sie taten so, als lachten sie, als spielten sie Karten, als säßen sie locker an den Seilen. Aber ihre Hände waren zu fest. Ihre Stimmen zu laut. Jeder wusste: Da draußen braut sich was zusammen.

Das Schiff knarrte anders. Nicht wie ein freundliches Haustier, sondern wie ein hungriger Hund, der die Kette spannt. Das Holz ächzte, als hätte es schon gewusst, was gleich kommt. Der Mast vibrierte leise, kaum merklich, aber jeder an Bord fühlte es im Rückenmark.

„Sturm,“ murmelte einer, als hätte er gerade ein Urteil ausgesprochen. Borke knurrte: „Scheiß auf den Sturm.“ Aber seine Augen sagten was anderes. Die Maus stand da, dünn, still, und sah in den Himmel, als würde er eine Schrift lesen, die nur er verstand. Und ich wusste: Der Junge spürte es mehr als wir alle.

Der Kapitän stand am Bug. Er sagte nichts. Er tat nichts. Aber allein, dass er da war, reichte. Der Wind fing an, in den Segeln zu spielen, erst vorsichtig, dann härter, wie ein Kind, das die Geduld verliert.

Und irgendwo, tief im Bauch des Schiffs, machte es ein Geräusch, das kein Sturm braucht: ein langes, dunkles Knacken. Als würde das Schiff selbst sagen: *Jetzt geht's los.*

Noch bevor der erste Tropfen fiel, tobte der Sturm schon in den Schädeln der Männer. Jeder von ihnen schleppte seinen eigenen Donner mit sich herum. Der Rum hatte ihn nur lauter gemacht.

Borke saß auf einem Fass, kaute auf einem Stück Seil herum wie ein Tier und murmelte den Namen seiner Mutter. Keiner wusste, ob sie noch lebte. Wahrscheinlich nicht. Aber er sagte den Namen immer wieder, so leise, dass er ihn selbst kaum hörte, als wollte er ihn gegen das Grollen am Himmel verteidigen.

Lars der Fuchs war unruhig, flitzte mit den Augen hin und her wie eine Ratte, die den Ausgang sucht. „Stürme lügen nicht,“ murmelte er, „Stürme lügen nie.“ Er lachte dann, ein scharfes, spitzes Lachen, das niemand erwiderte. Er lachte, weil er nicht anders konnte. Weil er wusste: Er wird untergehen, und er wollte der Erste sein, der darüber Witze macht.

Kröte kauerte in der Ecke, die Zähne klapperten, ob vor Kälte oder Angst, war egal. Er sprach mit sich selbst, flüsterte, spuckte, wiederholte: „Das Meer will uns, das Meer will uns.“ Ein Mantra, eine Litanei, die schlimmer war als jedes Gebet.

Die Maus stand am Mast, die Hände um das Holz gekrallt, die Augen weit offen. Er redete nicht. Er musste nicht. In seinem Blick lag mehr Sturm als in all den betrunkenen Kehlen zusammen. Ein Junge, der schon wusste, dass er auf diesem Schiff kein Kind mehr sein würde.

Einer der älteren Matrosen, ein Däne mit zerschlagener Nase, kniete und betete. Aber seine Worte waren durcheinander. Einmal rief er Christus, dann Maria, dann wieder irgendeinen Seefahrergott, von dem niemand je gehört hatte. Am Ende war's alles dasselbe: Worte, die im Wind verloren gingen.

Ich selbst? Ich hörte in meinem Kopf Marta lachen. Dieses kalte, spitze Lachen, das nicht aufhört, auch wenn du dir die Ohren zuhältst. Ich hörte sie zwischen dem Wind, hörte sie, obwohl sie meilenweit weg war, vielleicht längst unter Erde oder in den Armen eines anderen. Aber sie war da, in meinem Schädel, schärfer als jeder Donner.

So tobte der Sturm in uns, bevor er draußen begann. Und vielleicht war's das, was das Meer roch. Es schmeckte unseren Wahnsinn, und es wollte mehr.

Es kam wie ein Schlag ins Gesicht. Erst der Wind, plötzlich, ohne Vorwarnung – ein Schrei durch die Segel, so laut, dass die Männer die Köpfe einzogen, als wären's Peitschenhiebe. Dann der Regen, nicht Tropfen, sondern Nägel, die aus dem Himmel fielen, hart, schmerzhaft, als wolle der Himmel uns das Fell abziehen.

Die See hob sich, erst ein Schubser, dann eine Faust. Das Schiff stöhnte, ächzte, kippte, und die Männer stolperten über Deck wie Figuren in einem Spiel, das sie nicht verstanden. Einer klammerte sich ans Geländer, ein anderer an einen Sack, ein Dritter fiel hin, das Gesicht gegen die Planken, und stand nicht mehr auf.

Der Donner brach los, nicht in Schlägen, sondern in Wänden. Ganze Mauern aus Geräusch, die jeden Schrei, jedes Fluchen verschluckten. Und dazwischen die Blitze – gleißend, grell, als würde der Himmel selbst die Narbe des Kapitäns nachzeichnen. Jede Zuckung des Lichts ließ seine Brust aufleuchten wie ein verdammtes Siegel.

„Seile fest!“, brüllte einer, aber seine Stimme ging unter. Die Männer rannten, griffen nach Tauen, zogen, fluchten, rutschten. Die Segel schlugen wie rasende Tiere, das Holz krachte, als ob's gleich auseinanderreißen wollte. Einer wurde von der schwingenden Rah erwischt, ein dumpfer Schlag, und er rollte über Deck, halb bewusstlos.

Das Meer war kein Wasser mehr. Es war ein Maul, das sich öffnete und schloss. Wellen türmten sich auf, so hoch wie Häuser, brachen über uns hinein, verschluckten Männer bis zur Brust, rissen sie wieder los. Jeder Atemzug schmeckte nach Salz und Blut, und keiner wusste, ob er den nächsten noch kriegt.

Ich klammerte mich an ein Tau, die Finger taub, der Körper nass bis auf die Knochen. Überall Schreie, überall Angst, überall der Geschmack von Eisen. Aber über all dem hörte ich etwas anderes – ein tiefes, grollendes Knacken aus dem Bauch des Schiffs. Das Ding lebte. Es lebte und genoss jede verdamnte Sekunde.

Und in dem Moment wusste ich: Das war nicht nur ein Sturm. Das war ein Angriff. Und wir waren das Opfer.

Während die Männer schrien, fluchten, beteten und kotzten, stand er da. Am Bug, unbewegt, wie eine Statue, die vergessen hat, dass sie Stein ist. Der Wind riss an seinem Mantel, der Regen prügelte ihm ins Gesicht, aber er stand. Keine Angst. Keine Hast. Nur dieses Starren in die Wellen, als wollte er sie hypnotisieren.

Blitze zuckten, und jedes Mal sah man die Narbe. Quer über die Brust, leuchtend wie frisch geschnitten. Im grellen Licht wirkte sie nicht wie Fleisch. Sie sah aus wie eine verdammte Rune. Ein Zeichen, das nicht von Menschenhand kam. Manche schworen, sie hätten gesehen, wie sie glühte, rot wie Eisen im Feuer.

Die Männer warfen Blicke zu ihm, zwischen all dem Chaos. Einer hing halb über der Reling, das Wasser bis zum Hals, aber sein Blick klebte am Kapitän, nicht am Meer, das ihn töten wollte. Ein anderer, Blut im Gesicht von einem Schlag der Rah, lachte hysterisch, als er ihn sah. „Er lacht mit dem Sturm!“, brüllte er, obwohl der Kapitän nicht lachte. Er war einfach nur da. Und das reichte.

Ich selbst hielt mich an einem Tau fest, die Finger taub, die Knochen brennend, und ich sah ihn. Wie er stand, wie er atmete, wie der Donner um ihn herum krachte und er nicht mal blinzelte. Und ich schwöre, in diesem Moment glaubte ich, dass der Sturm nicht gegen uns war. Er war für ihn. Ein Tanzpartner. Ein altes Duell zwischen zwei alten Feinden, das wir zufällig mit ansehen durften.

„Er gehört nicht uns“, murmelte einer, ein Kerl mit einer Stimme, die sonst lauter war als jede Kanone. „Er gehört dem.“ Und er zeigte aufs Meer. Seine Hand zitterte, aber nicht vor Kälte. Vor Gewissheit.

Die Narbe leuchtete im Blitz, das Schiff heulte, die Männer klammerten sich fest – und er stand da. Still. Wie ein verdammtes Siegel. Wie ein Beweis, dass wir längst nicht mehr auf einem normalen Schiff waren.

Die Wellen kamen nicht mehr nacheinander. Sie kamen gleichzeitig, von allen Seiten, als hätten sie beschlossen, uns zu ertränken wie ein Rudel Hunde, die sich auf ein Stück Fleisch stürzt. Das Schiff ächzte, schwankte, knarrte so laut, dass man schwören konnte, es würde gleich mitten durchbrechen.

Einer der Matrosen – ein Ire mit Haaren so rot wie rostiges Eisen – stolperte, verlor den Halt, rutschte über Deck. Er klammerte sich noch an ein Stück Tau, aber eine Welle schlug über ihn hinweg, und er war weg. Kein Schrei, kein letzter Gruß. Nur das dumpfe Platschen, und dann war da nur noch das Meer, schwarz und gierig.

„Mann über Bord!“ brüllte einer, doch der Wind fraß die Worte. Ein paar liefen zur Reling, hielten sich fest, starrten in die Wut der Wellen. Aber da war nichts mehr zu sehen. Nur Schaum, nur Dunkelheit. Der Sturm hatte ihn genommen, so beiläufig, als hätte er sich nur ein Stück Brot geschnappt.

Ein anderer, ein dicker Franzose, bekam den Schlag einer Rah ab. Ein dumpfer Knall, ein Knochen knackte, und er schrie. Ein Bein hing schief, unbrauchbar. Zwei Männer zogen ihn weg, legten ihn zwischen Fässer, wo er wimmerte, während das Meer über uns lachte.

Die Maus stand da, klammerte sich an den Mast, die Augen weit offen. Er sah hinaus, suchte vielleicht den Rotkopf, den das Meer verschluckt hatte. Aber er fand nichts. Nur Dunkelheit. Und vielleicht, nur vielleicht, hörte er das Lachen, das wir alle ignorierten.

Das Schiff riss an den Tauen, die Segel knallten, der Regen peitschte, und wir wussten: Das Meer wollte mehr. Es war nicht zufrieden. Es würde weiter fressen, bis wir nichts mehr waren als Holzsplitter und Knochen.

Der Kapitän drehte den Kopf, nur kurz, nur ein Blick in die Runde. Kein Wort. Aber in seinen Augen lag etwas, das uns alle erstarren ließ: Er hatte den Preis akzeptiert.

Der Donner schlug nicht nur in den Himmel, er schlug in die Schädel. Jeder Blitz zerriss nicht nur die Wolken, sondern auch die Köpfe der Männer. Und in den Rissen krochen Dinge hervor, die keiner nüchtern sehen wollte.

Kröte schrie als Erster. „Siehst du das?! Siehst du’s?!“ Er zeigte aufs Wasser, und ja, da war etwas. Gesichter. Dutzende, hunderte, aus Schaum geformt, zahnlos lachend, Augen wie schwarze Löcher. Sie tauchten auf, lösten sich auf, tauchten wieder auf, immer näher. Hände aus Gischt griffen nach den Planken, Finger aus Wasser, die klammerten und glitten.

Der Däne, der eben noch gebetet hatte, fing an zu weinen. „Sie holen uns!“, schluchzte er, „sie holen uns!“ Dann kicherte er plötzlich, hysterisch, wie ein Kind. Er riss sich das Hemd vom Leib, breitete die Arme aus und schrie in den Wind: „Kommt! Kommt!“ Eine Welle knallte ihn zurück an den Mast, und er sackte bewusstlos zusammen.

Borke brüllte in den Sturm, als könne er ihn übertönen. Jeder Schlag seiner Faust gegen das Geländer war wie ein letzter, vergeblicher Protest. Blut lief aus

seiner Nase, aber er lachte. „Mehr!“ schrie er, „mehr!“ und ich schwöre, das Meer antwortete mit einem Schlag, der ihn fast von den Beinen riss.

Lars der Fuchs lag auf allen Vieren, die Augen weit aufgerissen, der Mund voller Salz. „Die Knochen!“ kreischte er. „Ich seh die Knochen!“ Niemand verstand, welche Knochen er meinte, und keiner wollte fragen.

Und ich selbst – ich sah Marta. Ihr Gesicht im Wasser, klarer als jemals zuvor. Ihre Augen, dieses kalte Lachen, diese verflochtene Erinnerung. Sie rief meinen Namen, aber ihre Lippen bewegten sich nicht. Es war das Wasser, das sprach. Ich schwöre, eine Welle hob sich, formte ihre Gestalt, streckte die Arme nach mir aus. Ich ließ fast das Tau los, fast... aber dann riss mich ein Blitz zurück in die Gegenwart. Nur das Meer. Nur Schaum. Nur Wahnsinn.

Das Schiff stöhnte, als würde es alles mit uns fühlen. Jeder Balken bebte, jeder Nagel sang. Und irgendwo, zwischen Donner und Wellen, hörte ich ein Lachen. Nicht von den Männern. Nicht von Marta. Vom Schiff.

Und dann – Stille. Keine Möwe, kein Donner, kein Schrei. Nur das Meer, glatt wie ein Tuch über einer Leiche. Der Himmel riss auf, nicht freundlich, sondern leer. Grau, endlos, als hätte er gerade alles ausgespien, was er in sich hatte, und sei jetzt zu müde, noch irgendwas zu sagen.

Die Männer hingen über Seilen, lagen auf Deck, keuchten wie geprügelte Hunde. Einer weinte leise, ein anderer lachte noch immer, hysterisch, ohne Grund. Borke blutete aus der Nase, grinste breit, die Maus hielt sich an den Mast gekrallt, als würde er nie wieder loslassen. Lars der Fuchs starrte ins Nichts, die Pupillen zu groß, als hätte er die Hölle gesehen – oder schlimmer, sich selbst.

Von dem Rotkopf, den das Meer genommen hatte, sprach keiner. Vom Dänen, der bewusstlos in einer Pfütze lag, auch nicht. Wir alle wussten: Das Meer hatte sich bedient. Und es war noch hungrig.

Das Schiff knackte, lang und satt. Es war nicht kaputt. Im Gegenteil. Es war stärker. Als hätte es selbst den Sturm gefressen. Manche sahen sich an, flüsterten, dass das Holz im Bauch trockener klang, fester, lebendiger. Als ob es sich vollgesogen hatte, nicht mit Wasser – mit uns. Mit unserem Schreien, unserer Angst, unserem Blut.

Der Kapitän stand am Bug, die Pfeife im Mund, als sei nichts gewesen. Sein Mantel klebte an ihm, seine Narbe leuchtete noch feucht. Er sah nicht zu uns.

Er sah nicht mal zum Himmel. Er starrte ins Meer, als würde er warten, dass es wieder spricht.

Keiner wagte, ihn anzusprechen. Keiner wagte, überhaupt ein Wort zu sagen. Wir tranken Rum aus durchnässten Bechern, jeder Schluck schmeckte nach Metall. Und wir wussten: Der Sturm war nicht einfach Wetter. Er war eine Prüfung. Und wir hatten nicht bestanden. Wir lebten noch, ja – aber irgendetwas war an Bord geblieben. Etwas, das nicht eingeladen war.

Die Nacht kam wieder, schnell, wie ein Sack über den Kopf. Und im Dunkeln, zwischen den nassen Planken, schwor ich, Schritte zu hören. Nicht von uns. Nicht vom Kapitän. Etwas anderes lief mit. Unsichtbar, aber schwer genug, dass das Holz unter ihm knarrte.

Wir hatten den Sturm überlebt. Aber seit dieser Nacht wusste jeder: Das Überleben war nur der Anfang.

### Die Pest an Bord

Es fing klein an, wie alles, was dich am Ende frisst. Kein Donner, kein Blutbad, nur ein Husten. Ein scheiß Husten, der sich anhörte, als würde einer seine eigenen Lungenstücke ausspucken.

Der Erste war ein Portugiese, ein dünner Kerl mit Armen wie Taue, aber Augen so müde, als hätte er schon tausend Stürme durchlebt. Er saß in der Ecke, die Decke über den Schultern, und röchelte, dass jedem der Magen drehte. Die Männer lachten zuerst. „Zu viel Rum, zu wenig Frau“, gröhnte einer. „Oder das Meer hat ihm Wasser in den Hals gepisst.“ Der Portugiese grinste schwach, spuckte auf die Planken – ein dunkler, klebriger Klumpen, rot-schwarz. Das Lachen brach abrupt ab.

Sein Atem stank. Nicht nach Alkohol, nicht nach faulen Zähnen. Es war ein süßlicher Gestank, schwer, wie faulendes Fleisch in der Sonne. Die Ratten, die sonst überall herumwuselten, hielten Abstand. Und wenn Ratten Abstand halten, dann weißt du: Hier stimmt was nicht.

Ein anderer, der Franzose mit dem gebrochenen Bein, begann zu zittern. Erst nur nachts, dann auch tagsüber. Er schwitzte, als stünde er im Feuer, sein Hemd triefte, und trotzdem klapperten die Zähne. „Kalt“, flüsterte er, „so kalt.“

Einer legte ihm eine Decke auf die Brust, und er stieß sie sofort weg. „Zu heiß! Brennt!“ Er schrie, als hätte ihn einer ins Feuer geworfen.

Die Männer lachten noch, versuchten es wenigstens. „Nur Fieber,“ sagte Borke, der Hüne, und schlug ihm auf die Schulter, so hart, dass er fast erstickte. „Geht vorbei.“ Aber seine Stimme klang nicht überzeugt.

Ich stand da, roch den Gestank, hörte das Würgen, sah das Schwarz in den Gesichtern. Und ich wusste: Das geht nicht vorbei. Das ist nicht Rum. Das ist nicht Schwäche. Das ist was anderes.

Und irgendwo im Bauch des Schiffs knackte es, lang und satt, als hätte das Holz gerade gegrint.

Es dauerte keine zwei Tage, bis das Lachen erstarb. Erst waren's nur Sprüche und Witze, um die Angst zu ersticken. „Ein bisschen Husten macht noch keinen Sarg“, sagte einer, und die anderen grölten. Aber während er noch lachte, fing er selbst an zu röcheln.

Einer nach dem anderen bekam's. Zuerst die Schwachen – der Franzose mit dem Bein, der Portugiese mit der Decke. Dann die Starken, die immer am lautesten schrien. Borke hustete Blut auf die Planken, wischte es mit der Hand weg und tat so, als wär's nur Rotwein. Aber wir alle sahen, wie seine Augen gelb wurden, wie sein Atem süßlich stank.

Der Gestank kroch durchs Schiff. Nicht der übliche Hafentief aus Schweiß, Rum und Scheiße. Nein, das war anders. Schärfer. Schwerer. Wie wenn ein Hund an einem toten Tier reißt, das schon Tage liegt. Die Männer spürten es in der Kehle, selbst die Gesunden. Sie tranken Rum wie Wasser, nur um den Geschmack zu überdecken, aber es half nichts. Der Gestank blieb.

Das Lachen starb still. Erst hörten sie auf, über die Kranken Witze zu reißen. Dann hörten sie auf, überhaupt zu reden. Nur das Husten blieb. Tag und Nacht. Laut, trocken, nass, würgend. Es war wie eine neue Sprache an Bord, eine, die alle verstanden, aber keiner sprechen wollte.

Lars der Fuchs begann zu flüstern: „Das ist kein Fieber. Das ist das Meer, das in uns kriecht.“ Er sah jedem ins Gesicht, als suche er schon die Zeichen. Und die anderen wichen zurück, wenn er redete.

Kröte rieb sich die Haut wund, als könnte er die Krankheit aus sich rauskratzen. „Ich will's nicht!“, kreischte er, „ich geb's zurück!“ Er riss sich die Hemden auf,

die Brust voller roter Striemen, und hustete Blut ins Deck, das sofort ins Holz sickerte.

Und die Maus, der Junge, stand da, still, mit großen Augen. Er hustete nicht. Noch nicht. Aber er sah aus, als hätte er verstanden: Wir waren alle schon krank. Selbst die, die noch atmeten wie vorher.

So kippte das Lachen. Erst zu Stille. Dann zu Flüstern. Und irgendwann zu Schreien.

Das Schiff war kein Rettungsboot mehr, es war ein verflückter Brutkasten. Jeder Balken, jedes Tau, jede Hängematte war durchtränkt mit Husten, Schweiß und Blut. Die Luft unter Deck war so dick, dass du sie schneiden konntest, und selbst dann wär sie dir noch in den Hals gekrochen. Ein süßlicher Gestank, schwer wie fauliger Zucker, hing überall.

Die Ratten liefen nicht mehr quer durchs Schiff. Sie hielten Abstand. Ich sah sie in den Schatten sitzen, die Augen glühten, aber sie wagten sich nicht zu nah. Selbst die Drecksviecher wollten nicht fressen, was hier starb. Das sagte alles.

Die Hängematten schaukelten, nicht im Rhythmus der See, sondern im Rhythmus der Körper, die drin lagen und röchelten. Jeder Atemzug klang wie ein rostiges Scharnier. Manche husteten so hart, dass sie sich übergaben – schwarze Brühe, die aussah wie Öl. Andere lagen still, die Lippen trocken, die Augen glasig, und du wusstest: Die würden nie wieder aufspringen, wenn einer „Sturm!“ brüllt.

Das Wasser in den Fässern war schal, stinkend. Manche tranken trotzdem, andere kippten lieber Rum in sich rein, bis sie umfielen. Aber Rum heilt keine Pest. Rum macht sie nur lauter.

Die Geräuschkulisse war schlimmer als Kanonendonner: Husten, Würgen, Schluchzen, Flüche. Einer betete ununterbrochen, ein anderer sang heiser ein Kinderlied, bis er keine Stimme mehr hatte. Alles mischte sich zu einem Chor, den das Schiff in sich aufzog.

Und das Schiff... es knackte anders. Nicht mehr das alte Seufzen von Holz im Wind. Nein. Es war tiefer, rhythmischer. Wie ein Atem. Wie ein Tier, das lauschend neben den Kranken liegt und darauf wartet, dass sie endlich still werden. Ich schwöre, in den Nächten hörte ich es kichern. Nicht laut, nicht klar. Aber da war was.

Die Pest war nicht nur an Bord. Sie war in den Planken, im Tauwerk, in jedem verdammten Nagel. Das Schiff selbst war krank – und es gefiel ihm.

Er starb nicht mit einem Schrei. Er starb nicht mit einem Kampf. Er starb wie ein altes Stück Holz, das einfach bricht.

Der Portugiese, der als Erster gehustet hatte, lag in der Hängematte, das Gesicht grau wie Asche, die Augen schon halb drüben. Seine Brust hob und senkte sich flach, jedes Mal ein Krampf, als müsste er Berge stemmen, nur um noch einen Atemzug zu kriegen. Die Männer standen drumherum, keiner zu nah, keiner zu fern. Einer hielt die Nase zu, ein anderer tat so, als würde er nicht hinsehen. Aber alle starrten.

Er röchelte, spuckte, lachte kurz, ein hässliches, brüchiges Lachen, das sofort in einem Husten ertrank. Schwarze Brühe lief aus seinem Mund, über den Bart, tropfte in die Planken. Und das Holz saugte es gierig auf. Ich schwöre, die Bretter glänzten danach, als hätten sie's gebraucht.

Dann hörte er auf zu atmen. Kein Drama, kein Donner. Einfach vorbei. Die Augen offen, das Maul halb auf, als wollte er noch ein letztes Wort sagen – aber da kam nichts mehr. Nur Stille.

Borke trat vor, packte ihn an den Beinen, zog ihn aus der Hängematte, als wär's ein Sack Kartoffeln. Kein Gebet, kein Segen. Nur ein „Raus mit ihm.“ Zwei Männer hoben ihn hoch, brachten ihn an die Reling. Einer murmelte noch „Gott hab ihn selig“, aber der Kapitän schnaubte, und das war's.

Sie warfen ihn ins Meer. Ein dumpfes Platschen, dann Stille. Normalerweise nimmt die See ihre Opfer sofort. Sie zieht sie runter, macht kurzen Prozess. Aber der Portugiese blieb oben. Trieb auf dem Rücken, das Maul offen, die Augen starr.

„Runter mit dir, verdammt!“, fluchte einer, als könnte der Tote ihn hören. Doch er sank nicht. Er lag da, als würde das Meer ihn nicht wollen. Die Wellen schoben ihn zurück, gegen die Bordwand, immer wieder, dumpf, wie ein Klopfen. Als wollte er zurück aufs Schiff.

Die Männer schrien, einer wollte mit dem Bootshaken nachhelfen, ihn fortstoßen. Doch das Wasser hielt ihn, spielte mit ihm. Schließlich, nach einer Ewigkeit, zog ihn eine Welle fort. Langsam, zögernd, als widerwillig.

„Selbst das Meer speit ihn aus“, murmelte Lars, bleich wie Kalk. Niemand widersprach.

Und in den Planken unter meinen Füßen hörte ich es knarren – satt, zufrieden, als hätte das Schiff gerade selbst gegrinst.

Es dauerte nicht lang, bis das Misstrauen schlimmer war als das Husten. Männer rückten voneinander ab wie Hunde, die sich nicht mehr beschnuppern wollen. Keiner wollte neben einem Kranken schlafen, keiner wollte aus demselben Krug trinken, keiner wollte die gleiche Ratte jagen.

Ein Mann griff nach der Rumflasche, die die Runde machte, und der nächste riss sie ihm aus der Hand. „Du bist krank,“ zischte er, „du gibst uns dein Maul mit jedem Schluck.“ Der erste sprang auf, die Flasche zwischen beiden, als wär’s ein Herz. Sie rangen, sie schrien, bis Borke dazwischen ging und beide mit einem Schlag niederstreckte. Er spuckte auf den Boden und brüllte: „Rum ist das Einzige, was wir noch haben! Wer das teilt, teilt sein Leben, krank oder nicht!“ Aber seine Stimme klang hohl, selbst für ihn.

Flüstern schlich übers Deck. Einer behauptete, die Krankheit käme aus der Narbe des Kapitäns. „Sie fault von ihm aus, durch uns alle,“ murmelte er. Ein anderer schwor, das Schiff selbst sei verseucht, die Planken voller Pest. „Jeder Atemzug bringt’s tiefer rein.“

Kröte fing an, sich mit Seilen abzugrenzen. Er spannte ein Tau um seine Hängematte, schrie jeden an, der zu nah kam. „Hier nicht! Hier nicht!“ Seine Stimme riss, sein Gesicht glänzte vor Schweiß, und er hustete dabei Blut ins Tau, das sofort schwarz wurde.

Lars der Fuchs schlich herum, sah jedem in die Augen, als wollte er die Seuche darin aufspüren. „Du bist schon tot,“ zischte er einmal einem Kerl ins Gesicht. „Du weißt es nur noch nicht.“ Der Mann schlug ihn nieder, aber keiner half Lars auf. Keiner half irgendwem mehr.

Und die Maus – der Junge – wurde stiller. Er sprach gar nicht mehr. Stand nur da, die Augen groß, die Finger um das Holz gekrallt. Er hustete nicht. Noch nicht. Aber die Männer warfen ihm Blicke zu, als trauten sie ihm weniger als den Kranken. Weil er gesund war. Zu gesund.

So wurden wir ein Rudel, das sich selbst zerfleischt. Keiner vertraute dem anderen. Jeder Schritt, jeder Atemzug war verdächtig. Und die Pest, die lachte leise in der Dunkelheit.

Der Gestank war unerträglich. Krankenschweiß, Blut, Scheiße, und dazu dieser süßliche Hauch, als würde Zucker in Fäulnis gekocht. Männer hielten sich

Tücher vors Maul, andere stopften Tabak in die Nase, nur um nicht zu kotzen. Und da kam er. Der Kapitän.

Er stieg die Treppe zum Unterdeck hinab, Schritt für Schritt, ruhig, wie ein Richter, der schon weiß, was das Urteil ist. Die Männer wichen zurück, selbst die Sterbenden. Als hätte seine Präsenz mehr Gewicht als die Seuche selbst.

Er blieb stehen, sah auf den Portugiesen, der tot war, auf den Franzosen mit dem gebrochenen Bein, der röchelte, und auf die anderen, die zwischen Leben und Verwesung hingen. Seine Augen bewegten sich langsam, von einem zum nächsten, ohne Mitleid, ohne Hass, ohne jedes Flackern. Nur diese kalte Bestätigung: *So muss es sein.*

Dann sprach er, die Pfeife zwischen den Fingern, als wäre er nur durch ein Bordell spaziert: „Wer stirbt, stirbt. Wer lebt, segelt.“

Die Worte fielen schwer in die stickige Luft. Kein Trost, kein Fluch, kein Versprechen. Nur ein Gesetz. Er drehte sich, sah auf die Gesunden, die mit bleichen Gesichtern dastanden. „Keine Panik“, murmelte er. „Panische Männer stinken schneller.“

Borke senkte den Kopf, Kröte zitterte in seiner Hängematte, Lars biss sich auf die Lippe, bis Blut floss. Die Maus aber – der Junge – starrte ihn an. Lang. Zu lang. Und für einen Moment trafen sich ihre Blicke. Ich schwöre, da war etwas. Ein Funkeln in den Augen des Kapitäns, das fast wie Anerkennung aussah. Nur kurz, dann war's weg.

Er drehte sich um, stieg zurück an Deck, als wäre nichts gewesen. Doch seine Worte blieben. Einfach, hart, endgültig: *Wer stirbt, stirbt. Wer lebt, segelt.*

Und genau da wussten wir: Krankheit bedeutete nichts auf diesem Schiff. Die Pest war kein Feind. Sie war nur ein weiteres Werkzeug.

Nach einer Weile hörten wir auf, von „Krankheit“ zu reden. Das Wort verlor den Sinn. Es war kein Feind, der sich einschlich. Es war ein neuer Matrose, still, geduldig, hässlich wie die anderen – nur hungriger.

Die Pest bekam ihren Platz, so wie alles hier. Neben dem Rumfass, neben den Karten, neben den Messern. Sie war immer dabei, ob du schliefst oder wachtest. Sie hustete mit, sie sang mit, sie lachte mit, nur leiser. Manche nannten sie sogar beim Namen, als sei sie ein Kumpan: „Die Schwarze“, „die Süße“, „unsere neue Hure“. Einer prostete ins Leere und murmelte: „Auf dich, Schwester.“

Die Männer hörten auf, die Kranken wegzuschieben. Sie wussten: Früher oder später hustet jeder. Also rückten sie näher ran, tranken aus denselben Bechern, husteten ins gleiche Holz. Das Schiff saugte alles auf, jedes Röcheln, jede Spur Blut. Es vibrierte nachts, als hätte es Fieber.

Das Meer nahm die Toten, ja. Aber nicht schnell. Es hielt sie oben, ließ sie treiben, als wolle es uns erinnern: Seht her, er war einer von euch. Jetzt gehört er mir. Jeder neue Körper, der fiel, machte die Wellen ruhiger. Als wären wir nicht Passagiere, sondern Opfertgaben.

Und so wurde die Pest Teil der Crew. Kein Fremder mehr. Sie war einer von uns. Sie trank mit, sie spuckte mit, sie fluchte mit. Und keiner wunderte sich, als hätte es nie anders sein sollen.

Ich schwöre, manchmal hörte ich sie lachen. Nicht menschlich, nicht laut. Eher wie das Holz, wenn es knackt. Ein Kichern, das aus den Planken kam. Als hätte das Schiff selbst die Seuche willkommen geheißen, wie einen alten Freund.

Und in der Dunkelheit dachte ich: Wir segelten nicht nur mit Männern. Nicht nur mit dem Kapitän. Nicht nur mit der Narbe. Jetzt segelten wir auch mit ihr. Und sie hatte mehr Geduld als wir alle zusammen.

### Flüche sind härter als Eisen

Nach Sturm und Pest war das Schiff stiller. Aber nicht diese normale Stille, die du kriegst, wenn alle besoffen schlafen. Es war die Art Stille, die kommt, wenn jeder auf etwas wartet. Auf ein Geräusch. Auf ein Zeichen. Und die Zeichen kamen.

Erst klein, fast unscheinbar. Ein Tau, frisch aus der Werft, riss mitten in der Nacht, ohne dass jemand dran zog. Es knallte, als hätte einer einen Schuss abgefeuert, und die Männer sprangen hoch, die Augen weit. Aber da war kein Wind, kein Gewicht. Nur das Seil, durchtrennt, als hätte es sich selbst sattgehabt.

Eine Laterne erlosch, obwohl kein Windstoß kam. Die Flamme erstarb, und der Docht glühte noch, als hätte ihn eine kalte Zunge ausgelöscht. Der Raum roch nach Metall, nicht nach Öl.

Ein Würfel fiel vom Tisch, rollte über die Planken, drehte sich und blieb auf einer Kante stehen. Nicht auf einer Zahl – auf der fucking Kante. Die Männer starrten ihn an, keiner rührte ihn an, bis schließlich einer betrunken genug war, ihn ins Meer zu kicken.

Die Geschichten begannen sofort. Jeder kannte eine: von einem Schiff, das nie wieder landete; von einem Kapitän, der den Himmel verfluchte und nur noch in Stürmen segelte; von einem Seemann, der auf See einen Priester verfluchte und am nächsten Tag von Möwen bei lebendigem Leib zerfressen wurde.

„Das hier ist so ein Schiff,“ murmelte einer, „so eins, das nicht nach Hause kommt.“

Ein anderer lachte – zu laut, zu lang. „Scheiß auf Flüche,“ rief er, „das ist nur Holz und Eisen.“ Doch genau in dem Moment knackte der Balken neben ihm, so tief und hart, dass er erschrocken zusammenfuhr. Die Männer sahen sich an. Keiner lachte mehr.

Ab da hingen die Worte schwerer in der Luft. Jeder Satz war wie eine geladene Pistole. Und wir wussten: Hier, auf diesem Schiff, waren Flüche nicht nur Spucke. Sie waren Nägel. Und Nägel halten länger als Seile.

Matrosen sind nicht fürs Schweigen gemacht. Wenn ihnen das Meer Angst macht, fluchen sie. Wenn die Segel reißen, fluchen sie. Wenn eine Ratte ihr Brot klaut, fluchen sie. Ein Fluch ist das Einzige, was sie noch besitzen, wenn alles andere sie verlässt. Und so fingen sie an, zurückzubrüllen.

„Beim Teufel!“, rief einer, als ein Tau über seine Schulter peitschte. „Der soll mich holen, wenn er’s wagt!“ Das Gelächter danach war nervös, brüchig – und brach sofort ab, als der Mann eine halbe Stunde später im Dunkel ausrutschte und über Bord ging. Kein Schrei, kein Winken. Nur das Meer, das ihn still verschluckte. Keiner sagte danach noch „beim Teufel“.

Ein anderer spuckte aufs Deck und schrie: „Wenn die Pest ein Matrose ist, dann sauf ich mit ihr, bis sie kotzt!“ Noch in derselben Nacht lag er keuchend in seiner Hängematte, schwarze Flecken am Hals. Er war nicht sofort tot, aber jeder wusste: Der Fluch hatte ihn gehört.

Selbst die kleinsten Sprüche wogen schwer. „Scheiß auf den Sturm,“ murmelte einer im Schlaf. Am nächsten Morgen fand man ihn mit gebrochenem Genick, gefallen aus seiner Hängematte, obwohl das Schiff ruhig lag.

Die Männer merkten schnell: Worte klebten hier wie Pech. Einmal ausgesprochen, gingen sie nicht weg. Sie hingen in der Luft, schwer, feucht, giftig. Du konntest sie nicht zurücknehmen. Sie setzten sich ins Holz, ins Segel, ins Meer – und irgendwann kamen sie zurück, mit Zinsen.

Trotzdem konnten sie's nicht lassen. Männer ohne Flüche sind wie Messer ohne Klingen. Also bellten sie weiter, mal lauter, mal leiser, immer mit der Angst, dass das Schiff zuhört. Und das tat es. Jeder Nagel, jeder Balken vibrierte, wenn einer schimpfte. Als sauge das Holz die Worte ein, um sie später auszuspuken.

Rum half, die Zunge zu lockern. Doch jeder Schluck war ein Risiko. Jeder Satz ein Messer, das sich gegen dich selbst richten konnte. Und langsam begriffen die Männer: Hier, auf diesem Schiff, war jedes Wort ein Urteil.

Normalerweise vertrauen Seeleute dem Eisen. Nägel, Ketten, Anker, Kanonen – Eisen hält, wenn nichts anderes mehr hält. Es ist der letzte Trost gegen Wind und Wasser. Doch auf diesem Schiff war Eisen nichts wert.

Die Nägel rosteten schneller, als man sie einschlagen konnte. Rote Schmiere lief an den Planken runter wie Blut. Ketten, die gestern noch straff waren, hingen plötzlich durch, als hätten sie die Kraft verloren. Einer zog an einer, kräftig, mit den Händen voller Schwielen – und sie brach. Einfach so. Kein Splittern, kein Knall. Sie zerfiel, still, als wäre sie nie stark gewesen.

Die Kanonen standen da wie lahme Hunde. Einer wollte sie ölen, den Lauf polieren. Doch das Eisen fühlte sich kalt an, zu kalt, als hätte es das Feuer vergessen. Der Mann schwor, es habe gezittert unter seiner Hand, als hätte es Angst.

Und während das Eisen schwächer wurde, blieben die Worte hängen. Ein Fluch, einmal ausgesprochen, haftete im Schiff wie Pech. Du konntest Bretter austauschen, Seile erneuern, Eisen ersetzen – aber die Worte blieben. Sie faulten nicht, sie rosteten nicht. Sie nagelten sich fest in die Luft.

Die Männer merkten es. Einer spuckte auf die Planken und sagte: „Scheiß auf die See.“ Am nächsten Morgen stank der ganze Bereich nach fauligem Tang, als wäre das Meer selbst durch die Ritzen gekrochen. Das Eisen in den Nägeln war schwarz verfärbt, brüchig. Aber die Worte waren noch da, sie hingen schwer im Kopf, keiner konnte sie vergessen.

„Flüche sind härter als Eisen,“ murmelte Lars der Fuchs, die Augen flackernd.  
„Eisen zerfällt. Worte bleiben.“  
Keiner widersprach. Nicht mal Borke, der sonst für jeden Spruch eine Faust hatte.

Und ich dachte mir: Das Schiff war nicht mehr aus Holz und Eisen. Es war aus Flüchen gebaut. Und die hielten besser als jedes verdammte Metall.

Es war ein Abend, der mit Rum begann wie jeder andere. Die Männer grölten, husteten, lachten über ihre eigenen Zahnlücken, während die Pest weiter an Bord nistete. Doch einer hatte zu viel im Kopf, zu viel in der Kehle. Kröte.

Er verlor beim Würfeln. Wieder und wieder. Und Lars der Fuchs grinste ihn dabei so schmal an, dass es wie ein Schnitt aussah. Schließlich kippte Kröte den Becher um, die Würfel rollten klappernd über die Planken, und er schrie:  
„Verflucht sollst du sein, Fuchs! Verflucht bis dein Blut dich selbst ertränkt!“

Die Männer lachten zuerst, gröhnten, prosteten. Doch das Lachen starb schnell. Denn Lars hörte nicht auf zu husten. Erst leise, dann härter, dann würgend. Er rang nach Luft, Blut spritzte ihm aus dem Mund wie schwarzer Wein. Er fiel auf die Knie, röchelte, das Gesicht rot, die Augen weit.

„Das Schiff hört zu!“ schrie einer, und plötzlich waren alle still. Nur Lars röchelte, würgte, spuckte dunkle Brocken auf die Planken, die sie sofort aufsogen. Schließlich kippte er um, die Arme verkrampft, der Mund weit offen. Tot.

Niemand lachte. Niemand fluchte. Alle starrten Kröte an. Der saß da, die Augen aufgerissen, als hätte er selbst nicht geglaubt, dass seine Worte Fleisch werden konnten. „Ich... ich hab's nicht so gemeint,“ stammelte er. Doch das half nichts. Die Worte waren gefallen, und sie hatten sich ihren Preis geholt.

Von da an wussten wir's alle: Ein Fluch war nicht mehr nur Spucke und Schall. Ein Fluch war Eisen. Eisen, das schnitt, das nagelte, das tötete. Jeder Satz konnte ein Galgen sein, jedes Wort ein Strick.

Und das Schiff knackte. Tief, schwer, zufrieden. Als hätte es selbst den Tod mitgeschrieben.

Der Kapitän hatte die Szene beobachtet. Kein Laut, kein Zucken, keine Überraschung, als Lars der Fuchs röchelnd auf die Planken kippte. Er stand nur im Schatten, die Pfeife zwischen den Zähnen, der Rauch schwer wie Nebel. Die

Männer schauten zu ihm, als hofften sie auf ein Urteil. Aber er sprach nicht. Er musste nicht. Sein Schweigen war schon ein Hammer.

Er ließ die Männer zwei Nächte in dieser Angst schmoren, in der Stille, in der keiner mehr wagte, ein Wort zu groß zu sagen. Dann kam der Augenblick. Eine Nacht, windstill, das Meer glatt, als hielte es den Atem an. Die Männer saßen auf Deck, flüsterten höchstens, einer hustete, ein anderer würgte. Und dann sprach er.

„Seil.“ Nur dieses Wort. Nichts weiter.

Kaum war es draußen, knallte es. Ein Tau, dick wie ein Arm, riss plötzlich mitten durch, flog durch die Luft, peitschte wie ein lebendiges Ding. Einer der Männer bekam den Schlag ab, quer übers Gesicht, Blut spritzte, Zähne flogen. Das Schiff knackte, vibrierte, und dann wieder Stille.

Die Männer starrten den Kapitän an. Kein Laut, kein Atemzug. Er sog an seiner Pfeife, blies den Rauch aus, drehte sich um und ging.

Ab da wusste keiner mehr: War es Zufall? War es das Meer? Oder war es er? Aber alle wussten: Wenn der Kapitän sprach, hörte das Schiff zu. Wenn er ein Wort sagte, dann gehorchte das Holz, die Seile, selbst die Luft.

Und so wurde er mehr als ein Mann. Er wurde der Mund des Schiffs. Der Einzige, der die Flüche lenken konnte, statt von ihnen gefressen zu werden.

Die Männer sprachen danach noch weniger. Aber wenn er sprach – und sei es nur ein einzelnes, kleines Wort – dann sahen sie darin die Macht eines Gesetzes, das kein Eisen, kein Sturm, keine Kanone je hätte geben können.

Nach Lars' Tod und dem gerissenen Tau wurde die Sprache selbst ein Feind. Die Männer, die sonst alles mit Flüchen zudeckten – den Hunger, die Angst, die Lust – verstummten. Es war, als hätte jedem die Kehle einen Strick angelegt.

Gespräche starben. Früher hatten sie gebrüllt, gelacht, gespottet, gestritten, als könnten Worte den Himmel selbst aufreißen. Jetzt murmelten sie höchstens, leise wie Beichtende, die Angst im Nacken, dass das Schiff mithört. Selbst einfache Sätze wie „Gib mir das Seil“ wurden gemieden. Stattdessen zeigten sie mit dem Finger, mit einem Nicken, mit der Faust. Ein Rudel Hunde, das nur noch mit Knurren und Gesten kommuniziert.

Die Nächte waren schlimmer. Normalerweise füllten Rum und Lügen die Dunkelheit. Doch nun hing da nur das Knacken der Planken und das Röcheln

der Kranken. Und manchmal, wenn einer im Schlaf zu laut fluchte, wachte er nicht mehr auf.

Die Männer begannen, Worte zu meiden wie Ratten das Licht. Selbst beim Trinken hoben sie nur noch die Becher, prosteten stumm. Einer murmelte irgendwann „auf uns“ – und kippte eine Stunde später vom Fass, das Genick gebrochen. Danach prosteten sie nur noch schweigend.

Die einzige Stimme, die noch frei durch die Luft schnitt, war die des Kapitäns. Wenn er sprach, hörte das Schiff zu, aber es strafte ihn nie. Ihm gehorchte es. Und genau das machte die Stille noch schwerer. Denn während wir alle unsere Zungen verschluckten, schien seine Stimme mehr Gewicht zu haben als Kanonendonner.

Es war, als hätten wir aufgehört, Männer zu sein. Worte machen dich menschlich. Ohne Worte waren wir nur noch Körper. Und Körper sind leicht zu brechen.

Am Ende merkten wir's alle: Das Schiff war kein Bau aus Holz, Eisen und Segel. Es war ein verdammter Resonanzboden. Jeder Fluch, jedes Wort, das über die Planken flog, nagelte sich ins Gerippe wie ein neuer Balken.

Du konntest es hören. Nachts, wenn die Männer schwiegen, knarrte es in der Dunkelheit. Nicht das normale Seufzen eines Schiffs, das Wellen trägt. Es war ein Echo. Ein Murmeln. Als wiederholte das Holz die Worte, die wir längst vergessen wollten. Leise, kratzig, wie Stimmen aus einem Loch unter den Planken.

Einer schwor, er habe in der Nacht seinen eigenen Fluch gehört, den er drei Tage zuvor gespien hatte. „Verflucht soll dieses Meer sein!“ – und da war es, flüsternd, vom Schiff selbst gesprochen. Er wimmerte, trank sich ohnmächtig, aber am nächsten Tag war sein Haar grau.

Das Eisen fiel auseinander, Nägel rosteten, Ketten lösten sich – aber die Worte blieben. Sie faulten nicht. Sie rosteten nicht. Sie klangen, immer wieder, als wollte das Schiff sie kauen, bis sie Teil seines Körpers waren.

Es war, als ob wir auf einem Leichnam segelten, dessen Knochen mit jedem Fluch neu zusammengesetzt wurden. Und jeder von uns war der Totengräber, der die Erde draufschaufelte.

Flüche sind härter als Eisen. Härter als Knochen. Härter als wir alle zusammen. Und auf diesem Schiff waren sie das eigentliche Segel, das uns vorwärtstrieb.

Wir segelten nicht mehr auf Holz. Wir segelten auf verdammten Worten. Und jedes davon wollte Blut.

### Der Handel mit dem Teufel

Nach den Flüchen blieb die Luft dick wie alter Rum. Worte wurden seltener, und wenn einer doch sprach, hörte man hinterher die Planken knarren, als wiederhole das Schiff jedes verdammte Silbenstück. Also schwiegen die Männer. Doch in einem Schweigen wächst immer was. Es fault, es gärt, und irgendwann bricht's hervor.

Es begann als Flüstern. „Der Teufel segelt mit,“ murmelte einer, halb betrunken, halb überzeugt. Ein anderer lachte – nicht laut, nur ein Zittern in der Kehle – und flüsterte zurück: „Segelt? Der führt das Schiff.“ Keiner widersprach.

Nachts hörte man's am deutlichsten. Einer röchelte im Schlaf, als würde er im Traum feilschen. Einer wimmerte, bettelte, versprach irgendwem irgendwas. Nicht Gott. Nicht dem Meer. Ein anderer. Einer, der zuhört, wenn du zu schwach bist, selbst zum Fluchen.

Die Maus, der Junge, saß einmal neben der Reling, die Beine baumelnd über dem schwarzen Wasser. Er sagte nichts, aber seine Augen waren weit, starrten tief in die See, als lausche er einer Stimme, die nur er hören konnte. Und ich schwöre, für einen Herzschlag lächelte er. Ein Junge, der sonst nie lächelte.

Die Laternen flackerten in dieser Stille. Nicht vom Wind. Sondern wie Kerzen in einer Kirche, in der gerade etwas beschlossen wird. Und ich wusste: Wir hatten die Flüche hinter uns gelassen. Jetzt kam der Handel.

Es dauerte nicht lange, bis die ersten von Versuchungen sprachen. Nicht laut, nie in der Runde. Immer nur im Flüsterton, mit Augen, die so nervös flackerten wie Kerzen im Zug.

Der Schotte mit dem Bart wie ein nasses Seil war der Erste. Er wachte mitten in der Nacht auf, schweißnass, die Hände zitterten. „Er hat mir was versprochen,“ flüsterte er, als hätte er Angst, die Luft selbst könne ihn verraten. „Land. Ein Hof. Kühe. Ein Herd, an dem immer Feuer brennt.“ Er lachte kurz, ein heiseres, gebrochenes Lachen. „Und eine Frau, die nie weggeht.“ Die Männer hörten still zu, keiner lachte. Weil jeder wusste: Das klang zu echt, um nur ein Traum zu sein.

Ein anderer, ein Holländer, schwor, er habe ins Wasser gesehen. „Da war ein Gesicht. Es hat mir zugezwinkert. Schwarze Augen, weiß wie Salz um den Mund. Es sah aus wie ich, nur besser genährt. Es hat gesagt, ich müsse nur das richtige Wort sprechen – und alles gehört mir.“

Kröte, mit seinen Stümpfen im Maul, kicherte nervös. „Ich hörte ihn auch. Er sagte, ich solle ihm nur meine Zunge geben. Nur die Zunge. Dann redet er für mich. Und er redet besser.“ Seine Augen funkelten, als wäre das gar kein Witz.

Die Maus schwieg. Aber er sah aus, als würde er jeden verdammten Satz verstehen. Als lausche er etwas, was die anderen nicht mal wahrnahmen.

Die Versuchungen kamen schleichend, wie Ratten. Jeder hörte sie anders. Aber am Ende liefen sie auf dasselbe hinaus: Jeder Mann hatte plötzlich etwas zu bieten. Jeder Mann überlegte, was er verkaufen könnte, wenn der Preis nur das Überleben war.

Und ich wusste: Auf diesem Schiff war nichts mehr zufällig. Selbst die Stimmen im Dunkeln waren Teil des Spiels. Und wir hatten noch nicht mal angefangen zu würfeln.

Der Hunger kam leise, aber gnadenlos. Erst waren's nur kleinere Portionen. Ein Stück Brot weniger, ein Schluck Rum kürzer. Dann waren's Rationen, die mehr nach Luft rochen als nach Mahlzeit. Und irgendwann hörte man's überall: das Knurren der Mägen, lauter als jedes Gebet, tiefer als jeder Fluch.

Die Fässer mit Rum waren halbleer, manche schon leer. Die Männer kippten die letzten Tropfen mit Zungen raus, leckten die Holzränder, als sei da noch ein Tropfen Erlösung drin. Brot wurde hart wie Eisen, und Fisch gab's nur noch, wenn einer im Netz ein paar Gräten fand. Doch meistens war da nichts. Nur Wasser, Salz, und ab und an ein toter Vogel, den sie roh verschlangen, ohne Fragen.

In dieser Leere, diesem Knurren, wuchs die Bereitschaft. Männer, die sonst noch Witze gemacht hatten, sahen dich jetzt an, als wärest du ein Stück Fleisch. Einer murmelte, kaum hörbar: „Für einen Teller Suppe verkauf ich alles. Alles.“ Und wir wussten alle, er meinte nicht nur sein Hemd oder sein Messer.

Der Schotte mit dem Bart fing an, laut mit jemandem zu reden, den keiner sehen konnte. „Nur ein wenig Korn, nur ein bisschen Käse, und du kriegst es,“ murmelte er, die Augen im Nichts. „Nimm, was du willst, nur lass mich essen.“

Die Pest machte's schlimmer. Kranke Mägen schrien lauter, verbrannten jede Kraft. Männer lagen da, zitterten, bettelten um Wasser, um Rum, um irgendwas. Und in dieser Verzweiflung war jedes Versprechen willkommen. Selbst wenn es von unten kam.

Das Meer roch es. Oder der Teufel. Oder beides. Wir wussten nicht mehr, wo der Unterschied war. Aber wir wussten: Der Hunger war die Währung. Und bald würde einer den Handel eröffnen.

Es war in einer Nacht, schwarz wie Kohle, nur die Laternen glommen, und selbst die Sterne hielten die Fresse. Da tat's einer. Der Däne, der schon einmal gebetet hatte, bis er ohnmächtig wurde. Er kniete diesmal nicht vor Gott. Er kniete am Mast, das Gesicht nass von Tränen, die Hände voller Splitter vom Holz.

„Nimm mich nicht,“ flüsterte er ins Dunkel. „Nicht mich. Ich geb dir alles. Meine Seele, mein Blut, meinen Namen – scheißegal. Nur lass mich noch eine Nacht leben.“ Seine Stimme zitterte, aber jeder von uns hörte sie. Denn die Stille sog sie auf, und das Schiff knackte zustimmend.

Am Morgen lag er noch immer da. Lebendig. Blass, schwach, aber atmend. Nur einer fehlte. Der Franzose mit dem gebrochenen Bein. Tot. Eiskalt, der Mund offen, die Augen leer. Als hätte der Teufel sich umentschieden, sich den Schwächeren geholt, weil der Däne ihm einen Handel angeboten hatte.

Die Männer starrten. Flüsterten. „Hat er's getan? Hat er uns verkauft?“ Borke packte den Dänen, riss ihn hoch, brüllte ihm ins Gesicht: „Wessen Leben hast du bezahlt?!“ Aber der Däne lächelte nur, ein breites, irrsinniges Lächeln, das nichts Menschliches mehr hatte. „Ich lebe,“ flüsterte er, „ich lebe.“

Der Franzose wurde über Bord geworfen, wie alle, die fielen. Doch diesmal sank er schnell, ohne Widerstand. Das Meer nahm ihn, gierig, als wäre er längst fällig gewesen.

Keiner lachte. Keiner trank. Jeder wusste: Der erste Handel war geschlossen. Und das Schiff war der verdammte Notar.

Nach dem Dänen ging's los wie eine Seuche, die keiner mehr stoppen konnte. Einer hatte's vorgemacht – jetzt glaubte jeder, er könne sich retten, wenn er nur das Richtige anbietet. Und so begann das Geflüster. Nicht mehr nur beten, nicht mehr nur jammern. Nein – richtige Angebote. Wie auf einem Markt, nur dass die Ware uns selbst war.

Der Spanier schnitt sich in die Hand, ließ ein paar Tropfen Blut aufs Deck tropfen. „Das reicht doch, oder?“ murmelte er, „ein kleiner Preis für ein bisschen Ruhe.“ Niemand antwortete. Aber das Holz knarrte, als hätte es's gehört.

Kröte grinste mit seinen Zahnstümpfen und lallte: „Ich hab nichts außer meiner Frau. Sie ist hässlich, aber sie hält lang. Nimm sie – wenn du mich dafür in Ruhe lässt.“ Die Männer schauten weg. Es war nicht mehr witzig.

Borke, der Hüne, brüllte eines Nachts ins Dunkel: „Nimm meine Kraft, wenn du willst – ich brauch sie nicht mehr!“ Am Morgen war er still, zu still. Er aß, trank, tat, was man ihm sagte. Aber die Wut war weg. Wie ausgebrannt.

Andere murmelten von Gold in Häfen, von Häusern, die sie nie besessen hatten. Jeder bot das an, was ihm gerade einfiel, ob's wahr war oder nicht. Und immer hörte das Schiff zu. Jeder Balken, jeder Nagel schien die Versprechen zu sammeln wie Unterschriften in einem Buch.

Und ich? Ich hielt den Mund. Aber in meinem Kopf hörte ich Marta lachen. Dieses kalte, spitze Lachen. Und ich fragte mich: Was, wenn ich's doch könnte? Nur ein Satz, nur ein Gedanke, und vielleicht wär ich raus. Aber ich schwieg. Denn ich wusste: Auf diesem Schiff kostet Schweigen weniger als Worte.

So wurde das Deck zu einem Markt, auf dem keiner sehen wollte, was er gerade verkaufte. Aber jeder wusste: Bezahlt wurde immer. Und nie billig.

Während die Männer flüsterten, bettelten, ihre Seelen wie billige Ware feilboten, stand er da. Der Kapitän. Pfeife im Mund, die Narbe quer über die Brust, und dieses Schweigen, das lauter war als jedes Gebet. Er mischte sich nicht ein. Er grinste nicht. Er warnte nicht. Er ließ sie reden. Und genau das war das Schlimmste.

Denn das Schweigen wirkte wie Zustimmung. Als ob er schon längst seinen Handel gemacht hätte. Manche schworen, seine Narbe sei das Siegel, das der Teufel selbst gesetzt hatte. Nicht Schnitt, nicht Wunde, sondern ein Vertrag, der in Fleisch geschrieben war.

„Er ist sein Mann,“ murmelte Kröte, bleich, die Stimme heiser. „Er hat unterschrieben. Er führt uns, weil er uns schon längst verkauft hat.“ Andere nickten, leise, verstohlen. Keiner sagte es laut. Aber jeder dachte es.

Und dann war da dieser Abend. Ein Sturm hing am Horizont, Blitze flackerten weit draußen. Der Kapitän stand am Bug, zog an seiner Pfeife. Plötzlich sprach er, kaum hörbar: „Alles hat seinen Preis.“

Das Schiff knackte, tief, satt, als hätte es's bestätigt. Ein Tau riss, ein Segel flatterte los – und im gleichen Moment hörte man Gelächter. Nicht von den Männern. Von irgendwo tiefer. Aus dem Meer.

Seitdem wussten wir: Er war kein einfacher Mann mehr. Vielleicht nie gewesen. Vielleicht hatte er den Handel schon vor langer Zeit geschlossen. Vielleicht war er nicht Kapitän des Schiffs. Vielleicht war er nur der verdammte Notar.

Und doch – keiner wagte, ihn zu hassen. Denn wir alle wussten: Was er hatte, wollten wir auch. Überleben. Und dafür war jedes Siegel, jede Narbe, jeder Teufel billig.

Am Ende begriffen wir: Es ging gar nicht um uns einzeln. Nicht um den Dänen, nicht um Kröte, nicht um Borke oder sonst wen. Es ging nie um das, was einer von uns flüsterte, was einer opferte. Der Handel lief nicht über Menschen. Der Handel *war* das Schiff.

Jedes Wort, jeder Fluch, jedes Flehen nagelte sich tief in die Planken. Das Holz knarrte nicht mehr wie Holz – es sprach. Das Deck war kein Boden, es war Pergament. Die Nägel keine Nägel, sondern Siegel. Und jeder Atemzug, den wir hier taten, war eine Unterschrift, die wir gar nicht mehr zurücknehmen konnten.

Einer von den Männern – der Holländer – brachte's schließlich raus, mit zittriger Stimme: „Wir haben schon unterschrieben.“ Er sah um sich, bleich wie Kalk. „Wir segeln in einem Vertrag. Jeder von uns steckt drin. Es ist egal, ob wir feilschen oder schweigen. Das Schiff hat uns längst.“

Niemand widersprach. Keiner konnte. Denn es stimmte. Wir waren nicht mehr nur Passagiere. Wir waren Teil des Dokuments. Unsere Haut, unser Blut, unser Atem – alles wurde eingesogen. Das Schiff fuhr nicht nur auf dem Meer. Es fuhr auf uns.

Und der Kapitän? Er stand am Bug, die Pfeife zwischen den Lippen, die Narbe wie ein Stempel über seiner Brust. Er sprach nichts mehr, musste er auch nicht. Er war der Zeuge. Der Notar. Der Garant, dass der Handel gültig war.

So segelten wir weiter. Nicht auf Holz, nicht auf Eisen, nicht auf Segel. Wir segelten auf einem Vertrag. Und der Teufel, der hatte ihn längst gegengezeichnet.

### Blutige Nächte unter Deck

Unter Deck war kein Schlafplatz. Es war ein Loch, eine stinkende Kiste, in der wir aufeinander hockten wie verrottende Kartoffeln. Die Luft war dick, feucht, süßlich von Krankheit und altem Rum. Jeder Atemzug schmeckte nach Metall und Schimmel, und wenn du versuchtest, tiefer zu atmen, hattest du sofort das Gefühl, jemand drückt dir ein Kissen aufs Gesicht.

Die Hängematten hingen dicht an dicht, zu nah. Einer wälzte sich, und sein Ellenbogen landete dir im Gesicht. Einer hustete, und du hattest seinen Dreck in deinem Hals. Ein paar Männer schliefen überhaupt nicht mehr. Sie saßen nur da, starrten in die Dunkelheit und warteten, dass die Dunkelheit zurückstarrt.

Das Knarren der Planken hörte nie auf. Es war nicht das normale Seufzen von Holz im Seegang. Es war tiefer, rhythmischer, wie ein Atem. Wie ein Herzschlag, der nicht von uns kam. Jeder von uns hörte es, aber keiner sprach es aus.

Über uns tropfte Wasser von den Deckplanken. Mal klar, mal salzig, mal rötlich, als käme es nicht vom Meer, sondern aus irgendwas, das lebendig war. Manchmal fiel es dir ins Gesicht, mitten im Schlaf, und du wusstest nicht, ob's nur Wasser war.

Die Ratten waren die eigentlichen Herren unter Deck. Sie rannten über Seile, kletterten an Hängematten hoch, zogen Fetzen aus Kleidung. Manche krochen über Gesichter, während Männer schliefen, und keiner schrie mehr, weil Schreien nichts brachte.

Und dann war da das Flüstern. Kein Mensch flüsterte so. Stimmen, dünn, kratzig, von irgendwo zwischen den Planken. Sie redeten nicht laut, nicht klar. Es war mehr wie ein Singen, ein Summen, manchmal ein Lachen. Aber immer da. Wenn du nachts die Augen aufschlugst, wusstest du: Da redet etwas, das nicht in einer Hängematte liegt.

So begann jede Nacht unter Deck. Keine Ruhe, kein Schlaf, nur die Enge, der Gestank, und die Gewissheit, dass irgendwas anderes mit uns dort unten lebte.

Es brauchte nicht viel, um den Laden zum Kochen zu bringen. Unter Deck war alles zu nah, zu eng, zu laut. Ein Schluck Rum, der nicht geteilt wurde. Ein Stück Brot, das einer schneller griff als der andere. Ein Ellenbogen im Schlaf. Kleinigkeiten – aber auf diesem Schiff war keine Kleinigkeit klein.

Der Erste Streit begann, weil einer dem anderen den Becher nicht weitergab. Der eine griff danach, der andere zog ihn zurück, beide brüllten gleichzeitig, und dann flogen die Fäuste. Nicht fair, nicht mit Regeln – einfach rohe Schläge, bis einer blutend am Boden lag. Keiner hielt sie auf. Warum auch? Jeder wusste: Früher oder später wären wir alle dran.

Ein anderes Mal ging es um einen Platz in der Hängematte. Einer kam zurück, fand einen anderen in seiner Koje und zog das Messer. Der andere war schneller mit der Faust, und im Nu wälzten sie sich zwischen den Ratten, Blut auf den Planken, Schweiß in der Luft. Die Ratten kreischten, als hätten sie Freude dran.

Es dauerte nicht lang, bis keiner mehr erstaunt war, wenn Blut floss. Ein blutiges Maul, eine gebrochene Nase, ein aufgeschlitzter Arm – das gehörte dazu wie das Knarren der Planken. Man schluckte es runter wie Rum.

Und immer war da das Schiff. Es knackte, ächzte, seufzte – nicht, weil es litt, sondern weil es zusah. Jedes Mal, wenn Blut auf die Planken spritzte, schien das Knarren tiefer, zufriedener. Als hätte es mehr Durst als wir alle.

So wurden die Nächte kürzer, dunkler, lauter. Jeder Atemzug konnte der Auslöser sein. Jeder falsche Blick ein Messer. Unter Deck war nichts mehr klein. Alles wurde groß. Alles wurde blutig.

Nach einer Weile ging es nicht mehr nur um Fäuste und Messer. Es ging um das, was keiner sehen wollte – das, was im Dunkeln wartete. Die Nächte wurden länger, schwerer, dichter. Und in dieser Schwärze kam die Angst wie eine Ratte, die dir ins Ohr kriecht.

Einer wachte schreiend auf, riss sich an den Seilen hoch. „Jemand hat mich berührt!“ brüllte er, die Augen weit, der Atem stoßweise. Die anderen fluchten, warfen ihm Rum ins Gesicht, doch er schwor: „Eine kalte Hand, direkt an meinem Hals.“ Niemand lachte. Nicht mehr.

Ein anderer, der Holländer, sagte, er hätte nachts den Atem eines Fremden gespürt, direkt im Nacken. Warm. Feucht. Er drehte sich um – da war niemand.

Aber die Hängematte neben ihm war leer. Und doch hatte sie geschwungen, als hätte einer darin gelegen.

Kröte fing an, Stimmen zu hören. „Sie reden mit mir,“ murmelte er, „sie sagen, wir sind zu viele.“ Er kicherte, riss sich die Haare aus und stopfte sie in Ritzen der Planken, als könnte er damit irgendwas beruhigen.

Die Maus lag still in seiner Koje, doch seine Augen waren offen, starr, als sähe er etwas, das wir anderen nicht sehen konnten. Einmal hörte ich ihn flüstern: „Sie wollen mitsegeln.“ Er lächelte dabei. Und das war schlimmer als jedes Schreien.

Manche Männer schworen, unter Deck lebte noch jemand. Ein Fremder. Einer, den keiner je an Deck gesehen hatte. Schritte, die nicht zu zählen waren. Schatten, die im Dunkel auf- und abtauchten. Namen, die gerufen wurden – leise, nah – und keiner wusste, wer’s war.

Die Fäuste hörten nie auf, das Blut tropfte weiter. Aber schlimmer als das waren die Nächte, in denen wir alle wussten: Wir waren nicht allein. Und das Ding, das bei uns schlief, hatte keinen Namen. Noch nicht.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis einer nicht mehr nur mit Fäusten zuschlug. Unter Deck lag das Messer näher als der Schlaf.

In jener Nacht war’s stiller als sonst. Nur Husten, das Knarren des Schiffs, das Kratzen der Ratten. Dann – ein Keuchen, abrupt, kurz, wie ein ersticktes Wort. Ein dumpfer Schlag, als wäre ein Sack gefallen. Und danach das Röcheln. Nass, gurgelnd, nicht zu überhören.

Die Männer sprangen hoch, so gut sie konnten im Dunkel, starrten in die Ecke, wo das Geräusch herkam. Einer lag da, die Augen weit, der Mund offen, Blut quoll aus einer Wunde, die keiner genau sehen wollte. Zu dunkel, zu eng, zu nah. Nur das Glänzen, das Tropfen auf die Planken.

„Wer war’s?“ fragte einer. Doch keiner antwortete. Vielleicht hatte jeder’s gesehen, vielleicht keiner. Vielleicht hatten wir alle beschlossen, wegzusehen. Denn wer im Dunkeln sticht, sticht nicht nur Fleisch. Er sticht auch Vertrauen. Und Vertrauen war hier längst verrottet.

Das Blut sickerte ins Holz, schwarz, glänzend. Und das Schiff knackte. Lang, tief, zufrieden. Wie ein Trinker nach dem ersten Schluck.

Niemand zog die Leiche sofort hoch. Wir ließen ihn liegen bis zum Morgen, und die Ratten taten, was sie immer tun. Erst als das Tageslicht durch die Ritzen fiel, schleppten sie ihn an Deck. Stille. Kein Gebet, kein Fluch, nur ein dumpfer Aufprall, als er ins Meer glitt.

Doch jeder wusste: Der Tote war nicht vom Meer genommen worden. Nicht vom Sturm. Er war von uns genommen worden. Von uns – oder von dem, das im Dunkeln mit uns lag.

Und ab da wusste jeder: Unter Deck war kein Schlaf mehr sicher. Unter Deck war Mord, und das Schiff saugte jedes Tropfen Blut wie ein Vertrag, der nach einer weiteren Unterschrift verlangte.

Nach dem ersten Mord gab es kein Zurück. Das Unterdeck hatte Blut geschmeckt, und von da an floss es regelmäßig. Nicht wie ein Unfall, nicht wie ein Ausrutscher – sondern wie eine Gewohnheit.

Messer blitzten schneller als Worte. Ein falscher Blick, ein zu lautes Husten, ein Stück Brot, das einer für sich behielt – und schon war da eine Klinge, schon war da eine Faust. Keiner schrie „Halt!“ mehr. Keiner rannte dazwischen. Warum auch? Jeder wusste: Wer fällt, macht Platz.

Die Planken waren ständig feucht. Mal von Schweiß, mal von Pisse, mal vom Blut. Es roch nach Eisen, nach Salz, nach Tod. Das Unterdeck stank wie eine Schlachterei, die nie gelüftet wird. Jeder Atemzug war schwerer, dichter, als würde man sich das Blut der anderen direkt in die Lungen ziehen.

Die Männer gewöhnten sich dran. Ein Schlag ins Gesicht? Alltag. Ein Zahn weniger? Kein Thema. Ein Messerstich? Pech. Niemand zählte die Toten mehr. Sie verschwanden einfach: ins Meer, in die Dunkelheit, ins Holz.

Das Schiff selbst sog es auf. Die Bretter unter unseren Füßen waren schwarz verfärbt, klebrig, rissig. Doch sie hielten. Fester als vorher. Es war, als ernährten sich die Planken vom Blut, das wir vergossen. Jeder Tropfen war ein Nagel mehr, der uns an Bord festhielt.

Und das Schlimmste: Es fühlte sich irgendwann normal an. So, als gehöre es dazu, dass die Nächte rot endeten. So, als wäre das Schiff ohne Blut gar nicht weitergefahren.

Unter Deck wurde Gewalt nicht mehr gefürchtet. Sie war das einzige Gesetz. Und jeder, der noch atmete, hatte es längst akzeptiert.

Der Kapitän wusste, was unten geschah. Er musste es wissen. Das Knarren der Planken trug jedes Röcheln nach oben, jedes dumpfe Poltern, wenn ein Körper fiel. Doch er rührte keinen Finger.

Manchmal stieg er die Treppe hinunter, langsam, Pfeife im Mund, die Narbe quer über der Brust wie ein Banner. Er trat in das Halbdunkel, musterte die Männer, die Blutflecken, die Messer, die Ratten. Aber er sagte nichts. Er brauchte nichts zu sagen. Schon seine Schritte waren Urteil genug.

Einmal wagte einer, ihn direkt anzusprechen: „Kapitän, das Unterdeck wird zum Schlachthaus.“

Der Kapitän blies Rauch aus, kalt, schwer, und antwortete nur: „Wer überlebt, segelt. Wer stirbt, spart Platz.“ Dann drehte er sich um, als wäre damit alles erledigt. Und das war es auch.

Die Männer verstanden. Auf diesem Schiff gab es keine Regeln außer der, die der Kapitän mit seinem Schweigen aufstellte: Stärke zählt. Schwäche sinkt. Alles andere ist Ballast.

So wurden die Nächte noch blutiger. Denn wer stark sein wollte, musste es zeigen – mit Fäusten, mit Messern, mit dem, was er übrig hatte. Jeder Tote war kein Verlust. Er war ein leerer Haken in der Hängematte.

Und das Schiff? Es schien es zu genießen. Nach jeder Auseinandersetzung knackte es tiefer, vibrierte schwerer, als hätte es gerade ein Festmahl verschlungen. Wir alle spürten es: Das Holz war nicht mehr nur Träger unserer Körper. Es war Träger unserer Gewalt.

Und der Kapitän? Er war der Priester, der über dieser neuen Religion stand – einer Religion aus Blut und Schweigen.

Unter Deck war kein Ort mehr für Schlaf. Es war ein Abstieg, jedes Mal, wenn du die Stufen hinuntergingst – wie eine Leiter direkt in den Rachen der Hölle. Oben tobte das Meer, unten tobte etwas anderes.

Die Luft war dicker als Rauch. Jeder Atemzug schmeckte nach Eisen, Schweiß, Eiter. Manche Männer krochen nur noch nach unten, wenn sie mussten, und beteten, dass sie wieder lebend hochkamen. Einer sagte: „Hier unten gibt’s kein Morgen.“ Und er hatte recht. Unter Deck gab’s nur Nächte. Nächte voller Flüstern, Messer, Blut.

Das Knarren der Planken klang nicht mehr wie Holz. Es klang wie Gelächter. Dumpf, tief, immer genau dann, wenn ein Tropfen Blut auf sie fiel. Manche

schworen, sie hätten Gesichter in den Ritzen gesehen, grinsend, lechzend. Andere sagten, die Stimmen aus den Schatten würden lauter, je mehr Blut floss.

Die Ratten wurden fett. Schwarze, glänzende Bäuche, schwerfällig krochen sie zwischen den Hängematten. Sie fraßen, was übrig blieb, und starrten dich dabei an, als wüssten sie, dass auch dein Fleisch bald dran war.

Und wir – wir lebten damit. Wir schliefen auf blutigen Seilen, wir tranken aus Bechern, die nach Eisen rochen. Wir nahmen es hin, weil es nichts anderes gab. Unter Deck war kein Ort der Ruhe, kein Schutz. Es war ein Schlachthaus, das sich Nacht für Nacht neu füllte.

Ich sage dir, Kamerad: Wer die Treppe nach unten stieg, stieg nicht mehr in ein Schiff. Er stieg in die Hölle. Und das Schlimmste war – irgendwann kamst du auch wieder hoch. Und tatest so, als wäre alles normal.

### Der erste Matrose über Bord

Es lag in der Luft, schwerer als Salz, schwerer als Rum. Jeder an Bord wusste, dass es bald einen von uns erwischen würde. Wir sagten's nicht, wir tranken dagegen an, wir lachten lauter, als wir sollten – aber tief drinnen hörten wir schon das Meer kauen.

Die Gespräche wurden kürzer. Männer starrten länger in die Gesichter der anderen, als könnten sie darin lesen, wer's sein würde. Einer hustete zu lange, und schon wich der Rest zurück. Einer lachte zu laut, und die anderen schauten weg, als wär er schon halb tot. Wir waren ein Rudel, das spürte: Einer muss fallen, damit die anderen noch einen Atemzug kriegen.

Selbst das Meer wirkte unruhig. Keine Wellen wie sonst, keine gleichmäßige See. Es war, als schaukle es nicht uns, sondern sich selbst, ungeduldig, hungrig, ein Tier, das das Maul schon aufgerissen hatte. Manchmal schwor ich, es grummelte – nicht wie Donner, sondern wie ein Magen, der knurrt.

Die Ratten waren lauter, schneller. Sie rannten quer durchs Deck, bissen sich in Säcke und Taue, als wüssten sie: Bald gibt's Fleisch, besser als Korn. Selbst die Möwen, die uns sonst wie Aasgeier verfolgten, kreischten höher, schriller, und setzten sich in Reihen auf die Rahen, wie Zuschauer, die auf die Vorstellung warteten.

Und wir? Wir taten so, als wär alles normal. Karten, Rum, Flüche. Aber keiner lachte ehrlich. Jeder Satz war brüchig, jedes Wort klang wie ein Abschied. Wir alle fühlten denselben Wind im Nacken, derselbe kalte Atem: *Bald holt es sich einen.*

Und das Schlimmste war: Keiner wusste, wer's sein würde. Aber jeder hoffte, dass es nicht er selbst war.

Er war kein besonderer Mann. Kein Starker wie Borke, kein Fuchs wie Lars, kein Kaputter wie Kröte. Ein stiller Hund, der mehr arbeitete als redete. Genau deshalb fiel's sofort auf, als er anders wurde.

Es begann mit den Augen. Er starrte ins Wasser, länger, tiefer, als wäre da unten was für ihn. Wenn man ihn anstieß, blinzelte er, als käme er von weit her zurück. „Alles gut?“ fragte einer. Er nickte, aber sein Lächeln war leer.

Dann redete er. Nicht mit uns, nein – mit dem Meer. Erst leise, dann lauter. Worte, die keiner verstand, eine Sprache, die eher gurgelte als sprach. Einer lachte nervös: „Der Junge hat zu viel Salz geschluckt.“ Aber keiner lachte lange.

Nachts hörten wir ihn murmeln. Er lag in seiner Hängematte, starrte an die Decke, flüsterte in einer Stimme, die nicht seine war. „Ja... ja... ich komme.“ Manchmal lachte er dabei, trocken, kratzig. So lacht kein Mensch im Schlaf.

Am nächsten Tag taumelte er über Deck, stolperte, als hätte ihn einer unsichtbar gezogen. Seine Hände griffen nach der Reling, dann wieder nach der Luft. Er redete wirres Zeug, lachte, weinte, lachte wieder. Einmal schrie er: „Da ist sie! Sie ruft mich!“

Wir folgten seinem Blick, aber da war nichts – nur Wellen, grauer Schaum, ein paar hungrige Möwen. Doch er sah etwas. Etwas, das nur für ihn bestimmt war.

Die Männer rückten zurück. Keiner griff nach ihm, keiner packte ihn am Arm. Wir wussten: Er war's. Der Auserwählte. Und wenn einer auserwählt war, konntest du ihn nicht halten.

Das Meer hatte schon die Hand ausgestreckt. Es war nur eine Frage von Sekunden.

Es passierte nicht mit einem großen Knall. Kein Sturm, keine Welle, kein Schlag. Es war einfach der Moment, in dem er losließ.

Er stand an der Reling, die Augen weit, die Lippen bewegten sich, als flüstere er einem Liebhaber ins Ohr. Dann kippte er. Kein Schubsen, kein Ringen. Er beugte sich vor, als wolle er das Meer umarmen – und fiel.

Seine Arme ruderten in der Luft, als hätte er's sich anders überlegt, aber da war's schon zu spät. Ein Schrei kam ihm über die Lippen, hoch, heiser, brüchig. Nicht lang, nicht heldenhaft. Nur ein kurzer Laut, wie wenn ein Sack reißt. Dann schlug er auf.

Das Wasser nahm ihn mit einem dumpfen Schlag, der lauter war als alle unsere Herzen. Für einen Augenblick sahen wir ihn noch, die Arme wild, das Gesicht weiß, die Augen panisch. Dann war er weg. Keine Spur, keine Blase, nichts. Nur das Meer, das sich über ihm schloss, so glatt, als hätte es ihn erwartet.

Die Möwen kreischten. Eine flatterte direkt über der Stelle, stieß hinunter, als wolle sie ihm hinterher. Dann zog sie wieder hoch, schreiend, als hätte sie mehr gesehen als wir.

Wir standen an der Reling, die Finger verkrampft im Holz. Keiner sprach. Keiner rief. Wir wussten, was wir alle dachten: Ob er gesprungen oder gefallen war, spielte keine Rolle. Er gehörte nicht mehr uns. Er gehörte dem Meer. Und das Meer hatte ihn nicht geholt wie ein Opfer. Es hatte ihn geholt wie eine Mahlzeit.

Ein paar rannten sofort zur Reling. Reflex. Du hörst einen fallen, und dein Körper will retten, auch wenn dein Kopf schon weiß, dass es vorbei ist. Einer schrie: „Tau! Holt ein Tau!“ und warf das Ende blind ins Wasser. Es lag da, nutzlos, trieb nur, als wollte es den Toten verspotten.

Andere beugten sich vor, starrten ins Grau, die Hände weiß von der Reling. Ihre Augen suchten, suchten verzweifelt, als könnte der Kerl noch mal hochkommen, winkend, bettelnd. Aber da war nichts. Keine Hand, kein Schrei, kein Blubbern. Nur Wellen, die sich lang zogen wie Zungen, die den letzten Geschmack noch auskosten.

Und dann waren da die Stillen. Männer, die nicht mal zur Reling gingen. Sie blieben sitzen, der Blick leer, als hätten sie's schon gewusst. Einer nahm einen Schluck Rum, setzte die Flasche ab und sagte nur: „Einer weniger.“ Kein Zorn, keine Trauer. Nur ein Satz, so trocken wie die Planken unter der Sonne.

Keiner wusste, ob wir erleichtert oder entsetzt waren. Vielleicht beides. Ein Teil von uns dachte: *Gut, das Meer hat sich seinen Anteil genommen, vielleicht lässt*

*es uns jetzt in Ruhe.* Aber ein anderer Teil wusste: Das war nur der Anfang. Wenn das Meer erst Blut geleck hat, hört es nicht mehr auf.

Und so standen wir da, mit nassen Händen und leeren Gesichtern, das nutzlose Tau noch im Wasser, und warteten. Aber warten worauf? Dass er zurückkommt? Oder dass der nächste fällt?

Der Kapitän rührte sich kaum. Während wir noch an der Reling hingen, die Augen ins Leere gestarrt, stand er am Bug wie eine Statue, die nie etwas anderes getan hatte, als ins Meer zu glotzen.

Seine Pfeife glimmte. Er sog daran, blies den Rauch aus, als wäre das alles nur eine weitere Szene in einem Theaterstück, das er schon tausendmal gesehen hatte. Kein Wort kam über seine Lippen. Kein „holt ihn zurück“, kein „ruht in Frieden“. Nur Schweigen.

Und doch war da etwas in seinem Blick. Kein Mitleid, kein Ärger, nicht mal Überraschung. Es war, als hätte er diesen Sturz schon lange vorher gesehen. Vielleicht schon an dem Tag, an dem der Mann das Schiff betreten hatte. Ein Augenblick, in dem die See ihn ausgesucht hatte – und der Kapitän hatte es nur abgenickt.

Ein paar von uns warfen ihm verstohlene Blicke zu, hofften auf ein Zeichen, eine Geste, irgendwas Menschliches. Aber da war nichts. Nur die Narbe quer über seine Brust, die im Wind spannte, und dieses Gesicht, hart wie Stein, alt wie Salz.

Die Pfeife knisterte. Der Rauch stieg in Spiralen hoch. Und für einen Moment hatte ich das Gefühl, als würde er gar nicht den Tabak rauchen, sondern uns. Unsere Angst, unsere Schuld, unsere verdamnte Hoffnungslosigkeit.

So stand er da, und wir verstanden: Für ihn war das Meer nicht der Feind. Es war nur der Kontrolleur, der von Zeit zu Zeit ein Ticket sehen wollte. Und er war der Einzige an Bord, der nie vergaß, dass wir alle längst auf der Liste standen.

Das Meer nahm ihn schneller, als ein Messer in Butter geht. Kein Treiben, kein Zappeln, kein Wiederauftauchen. Ein Sog, schwarz und still, öffnete sich genau da, wo er gefallen war, und verschluckte ihn, als hätte es nur gewartet.

Die Wellen zogen sich kurz zusammen, bildeten einen Wirbel, so glatt, so sauber, dass man schwören konnte, das Wasser habe eine Kehle. Und diese Kehle schloss sich mit einem Schlucken, dumpf, endgültig.

Ein paar Männer schworen später, sie hätten gesehen, wie sich im Strudel etwas bewegte. Hände, Gesichter, Schatten. Ob's das Meer war, ob's die Hölle war – keiner wusste es. Aber sie waren sicher: Es war nicht nur Wasser, das ihn nahm.

Die Möwen kreischten, stießen hinunter, flatterten dann wieder auf, als hätten sie den Rest des Mahls dem Meer überlassen. Die Ratten auf Deck liefen unruhig hin und her, als hätten sie kapiert, dass die Konkurrenz zu stark war.

Und das Schiff? Es knackte. Laut, tief, als würde es aufstoßen. Wie einer nach einem großen Schluck. Die Planken vibrierten unter unseren Füßen, satt, zufrieden. Manche von uns hielten instinktiv die Hände an die Reling, als müssten sie sich vergewissern, dass das Schiff uns nicht gleich auch hinunterschluckt.

Es war, als hätte das Meer Besitz genommen. Nicht nur von ihm – sondern auch von uns. Ein Vertrag, frisch besiegelt, mit seinem Körper als Unterschrift.

Und in diesem Moment wusste jeder: Es war nicht der letzte. Es war nur der Anfang.

Nach dem Sturz war das Schiff nicht mehr dasselbe. Vorher war das Meer ein Feind, ein Tier, das man bekämpft. Aber jetzt... jetzt war's ein Richter. Einer, der sich nimmt, wen er will, und keiner von uns konnte noch so tun, als hätten wir eine Wahl.

Die Männer sahen sich anders an. Jeder Blick war länger, misstrauischer. Wer hustete, war verdächtig. Wer lachte, war verdächtig. Wer zu still war, war erst recht verdächtig. Jeder wusste: *Irgendwer ist der Nächste*. Und jeder hoffte: *Bitte nicht ich*.

Wir arbeiteten leiser, tranken schneller, fluchten vorsichtiger. Selbst die Kartenrunden waren nicht mehr dasselbe. Früher war's Lärm, Gelächter, Prügelei. Jetzt waren's nur noch Hände, die zitternd Würfel warfen, Augen, die nicht vom Meer ließen.

Borke murmelte: „Das war die Grenze.“ Und er hatte recht. Ab jetzt war kein Mann mehr sicher. Nicht auf dem Deck, nicht unter Deck, nicht mal im Schlaf. Das Meer hatte gezeigt, dass es jederzeit zugreifen konnte. Ein Schritt zu nah, ein Blick zu lang – und du warst weg.

Die Ratten wurden fetter, die Möwen gieriger. Selbst das Schiff schien zu lauschen, als würde es auf den nächsten Schlag warten. Jeder wusste: Das Meer will mehr. Und das Schiff will mitessen.

So lebten wir weiter, mit dieser unsichtbaren Linie, die uns allen im Nacken lag. Ab jetzt war jede Nacht, jeder Tag nur noch eine Frage: *Wen holt es sich als Nächsten?*

Und das Schlimmste war: Wir wussten, dass die Antwort immer „einer von uns“ sein würde.

### Kanonendonner im Nebel

Der Morgen begann so gewöhnlich, dass es fast verdächtig war. Der Himmel hing schwer, aber noch nicht böse. Ein lauer Wind strich über die Segel, trug Salz mit sich, aber kein Versprechen von Sturm. Männer brüllten Befehle, die Tautropfen knarrten, und irgendwo sang einer ein schmutziges Lied, das er aus Amsterdam mitgebracht hatte. Alles so normal, dass es wie eine Lüge schmeckte.

Dann kam der Nebel.

Er kündigte sich nicht an mit einem Schrei, keinem Grollen, keinem Wetterzeichen. Er kroch. Leise, schleichend, ein grauer Schatten am Horizont, so dünn, dass du ihn für Rauch halten konntest. Ein Schleier, der aussah wie Dunst nach einer durchsoffenen Nacht. Aber er hörte nicht auf, näher zu kommen. Er wuchs, breitete sich aus, langsam, geduldig. Wie ein Tier, das weiß, dass seine Beute keine Chance hat.

Einer der Männer, ein Norweger mit einem Gesicht wie ein zerfurchter Felsen, sah ihn zuerst. „Das ist kein Wetter,“ murmelte er, und keiner lachte über seinen Aberglauben. Wir alle spürten es. Da kroch etwas über das Meer, das nicht einfach „Nebel“ war.

Innerhalb von Minuten war er da. Erst ein dünnes Band, dann eine Wand. Grau, dicht, nass. Er legte sich nicht nur um uns herum, er kroch uns in die Kehlen, in die Augen, in die Knochen. Wir husten, wir wischten uns die Gesichter, aber er blieb.

Die Sicht fiel zusammen wie ein Sack. Ein Moment lang sah ich noch den Horizont, das Meer, das ferne Nichts – und im nächsten war alles weg. Keine Linie mehr, die Himmel und Wasser trennte. Kein Schimmer von Ferne. Nur noch Grau. So dicht, dass selbst das eigene Schiff fremd wirkte. Ich streckte die Hand aus – und sah die Finger kaum.

Die Laternen an Deck glommen schwach, als hätten sie Angst zu leuchten. Der Nebel fraß das Licht, schluckte es wie ein hungriger Hund. Selbst das Feuer hatte keine Macht gegen dieses Grau.

Die Männer wurden still. Erst hörte man nur ihre Atemzüge, schwer, schnell, gepresst. Dann hörte man sie gar nicht mehr, weil jeder von uns den Atem anhielt, als könnte er so unsichtbar bleiben. Rumfässer blieben geschlossen, Karten unbeachtet. Es gab nur noch diese Stille.

Und die Stille war schlimmer als jeder Sturm. Denn Stille heißt: irgendwas hört zu.

Das Meer selbst war verschwunden. Kein Plätschern, kein Rollen, kein Klatschen. Als wäre das Wasser einfach fort. Das Schiff schwankte nicht mehr. Es hing still, wie in einem Traum, oder schlimmer: wie in einem Grab.

„Wir schweben,“ flüsterte einer, und er hatte recht. Es war nicht mehr das Gefühl, auf Wasser zu segeln. Es war, als stünden wir im Nichts. Kein Oben, kein Unten. Nur Grau, das dich packte, das in deine Poren kroch, das deine Gedanken zerfraß.

Man konnte im Nebel Dinge sehen, die nicht da waren. Schatten, Formen, Gesichter. Einer schwor, er habe seine Mutter gesehen, die seit Jahren tot war. Ein anderer meinte, er sah ein Mädchen mit einem roten Kleid, das am Wasser entlangging. Ich selbst sah gar nichts, aber ich spürte etwas. Einen Druck. Einen Blick. So, als legte der Nebel sich nicht nur um uns, sondern auf uns.

Die Möwen waren fort. Nicht ein einziger Schrei. Auch die Ratten waren still, als hätten sie sich verkrochen. Selbst die Pestkranken, die sonst husteten wie gebrochene Blasebälge, hielten den Atem an. Und das Schiff – das Schiff knackte nicht. Kein Laut. Es schwieg, als lauschte es.

Jeder Schritt hallte seltsam nach. Einer trat aufs Deck, und es klang, als hätte hundert Meter weiter noch jemand denselben Schritt gemacht. Ein Echo, aber keines, das von uns kam. Ein paar Männer drehten sich immer wieder um, als liefen Fremde neben ihnen. Aber da war nichts. Nur Grau.

Rum half nicht. Wir kippten ihn runter, gierig, um das Schweigen zu ertränken. Aber selbst der Rum brannte nicht mehr. Er schmeckte fad, stumpf, als hätte der Nebel ihm die Schärfe genommen.

„Das Meer hält den Atem an,“ murmelte der Norweger wieder, und diesmal widersprach keiner. Denn genau so fühlte es sich an: Wir waren in einem riesigen Maul, das den Atem anhielt, bevor es zubeißt.

Der Kapitän stand am Bug, reglos, die Pfeife in der Hand, aber sie glimmte nicht. Selbst er schien den Tabak nicht gegen das Grau anzukriegen. Sein Blick war fest, unbewegt, aber irgendetwas in seiner Haltung sagte uns: Er wusste. Er wusste, was das war.

Und da dämmerte uns allen: Wir waren nicht in Nebel geraten. Der Nebel war in uns geraten.

Im Nebel war nichts still. Nicht wirklich. Er tat nur so. Es war diese falsche Ruhe, wie bei einer Hure, die dich anlächelt, während sie schon dein Messer in der Hand hat.

Zuerst waren's kleine Dinge. Ein Klopfen, irgendwo weit hinten am Schiff, wo keiner stand. Männer rannten hin, fanden nichts. Dann wieder, diesmal von der anderen Seite. So, als würde jemand ums Schiff herumgehen, von außen, Schritt für Schritt. Nur: da war nichts zu sehen.

Dann Stimmen. Flüstern, dünn, schwach, aber eindeutig. Einer schwor, er hörte seinen Bruder. Ein anderer sagte, er habe die Stimme seiner Tochter gehört, wie sie seinen Namen ruft. Ich selbst hörte ein Lachen, das ich kannte, das Lachen von Marta, kalt und spitz, so nah, als stünde sie direkt hinter mir. Ich drehte mich um, aber da war nur Grau. Und dieses Grau grinste.

Manchmal kam's wie ein Ruf, ganz nah: „He!“ oder „Hier!“ Wir fuhren zusammen, blickten in die Richtung, aus der's kam – und da war nichts. Keine Gestalt, kein Schatten. Nur das dichte, nasse Nichts, das unsere Augen foppte. Einer rannte sogar los, blindlings, stolperte fast über die Reling, weil er schwor, er hätte jemanden gesehen, der winkte.

Die Schritte waren am schlimmsten. Laut, schwer, wie Stiefel auf Planken. Doch oft hörte man sie, wo keiner war. Einmal hörten wir sie über unseren Köpfen, auf der Rah, obwohl oben niemand war. Ein anderes Mal mitten unter Deck, tief, schwer, begleitet von einem dumpfen Kratzen, als würde etwas mit Krallen über das Holz fahren.

Die Männer wurden unruhig. Einer begann, seinen Namen zu brüllen, nur um seine eigene Stimme zu hören. Ein anderer lachte hysterisch, warf sich auf den Boden, hielt sich die Ohren zu. „Sie reden, sie reden alle!“ schrie er, und die Adern in seinem Hals sprangen fast.

Borke, der Hüne, brüllte ins Grau: „Zeigt euch, verdammt!“ Seine Stimme dröhnte, stark, voller Zorn. Doch die Antwort kam sofort: ein Echo, das nicht seins war. Es kam zurück, tiefer, fremder, wie ein zweites Maul, das dieselben Worte biss. „ZEIGT EUCH.“ Die Männer zuckten zusammen. Borke selbst wurde blass.

Und das Schiff? Es schien mitzuspielen. Das Knarren der Planken war nicht mehr nur Holz. Es war ein Geräusch, das wie ein Kommentar klang, wie ein Hohnlachen. Jeder Schlag des Seils gegen den Mast klang wie ein Flüstern, das man fast verstand – fast.

Der Nebel ließ dich nicht allein. Er ließ dich nie allein. Selbst wenn keiner sprach, hörtest du Schritte. Selbst wenn keiner atmete, hörtest du das Keuchen von jemandem, der neben dir stand. Selbst wenn du die Augen schlossest, war da dieses Grau hinter den Lidern.

Die Männer verstanden schnell: Wir waren nicht nur eingehüllt. Wir waren belagert. Belagert von etwas, das keinen Körper brauchte, keine Gestalt, keine Waffe. Der Nebel selbst war das Heer. Und wir waren die Festung, die langsam mürbe wurde.

Wir hatten uns fast an das Flüstern gewöhnt. An die Schritte, die keiner machte. An die Stimmen, die keiner hatte. Fast. Bis das Meer uns daran erinnerte, dass es auch lauter konnte.

Es begann mit einem Grollen. Dumpf. Tief. So, wie wenn ein Riese im Schlaf die Faust ballt. Erst dachten wir, es sei Donner. Ein Sturm, verborgen im Nebel. Aber das hier war kein Donner. Es war zu präzise, zu rund, zu schwer. Es war eine Kanone.

Das Grollen vibrierte durch die Planken, durch unsere Zähne, bis in die Knochen. Die Luft selbst bebte, und dann kam das Pfeifen. Ein schrilles, hungriges Kreischen, das von links kam und über den Mast raste. Eine Kanonenkugel. Sie schlug ins Wasser, knapp neben uns, ein Spritzer, so hoch wie ein Mastkorb. Das Schiff schwankte, Männer schrien, rannten, duckten sich, als könne man dem Tod mit dem Rücken entkommen.

„Feuer!“ brüllte einer reflexartig, obwohl keiner wusste, auf wen. Doch die Kanonen standen längst still, ungeladen, ungerichtet. Wir sahen nichts, nur Grau. Nur dieses nasse Nichts, das dicht an uns klebte wie eine Decke.

Dann krachte es wieder. Eine zweite Kanone. Diesmal näher. Der Einschlag riss ein Stück Reling weg, Splitter flogen, einer der Männer schrie auf, hielt sich das Gesicht, Blut sickerte zwischen seinen Fingern. Ein anderer stolperte über ihn, fiel, das Deck klebrig unter ihm.

„Schiff in Sicht?!“ brüllte Borke, die Augen weit, aber da war nichts. Kein Segel, kein Mast, kein Schatten. Nur Nebel. Und trotzdem flogen Kugeln.

Das Knarren des Schiffes war lauter geworden, tiefer. Es klang, als lachte es. Als würde es genießen, wie wir blind umher rannten, wie Ratten in einer Kiste, in die man Steine wirft.

Ein drittes Grollen. Wieder das Pfeifen. Die Kugel sauste knapp über Deck hinweg, riss eine Leine, eine Laterne, die Funken sprühte und sofort wieder im Nebel erstickte. Männer warfen sich zu Boden, einer fiel so hart, dass er nicht mehr aufstand.

Und da war er: der Gedanke, den keiner aussprach. Vielleicht gab es gar kein anderes Schiff. Vielleicht schoss niemand auf uns. Vielleicht war es der Nebel selbst, der Kanonen sprach.

Ich schwöre, in diesem Moment hörte ich es flüstern. Kein Mensch, kein Echo, sondern das Grau selbst, tief, brummend: *Noch nicht. Noch nicht.*

Der Nebel brüllte zurück. Jeder Donnerschlag wurde lauter, dichter, schneller. Kugeln kreischten durch das Grau, rissen Fetzen aus den Segeln, Splitter aus den Planken, Blut aus den Männern. Aber zu sehen war nichts. Kein Mast, kein Bug, kein feindliches Segel. Nur Schatten, die im Nebel aufblitzten wie Geister, die sofort wieder verschwanden.

„Feuer erwidern!“ brüllte einer, die Stimme überschlug sich. Wir rannten zu den Kanonen, luden wie im Rausch, stopften Pulver, Kugeln, Werg hinein, schwitzten, fluchten. Doch wohin zielen? Wohin feuern, wenn das Auge nichts sieht? Einer schlug einfach ins Grau, wie ein Blinder, der gegen die Dunkelheit schlägt.

Die erste unserer Kugeln krachte hinaus. Das Schiff erzitterte, der Rückstoß war ein Faustschlag in den Bauch. Die Kugel verschwand im Nebel, und wir

lauschten, wie Hunde, die auf ein Bellen warten. Nichts. Kein Knall, kein Splittern, kein Schrei. Nur das endlose, verschluckende Grau.

Dann wieder: ein Grollen, ein Pfeifen. Diesmal schlug die Kugel ins Deck, zerriss ein Fass, Rum strömte übers Holz, vermischte sich mit Blut. Männer stürzten, schnappten nach Halt, einer blieb liegen, das Gesicht zertrümmert.

„Da!“ schrie einer, zeigte ins Grau. Und ja – da war etwas. Ein Schatten, hoch, schwarz, wie ein Mast, der sich im Nebel bewegte. Wir alle hielten die Luft an, die Kanonen bereit. Aber im nächsten Augenblick war er weg. Einfach verschwunden. Nur der Nebel grinste zurück.

Wieder schossen wir, blind, verzweifelt. Manche lachten dabei, irre, schneidend, weil sie wussten, wie sinnlos es war. Jede Kugel, die wir ins Grau jagten, kam zurück – nicht als Eisen, sondern als Echo, als Grollen, als Erinnerung daran, dass wir nicht gegen Menschen kämpften.

Die Männer fluchten, schrien, beteten. Einer weinte laut, riss sich die Haare aus. „Es gibt sie nicht!“ kreischte er. „Es gibt kein Schiff!“ Und vielleicht hatte er recht. Vielleicht schossen wir gegen nichts. Vielleicht schoss das Nichts gegen uns.

Die Maus, der Junge, stand am Mast, starrte ins Grau. Sein Gesicht war still, zu still. Er lächelte fast, als wüsste er, gegen wen wir kämpften. Ich sah es und mir lief's kalt den Rücken runter.

Und während die Kugeln weiter flogen, begriffen wir: Der Feind war unsichtbar, ja. Aber er war nicht fern. Er war genau hier, in jeder verdammten Faser des Nebels.

Das Deck verwandelte sich in eine Schlachtereier. Kanonen donnerten irgendwo im Grau, Kugeln pfften vorbei, Splitter flogen durch die Luft, und jeder Mann rannte, stolperte, schrie. Die Ordnung, die es mal gegeben hatte, war weg – übrig blieb nur das Chaos, ein Rudel Hunde, das im Dunkeln aufeinander losgeht.

Eine Kugel traf die Reling, zerfetzte sie wie morsches Holz. Splitter schossen durch die Luft, einer davon bohrte sich tief in den Hals eines Matrosen. Er griff noch danach, röchelte, fiel, und sein Blut sprühte im Bogen über die Planken. Die Ratten kreischten, stürzten sich sofort auf die rote Spur, als wüssten sie, dass hier ein Festmahl eröffnet war.

Eine andere Kugel riss durch den Laderaum, krachte gegen ein Fass. Rum floss heraus, der süße Gestank mischte sich mit Rauch und Schweiß. Männer rutschten aus, fielen, ein paar landeten mitten im Scherbenmeer von Glas und Splittern. Einer blieb liegen, das Bein in einem unnatürlichen Winkel, und schrie so laut, dass es selbst den Nebel für einen Moment durchriss.

Die Kanonen unserer Seite rollten, manche lösten sich aus den Seilen, krachten durchs Deck, zerquetschten einen Mann, der nicht schnell genug sprang. Sein Körper brach wie ein Ast, dumpf, schnell, und dann war er Teil des Chaos, einfach ein Hindernis, über das andere stolperten.

Rauch zog über das Schiff, aber der Nebel schluckte ihn sofort. Alles war ein einziger Brei aus Grau und Schrei. Du wusstest nicht mehr, wo vorn und hinten war, wer lebte und wer schon tot war. Hände griffen nach dir, du wusstest nicht, ob sie dich retten oder runterziehen wollten.

Ein Schuss traf das Deck direkt neben mir. Holz und Eisen flogen hoch, ein Splitter fuhr mir über die Wange, heiß, nass. Ich schmeckte mein eigenes Blut und wusste, dass es dem Schiff schmeckte. Denn jedes Mal, wenn eine Kugel einschlug, knackten die Planken tiefer, als ob sie „mehr“ verlangten.

Einer der Männer lachte hysterisch, mitten im Chaos, die Augen weit, das Gesicht blutverschmiert. „Siehst du’s?! Siehst du’s?!“ brüllte er, deutete ins Grau. Ich sah nichts – nur Schatten, die aussahen wie Schiffe, wie Masten, wie Männer, und im nächsten Moment wieder weg waren.

Das Deck war kein Arbeitsplatz mehr. Es war eine Arena. Eine Bühne für den Tod, und der Nebel war der Zuschauer, der Beifall klatschte mit jedem Knall.

Mitten im Chaos stand er da. Der Kapitän. Nicht rennend, nicht brüllend, nicht wie wir anderen, die blind die Kanonen stopften und schreiend ins Grau feuerten. Er stand am Bug, Pfeife im Mund, die Narbe quer über der Brust wie ein Banner, und seine Augen starrten ins Nichts, als hätte er dort vorne längst alles gesehen.

Die Männer schrien Befehle durcheinander, doch seine Stimme war es, die durchdrang. Kalt, kurz, knapp. „Feuer.“ – und die Kanonen donnerten. „Laden.“ – und Hände stopften Pulver und Eisen, als hätte er sie an Fäden. Er brüllte nicht, er musste nicht. Ein einziges Wort von ihm war lauter als jede Explosion.

Einer wagte zu rufen: „Gegen wen kämpfen wir?!“ Der Kapitän drehte sich nicht um. Sein Blick blieb im Nebel, hart, unbewegt. „Gegen wen immer es sein

muss.“ Mehr sagte er nicht. Doch in seinen Augen lag ein Wissen, das uns allen die Kehle zuschnürte. Er wusste. Er wusste, was da draußen lauerte – oder dass da gar nichts lauerte außer der See selbst.

Manche Männer begannen zu tuscheln, selbst während sie Kugeln schleppten: „Er kennt sie. Er kennt die, die da schießen.“ Einer murmelte: „Vielleicht schießen wir nicht auf Schiffe. Vielleicht schießen wir auf Schatten.“ Und als wieder eine Kugel einschlug, nickten die Männer – leise, blass.

Der Kapitän aber blieb reglos. Er sah aus wie ein Teil des Schiffs, als sei er mit den Planken verwachsen. Jeder Schritt, den er machte, klang, als atme das Holz mit ihm. Als wäre er der einzige Grund, warum das Schiff noch nicht gespalten war.

Und ich, ich schwöre: Für einen Augenblick sah es so aus, als lächelte er. Kein breites Lachen, kein Grinsen. Nur ein winziges Zucken in seinem Gesicht, als ob er genau wüsste, dass wir nicht gegen Menschen schossen. Nicht gegen Piraten. Nicht gegen die Marine. Sondern gegen etwas, das älter war als wir alle zusammen.

Und das Schlimmste? Er wirkte, als hätte er diesen Krieg schon einmal geführt.

Und dann – Stille.

So abrupt, dass uns die Ohren klingelten. Ein Schlag noch, ein Krachen, ein Splitterregen – und plötzlich war da nichts mehr. Kein Grollen, kein Pfeifen, kein Schrei. Nur der eigene Atem, hart, rasselnd, viel zu laut in dieser Stille.

Der Nebel hielt noch einen Moment, dick und nass, klebrig wie ein Mantel aus Schweiß. Dann begann er, sich zu lösen. Nicht schnell, nicht ruckartig – sondern wie Rauch, der weiß, dass er seinen Dienst getan hat. Er glitt fort, glitt von Deck, glitt ins Meer, verschwand in der Ferne. Zurück blieb nur ein grauer Himmel und ein stilles Meer, glatt, unschuldig, als hätte es nie etwas gegeben.

Kein Schiff. Kein Segel. Kein Gegner.

Die Männer starrten über die Reling, die Hände weiß umklammert, als hofften sie, irgendwo noch ein Schatten zu sehen, der das alles erklärte. Aber da war nichts. Kein Wrack, keine Leichen, keine Splitter im Wasser. Nur wir. Wir und das Echo in unseren Köpfen.

Auf Deck lagen die Toten. Einer mit dem Kopf gespalten, einer mit dem Bauch aufgerissen, einer so von Splittern zerfetzt, dass keiner mehr seinen Namen

sagen wollte. Blut sickerte in die Ritzen, der Rum hatte sich mit Salz vermischt, ein süßlich-scharfer Gestank hing in der Luft.

Keiner sprach. Wir schoben die Leichen an die Reling, einer nach dem anderen. Es war mechanisch, wie Arbeit. Kein Gebet, kein Fluch, kein Lied. Nur dumpfe Aufpralle, wenn sie ins Wasser fielen. Und jedes Mal warteten wir, ob das Meer sie annimmt oder wieder zurückspuckt. Diesmal nahm es sie sofort. Vielleicht, weil sie schon lange dem Nebel gehört hatten.

Der Kapitän stand am Bug, rauchte wieder. Als hätte er nur darauf gewartet, dass der Vorhang fällt. Sein Blick war hart, aber ruhig, fast zufrieden. Für ihn war es keine Schlacht gewesen, nur eine Episode. Ein weiteres Kapitel in einem Buch, das nur er lesen konnte.

Die Männer aber wussten: Wir hatten gekämpft, geschwitzt, geblutet – gegen nichts. Gegen Nebel. Gegen Schatten. Gegen das eigene Echo. Und das war schlimmer als jeder Feind aus Fleisch und Blut.

Denn wenn der Nebel dich einmal gefunden hatte, dann war er nicht weg. Nicht wirklich. Er war nur in deiner Lunge, in deinem Kopf, in deinem Schlaf.

Und während die See wieder glatt war und der Himmel sich stellte, als wäre er unschuldig, wusste jeder von uns: Der Nebel kommt zurück. Und das nächste Mal nimmt er mehr als nur Fleisch.

### Das Lachen der Huren in Amsterdam

Nach dem Nebel soff die Crew, als könnten sie das Grau aus der Kehle spülen. Rum lief wie Wasser, grob, bitter, brennend. Jeder Schluck war ein verzweifelter Versuch, das Krachen der Kanonen, das Pfeifen der Kugeln, das Flüstern im Grau zu ersticken. Aber Rum ist kein Heiler. Rum ist nur ein Schlüssel. Und die Männer sperren mit ihm dieselbe Tür auf: die nach Amsterdam.

Die Gespräche glitten dahin wie Würfel über ein schmieriges Bordell-Tischchen. Einer begann: „Weißt du noch, das kleine Fenster in der Warmoesstraat? Das mit dem roten Vorhang?“ Sofort kam Gelächter, lautes, rostiges Gelächter, so brüchig, dass es mehr nach Schmerz klang als nach Spaß. Ein anderer warf ein: „Und die Rothaarige mit den goldenen Zähnen!“ – und schon brüllten sie alle,

als säßen sie wieder in dieser Gasse, mit dem Gestank von Pisse und Parfum in der Nase.

Amsterdam kroch ihnen zurück in die Köpfe, mit jedem Schluck tiefer. Das Lachen der Frauen, hell, spitz, manchmal süß, manchmal wie ein Messer. „Komm her, Seemann, und bring dein Gold!“ – so schrillten die Erinnerungen. Und jeder Mann an Bord hörte es wieder, hörte, wie es über die Gassen hallte, über den Grachten, über die schiefen Häuser, bis hinein in die verrauchten Spelunken, wo sie ihr letztes Silber gegen einen warmen Schoß eingetauscht hatten.

Einer, der Schotte, weinte fast, als er mit der Flasche schwankte. „Ihr Lachen, Brüder... ihr Lachen war heller als jede Glocke.“ Seine Stimme brach, er schlug die Faust auf den Tisch, als wollte er's zurückholen. Andere lachten ihn aus, aber nur halbherzig. Denn sie wussten: Er hatte recht.

Das Meer schwieg in jener Nacht. Kein Knarren, kein Rauschen. Nur Rum, Stimmen, und dieses verdammte Lachen in den Köpfen. Ein Lachen, das süßer war als jedes Lied, und grausamer als jeder Fluch.

Und während die Männer tranken und gröhlten, spürte ich es: Wir waren schon nicht mehr auf dem Meer. Wir segelten durch Amsterdam, durch Gassen voller Schmutz und Wärme, durch Lichter, die niemals für uns bestimmt waren. Und doch war es nur Erinnerung. Nur ein Gespenst aus Rum und Gier.

Rum im Bauch macht die Zunge locker, und bald war's nicht mehr nur Erinnern. Es war Hören. Wirkliches Hören.

Das Lachen der Huren zog sich durch das Schiff, als hätten die verdammten Wände selbst angefangen zu kichern. Erst nur in den Köpfen, dann im Wind, dann im Knarren der Planken. Manche Männer lachten mit, lauter, gröber, so wie sie's in den Gassen getan hatten, doch ihre Stimmen brachen schnell, weil sie merkten: Das Lachen kam zurück, ohne dass einer von uns den Mund aufmachte.

Es war ein scharfes Kichern, wie Glas, das springt. Manchmal ein kehliges Wiehern, manchmal ein glucksendes Gackern, so voll Rum, dass es dir ins Ohr tropfte. Es lockte. Es zog dich, wie ein Seil, das dich um die Brust schnürt. „Komm her, Seemann... bring dein Gold... bring dein Herz...“

Der Holländer schwor, er habe die Stimme einer Frau gehört, mit der er mal eine Woche lang im selben Bett gelegen hatte. Er nannte ihren Namen, so

sicher, als stünde sie an Deck. „Sie lacht! Sie lacht nach mir!“ schrie er und wollte zur Reling rennen. Zwei packten ihn, hielten ihn zurück. Er wehrte sich, fluchte, heulte, aber sein Blick blieb starr aufs Wasser gerichtet, als winke da unten jemand.

Ein anderer flüsterte: „Sie rufen uns. Sie rufen alle. Sie wollen, dass wir heimkommen.“ Er lachte nervös, und im selben Moment schwor ein Dritter, er habe genau diesen Satz schon gehört – aber in einer Frauenstimme, irgendwo direkt hinter der Kajütentür.

Das Lachen wurde zum Lockruf. Es versprach Wärme, Licht, Parfum. Es versprach eine Flucht aus dieser schwimmenden Hölle. Doch jeder von uns wusste, es war eine Falle. Denn kein Lachen war je frei. Es kostete immer was: Münzen, Würde, Leben. Und jetzt, hier draußen, würde es mehr kosten als alles Gold der Welt.

Ich schwöre dir, Kamerad: In dieser Nacht lachte Amsterdam durch den Wind. Lachte über uns, lachte uns aus. Und manche von uns wollten aufspringen, hinrennen, einfach ins Meer laufen, nur um diesem Spott zu entkommen.

Amsterdam war kein Traum. Es war Dreck, Gestank und Gier – und doch malten wir's uns in jener Nacht wie ein verlorenes Paradies. Jeder Tropfen Rum machte die Bilder schärfer.

Die Männer sprachen von den Gassen, schmal, feucht, die Steine glitschig von Pisse und Bier. Von den Lichtern in den Fenstern, rot wie Blut, warm wie Feuer, hinter denen Frauen saßen, die lachten, lockten, schrien. Von den Kneipen am Hafen, in denen der Boden klebte, die Luft voller Rauch und Lügen hing, und wo ein Seemann in einer Nacht all seinen Lohn verspielen und trotzdem glücklich sterben konnte.

Sie erzählten von der Wärme. Nicht die Wärme des Südens, nicht Sonne auf der Haut, sondern Wärme im Schoß, Wärme in einem Zimmer, in dem die Kälte der See endlich draußen blieb. Ein Schmaus, ein Weinfass, ein Körper. Alles billig, alles verdorben – und doch mehr Trost als jede Beute.

Einer grinste, spuckte auf Deck und sagte: „Das war Freiheit. Nicht dieses Schiff, nicht dieser Kahn, der uns frisst. Freiheit war, wenn du mit einer Hure im Arm und einem Glas in der Hand umfällst.“ Und alle lachten, zustimmend, mit einer Bitterkeit, die tiefer ging als jeder Witz.

Ich selbst erinnerte mich an die Gassen, den Geruch – süß, faulig, aber lebendig. Nach Fisch, nach Rauch, nach Körpern, die zu dicht aufeinander hockten. Der Gestank des Hafens, der Schrei der Möwen, das Klirren von Gläsern. Alles war roh, schmutzig, aber menschlich. Nicht wie das Meer, das keine Haut, kein Herz, keine Augen hatte.

Und da lag der Kontrast: Amsterdam war hart, aber es war aus Fleisch. Das Schiff war hart, aber es war aus Nichts. Und zwischen diesen beiden Welten hingen wir, wie Wanzen in einem Spalt.

Die Männer lachten und schwärmten, jeder erzählte seine Geschichten lauter, dreckiger, als wolle er den anderen übertrumpfen. Aber unter den Worten steckte die Wahrheit: Wir wollten nicht Amsterdam. Wir wollten nur irgendwas, das anders war als hier. Und das Lachen der Huren, das in unseren Köpfen klang, wurde zum Siegel dafür.

Amsterdam war keine Erinnerung mehr. Es war der Gegenentwurf. Der Beweis, dass wir mal irgendwo anders existiert hatten. Und genau deshalb tat's so weh.

Es war, als hätte das Schiff an jenem Abend seine Planken für eine Beichte geöffnet. Jeder Mann sprach von Frauen. Nicht wie Dichter, nicht wie Heilige – sondern wie Säufer, wie Hunde, die das Fleisch beschnuppeln, das sie nie ganz kriegen.

Der Norweger erzählte von einer Frau mit Haaren so schwarz wie Pech. „Sie hat mir gesagt, sie wartet,“ murmelte er, während er an seiner Pfeife zog. „Aber als ich zurückkam, hatte sie längst einen anderen. Einen Metzger.“ Er lachte trocken. „Vielleicht war der besser im Fleisch.“

Kröte kicherte mit seinen Stümpfen im Maul. „Meine Frau... die ist geblieben. Nicht, weil sie mich liebt. Weil sie keinen besseren fand. Ich komm zurück, und sie lacht, so wie die Huren lachen – nicht mit Freude, nur mit Hunger. Und ich bleib trotzdem. Weil das alles ist, was bleibt.“

Der Schotte, der sonst kaum sprach, hob plötzlich den Kopf. Seine Augen waren glasig. „Es gab eine... eine, die mir einmal sagte, ich sei schön. Nur einmal. Sie war betrunken, und ich auch. Aber ich schwöre, das war der einzige Satz, der je was wert war.“ Er kippte den Becher, schluckte, und keiner machte sich über ihn lustig.

Borke knurrte: „Frauen? Alles Diebinnen. Sie nehmen dein Gold, dein Fleisch, dein Herz – und geben dir dafür ein Lachen, das nicht mal echt ist.“ Er schlug

mit der Faust aufs Deck. „Und trotzdem... trotzdem rennst du wieder hin. Weil selbst ihr falsches Lachen besser ist als das Schweigen des Meeres.“

Ein junger Spanier erzählte von einer Hure, die ihm mal einen Kuss auf die Stirn gedrückt hatte, als er kaum noch stehen konnte. „Kein Geschäft. Einfach so. Ich weiß nicht warum. Vielleicht hab ich ausgesehen wie ihr Sohn.“ Seine Stimme brach, und er schwieg.

Und ich? Ich dachte an Marta. Marta mit den Zähnen wie Glas, mit den Händen wie Krallen. Sie hatte mich ausgelacht, als ich ihr sagte, ich wolle bleiben. „Bleib, und du wirst wie alle anderen: ein Hund ohne Zähne.“ Ich ging aufs Schiff. Sie lachte mir nach, und dieses Lachen höre ich bis heute.

So sprachen wir alle, einer nach dem anderen, unsere Frauenbilder wie Messer auf den Tisch gelegt. Keiner sprach von Liebe. Keiner sprach von Hoffnung. Nur von Hunger, von Spott, von dem Loch in der Brust, das immer wieder nach dem falschen Lachen greift.

Und über uns rauschte kein Wind. Nur das Echo. Als lachten die Huren von Amsterdam wirklich, weit über das Meer, über jede Welle, direkt in unsere dreckigen Gesichter.

Es begann harmlos, wie alles, was uns am Ende das Genick brach. Erst war's nur in den Köpfen. Ein Kichern, das einer schwor, im Traum gehört zu haben. Ein anderer sagte, er habe beim Einschlafen das Kreischen einer Frau gehört, so echt, dass er sicher war, sie säße neben ihm. Wir lachten ihn aus, doch das Lachen blieb – nicht seins, nicht unseres. Ein anderes.

Dann kam es über das Deck. Mitten in der Nacht, als der Mond kaum mehr war als ein stumpfes Messer, hörte man's plötzlich klar. Ein Lachen, hell, spöttisch, schneidend. Nicht wie das Grölen eines Seemanns, nicht wie das Knacken von Holz. Ein Frauenlachen. Amsterdam-Lachen.

Die Männer froren ein. Kein Husten, kein Fluch, kein Schritt. Nur dieses Lachen, das übers Schiff huschte, von Mast zu Mast, von Segel zu Segel, als sei das ganze Schiff ein Bordell geworden.

„Habt ihr's gehört?!“ schrie einer. Natürlich hatten wir's. Jeder hatte's gehört. Aber keiner wollte's zugeben. Denn zugeben hieß: Wir waren nicht mehr allein.

Dann begann das Flüstern. „Sie sind hier,“ murmelte der Holländer, die Augen groß wie Teller. „Sie sind hergekommen, sie wollen uns holen.“ Er deutete ins Dunkel, und ich schwöre dir, Kamerad: Für einen Atemzug sah ich eine Gestalt.

Eine Frauengestalt. Weiß, flatternd, schmal. Sie stand am Großmast, die Lippen rot, das Lächeln breit. Dann war sie weg. Nur Schatten, nur Nacht.

Die Männer wurden unruhig. Einer lachte nervös mit, als wollte er zeigen, dass er keine Angst hatte. Doch sein Lachen brach mitten durch, und das Echo kam zurück – dieselbe Tonlage, dieselbe Stimme, aber nicht von ihm. Das Schiff lachte mit.

Planken knarrten im Rhythmus, Taue zitterten, Laternen schwangen, obwohl kein Wind wehte. Es war, als wäre das Schiff selbst ein Mädchen geworden, das uns auslacht, über unsere Gier, unsere Sehnsucht, unser Elend.

Und ich, ich wusste: Dieses Lachen war kein Spott aus der Vergangenheit. Es war ein Spuk, frisch, lebendig, hungrig. Es füllte unsere Köpfe, unsere Kehlen, es wollte, dass wir aufspringen, in die Nacht rennen, ins Meer stürzen, nur um herauszufinden, wer da lacht.

Doch keiner tat's. Noch nicht. Wir blieben kleben, jeder an seiner Stelle, wie Ratten in einer Falle. Nur mit dem Unterschied, dass die Falle lachte.

Das Lachen hallte noch über Deck, schrill, scharf, wie Glas, das bricht. Männer drängten sich an die Reling, andere pressten die Hände auf die Ohren. Einer murmelte ein Gebet, ein anderer fluchte so leise, dass nicht mal das Schiff es hören konnte. Und mitten darin trat er hervor – der Kapitän.

Er kam langsam aus seiner Kajüte, als sei nichts gewesen. Die Pfeife glimmte, Rauch kringelte sich in die Nacht. Die Narbe über der Brust glänzte im Mondlicht, als hätte sie selbst ein Ohr für das Gelächter. Er blieb am Großmast stehen, lauschte. Kein Zucken im Gesicht, kein Blinzeln. Er sog den Rauch ein, blies ihn aus – und dann sprach er.

„Amsterdam lacht über uns alle.“

Nicht laut, nicht gebrüllt. Trocken, tief, so klar, dass es wie ein Urteil wirkte. Die Worte hingen in der Luft, schwerer als das Gelächter selbst. Und in dem Moment verstummte es. Nicht sofort, aber nach und nach. Erst das Kichern im Tauwerk, dann das Kreischen über den Segeln, zuletzt das Knarren, das wie ein Wiehern geklungen hatte. Stille.

Die Männer starrten ihn an, die Gesichter bleich, die Augen weit. Einer wollte widersprechen, etwas sagen – aber er brachte kein Wort heraus. Denn alle wussten: Er hatte recht. Amsterdam lachte nicht nur damals, in den Fenstern,

in den Gassen. Amsterdam lachte jetzt, über uns, über unsere Sehnsucht, über unsere jämmerliche Fahrt ins Nichts.

Der Kapitän sah uns nicht mal an. Er drehte sich um, ging zurück in seine Kajüte, die Pfeife immer noch im Mund, die Schritte hart und gleichmäßig. Kein Wort mehr. Kein Trost. Kein Befehl.

Und genau das war der Befehl: Haltet eure Klappe. Nehmt das Lachen hin. Denn selbst die Toten lachen über uns, und ihr könnt nichts dagegen tun.

Wir blieben zurück, zitternd, schweigend, mit dem Echo in unseren Köpfen. Manche glaubten, das Lachen sei verstummt. Andere hörten es noch, leise, tief, irgendwo im Holz. Ich auch.

Das Gelächter verstummte auf dem Deck, ja. Doch in unseren Schädeln blieb es hängen, wie Rum im Bart, wie Salz im Fleisch. Jeder von uns hörte es weiter, nur anders. Einer im Wind, einer im Knarren der Seile, einer sogar im eigenen Husten. Es wurde Teil von uns, wie die Pest, wie der Hunger, wie der Fluch, der über dem Schiff lag.

In der Nacht, wenn alles still war, lachte es wieder. Nicht laut, nicht schrill – sondern leise, nah, direkt ins Ohr. Ein Kichern, das dich wach hielt, das dir die Haut aufriss. Du konntest die Augen schließen, die Ohren zuhalten, es half nichts. Es war da, immer da.

Manche Männer redeten im Schlaf, antworteten. Einer lachte mit, ein anderer flüsterte Namen, die niemand kannte. Kröte wachte einmal auf, schweißnass, und sagte: „Sie standen neben meiner Hängematte.“ Niemand fragte, wer „sie“ waren. Wir wussten es.

Und mit jedem Tag wurde klarer: Das Lachen war kein Trost. Kein süßer Klang, keine Erinnerung an Wärme. Es war Spott. Ein scharfer Schnitt. Ein Hohn über alles, was wir je geglaubt hatten: dass Land besser sei als See, dass Frauen besser seien als Ratten, dass wir überhaupt besser seien als irgendetwas.

Der Kapitän hatte recht. Amsterdam lachte über uns alle. Nicht die Stadt, nicht die Frauen. Das Leben selbst lachte. Über unsere Sehnsucht, über unsere Lügen, über unseren jämmerlichen Traum, dass irgendwo ein Hafen auf uns wartete.

Und so blieb es. Kein Nebel, kein Donner, kein Sturm. Nur das Echo eines Lachens, das über die Wellen getragen wurde, uns begleitete, uns verspottete.

Ein Lachen, das härter war als Eisen, kälter als Salz, und das uns alle schon längst zu Gespenstern gemacht hatte, auch wenn wir noch atmeten.

Ich wusste: Wenn einer von uns über Bord geht, lacht das Meer genauso. Und am Ende werden wir alle verschwinden – unter Gelächter.

### Die Knochenpfeife des Steuermanns

Es war eine dieser Nächte, in denen der Himmel hing wie ein schwarzer Sack und das Meer so glatt war, dass du meintest, es hätte gar keine Tiefe mehr. Da zog der Steuermann plötzlich etwas aus seiner Tasche. Kein Messer, kein Würfel, kein Stück Tabak. Eine Pfeife. Klein. Weiß. Seltsam geformt, wie ein Knochen, der nie hätte so geschnitzt werden dürfen.

Er grinste schief, die Zähne gelb, und drehte das Ding zwischen seinen Fingern. „Hab ich mir aufgehoben,“ sagte er, fast beiläufig, als wäre es nichts Besonderes. Aber die Männer verstummten. Denn jeder spürte sofort: Das war kein Spielzeug.

Die Pfeife sah aus, als sei sie aus Elfenbein gemacht, glatt, glänzend im schwachen Licht. Aber wenn du genauer hinsahst, war da eine Maserung, eine Linie, die nicht zu Elfenbein passte. Eher wie die Struktur von Knochen. Kein Tierknochen – zu fein, zu schmal. Eher etwas, das näher bei uns Menschen liegt.

„Woher hast du das?“ fragte einer, die Stimme dünn, fast ängstlich. Der Steuermann zuckte nur mit den Schultern. „Gefunden.“ Mehr sagte er nicht. Aber sein Grinsen verriet, dass er log.

Die Gerüchte krochen sofort durch die Luft wie Ratten über Seile. Manche sagten, es sei aus einem Wal geschnitten. Andere schworen, es sei der Oberschenkelknochen eines Feindes, den der Steuermann eigenhändig über Bord geworfen hatte. Und einer, ein alter Hund mit glasigen Augen, flüsterte nur: „Das ist kein Wal. Kein Feind. Das ist einer von uns.“

Das Schiff knackte, tief, langsam, als lauschte es schon dem, was noch kommen würde.

Die Männer rückten näher, gierig und verängstigt zugleich. Denn etwas in diesem Stück Knochen schrie nach Aufmerksamkeit. Es war nicht nur ein Ding.

Es war eine Frage. Eine offene Wunde. Und jeder von uns wusste: Früher oder später würde der Steuermann hineinblasen.

Er drehte das Ding noch ein paarmal in den Fingern, als wolle er uns zappeln lassen. Dann setzte er die Pfeife an die Lippen. Keiner hielt ihn auf. Vielleicht hätten wir's tun sollen. Vielleicht war's schon zu spät.

Der erste Ton schnitt durch die Nacht wie ein rostiges Messer. Kein Lied, kein schöner Klang. Ein Winseln. Hoch, dünn, gebrochen. Als bliese der Wind selbst durch eine offene Wunde. Sofort hielten alle den Atem an. Selbst die Ratten stoppten.

Der Ton hing über dem Deck, vibrierte in den Segeln, schlich sich in die Taue. Er war nicht laut – aber er war überall. Du konntest ihn nicht weghören. Er kroch dir in die Ohren, in die Knochen, in die Zähne. Jeder Kiefer spannte sich, jeder Magen zog sich zusammen, als hätte man einen kalten Nagel hineingerammt.

Einer der Männer ließ sofort seinen Becher fallen. Er klirrte auf die Planken, aber niemand achtete darauf. Wir alle starrten den Steuermann an, der lächelte, während der Ton durch ihn hindurchging, als gehöre er nicht mehr sich selbst.

Der Wind, der vorher schwach über das Meer gestrichen war, fiel plötzlich ganz weg. Die Segel hingen schlaff, das Schiff stand still. Kein Wasserrauschen, kein Knarren. Nur der Ton, der alles füllte. Es war, als lauschte selbst das Meer.

„Mach aufhören,“ flüsterte einer, die Stimme brüchig. Doch der Steuermann tat es nicht. Er hielt den Ton, immer weiter, bis wir alle die Zähne zusammenbissen, die Hände zu Fäusten ballten, als wollten wir uns selbst aufhalten, nicht zu schreien.

Dann brach der Ton ab. Plötzlich. Einfach weg. Die Nacht war sofort leer, so leer, dass das Schweigen fast schmerzte. Einer brach weinend zusammen, ein anderer lachte hysterisch. Und ich schwöre, im Holz des Schiffs vibrierte noch etwas nach, leise, wie ein Summen.

Da begriffen wir: Nicht wir hatten zugehört. Das Schiff hatte zugehört. Und es hatte verstanden.

Der Ton hing uns noch in den Knochen, auch nachdem der Steuermann die Pfeife längst von den Lippen genommen hatte. Es war, als hätte er nicht nur die Luft bewegt, sondern uns alle. Jeder auf seine Art.

Der Norweger wurde blass wie Kalk. Er starrte ins Leere, die Hände zu Fäusten geballt, und murmelte Worte in einer Sprache, die keiner verstand. Sein Blick ging durch uns hindurch, hinaus aufs Meer, als hörte er einen Befehl, den nur er empfangen konnte.

Der Schotte hingegen fing an zu lachen. Kein warmes Lachen, kein kräftiges. Es klang trocken, brüchig, wie altes Holz, das kurz vorm Splittern steht. Erst leise, dann lauter, bis er hustete. Doch selbst im Husten hörte er nicht auf, als habe der Ton in ihm etwas losgetreten, das nicht mehr stillzulegen war.

Kröte, der sonst nie weinte, wischte sich die Augen, schluchzte leise in seine schmutzigen Hände. „Zu viel,“ murmelte er immer wieder. „Zu viel.“ Wir wussten nicht, was er meinte – ob den Klang selbst oder etwas, das er in sich gehört hatte.

Borke, der Stärkste von uns, wurde unruhig. Seine Muskeln spannten sich, die Adern traten hervor, und plötzlich fing er an, Seile zu packen, sie zu zerren, als müsse er etwas zerreißen, das unsichtbar war. Jeder Ton hatte sich tief in seine Kraft gebohrt, und jetzt wollte er's herausreißen, egal wie.

Und ich selbst? Ich spürte den Ton noch immer in den Zähnen, vibrierend, summend, als hätte er sich in meinen Schädel genistet. Bilder stiegen auf, die ich längst vergessen wollte – Gesichter von Männern, die ich über Bord gestoßen hatte, Hände, die in der Tiefe nach mir griffen. Die Pfeife hatte sie zurückgerufen, und sie ließen mich nicht mehr los.

Der Steuermann aber grinste nur. Er sah uns an, einen nach dem anderen, und sein Lächeln war nicht das eines Mannes, der Musik spielt – sondern das eines Mannes, der weiß, dass er uns alle an einem unsichtbaren Faden hält.

Da begriffen wir: Der Klang war kein Lied. Er war ein Schlüssel. Und wir waren die Tür.

Die Pfeife ließ uns nicht mehr los. Kaum war der erste Ton verklungen, fingen die Männer an zu tuscheln. Keiner sprach laut, aber jedes Flüstern kroch über die Planken wie ein Tropfen Öl, der immer größer wird.

„Ein Wal,“ sagte einer. „Aus den Rippen geschnitten. Darum klingt's so tief.“ „Unsinn,“ murmelte ein anderer, „ein Stück von 'nem Hai vielleicht, oder von 'nem großen Vogel. Elfenbein ist das, sonst nichts.“

Doch die Stimmen kippten schnell in andere Richtungen. Ein alter Seemann mit glasigen Augen schwor, er habe so etwas schon einmal gesehen, bei einer

Mannschaft, die nie zurückkam. „Das war kein Tier,“ flüsterte er. „Das war ein Mann. Ein Knochen von einem, der hier gelebt, gelacht... und gebetet hat, dass er nicht über Bord geht.“

Keiner lachte. Denn in den Rillen der Pfeife war etwas, das zu fein war für Tiere. Eine Maserung, die eher an Hände erinnerte als an Flossen.

Wir fragten den Steuermann, woher er das Ding hatte. Er grinste nur schief. „Gefunden,“ sagte er. Mehr nicht. Doch seine Augen funkelten, als wüsste er genau, was wir ahnten – und als gefiele ihm der Gedanke, dass wir damit nicht schlafen würden.

„Menschenknochen,“ hauchte schließlich einer. Er sprach's kaum hörbar, aber wir alle hörten's. Es hing in der Luft, schwer, kalt. Und keiner widersprach.

Denn egal, ob es stimmte oder nicht – die Pfeife klang so, als würde sie uns alle kennen.

Als die ersten Töne verklungen waren und die Männer tuschelten wie Krähen im Nebel, kam der Kapitän an Deck. Nicht hastig, nicht neugierig – er trat einfach auf, als wäre er längst da gewesen.

Die Pfeife hing noch in den Fingern des Steuermanns, weiß, schimmernd im schwachen Laternenlicht. Alle warteten auf ein Wort, eine Geste, einen Befehl. Aber der Kapitän schwieg.

Er sog an seiner Pfeife, ließ den Rauch aus der Nase steigen, als gehöre ihm die ganze Szene. Sein Blick wanderte kurz über uns, dann blieb er an dem kleinen weißen Ding hängen. Nur einen Herzschlag lang – aber lang genug, dass wir merkten: Er kannte es.

Die Männer spürten's sofort. „Er weiß was,“ murmelte einer. „Er hat's schon mal gehört.“ Doch der Kapitän sagte nichts. Kein Verbot, kein Fluch, kein Lachen. Nur dieses Schweigen, das schwerer war als jeder Sturm.

Manche deuteten sein Schweigen als Zustimmung. Andere als Warnung. Aber keiner wagte, noch einmal zu fragen. Denn jeder spürte: Die Pfeife war nicht neu für ihn. Vielleicht war sie sogar ein alter Bekannter.

Der Steuermann grinste schief, blies keinen weiteren Ton, aber er schien zufrieden, dass der Kapitän nicht einschritt. Als ob das Schweigen selbst eine Erlaubnis war.

Von da an war die Pfeife nicht mehr nur ein Ding, das einer von uns aus der Tasche zog. Sie war etwas, das selbst der Kapitän kannte – und das machte sie noch schwerer.

Denn wenn der Kapitän schweigt, dann weißt du: Es gibt Dinge, die er nicht sagen darf.

Die Nächte danach wurden anders. Schwerer. Jeder schlief leichter, drehte sich öfter, fluchte im Traum. Wir redeten nicht drüber, aber alle wussten: Es lag an der Pfeife.

Denn bald hörte man sie wieder. Nicht am Tag, nicht in der Hand des Steuermanns – sondern tief in der Nacht.

Ein dünner Ton, kaum mehr als ein Hauch, zog über die Planken. Erst glaubten wir, es sei nur der Wind. Doch er hielt zu lange, zu gleichmäßig. Kein Knarren, kein Pfeifen in den Segeln – nein, das war der Klang der Knochenpfeife, gespielt von jemandem, der nicht an Deck stand.

Einer setzte sich auf, rieb sich die Augen. „Steuermann?“ fragte er ins Dunkel. Aber der Steuermann lag zusammengerollt in seiner Hängematte, den Rücken zu uns, die Hände leer. Und doch spielte die Pfeife weiter.

Der Ton wanderte über das Schiff. Mal schien er von oben zu kommen, aus dem Mastkorb. Mal aus dem Bauch des Schiffs. Mal ganz nah, direkt neben deinem Ohr, so nah, dass du glaubtest, es müsse einer hinter dir stehen. Aber da war niemand. Nur der Klang.

Manche Männer wachten schweißgebadet auf, die Hände an den Ohren, murmelten wirres Zeug. Einer schwor, er habe Stimmen gehört, die den Ton begleiteten – leise, kratzig, als sängen sie ein Lied, das kein Mensch verstehen sollte. Ein anderer behauptete, er habe Schritte auf dem Deck gehört, die im Takt der Pfeife gingen.

Und ich? Ich lag wach, die Augen starr ins Dunkel. Der Ton kroch durch die Bretter, vibrierte im Holz, setzte sich in meine Rippen. Es fühlte sich an, als würde das Schiff selbst atmen – und die Pfeife war seine Lunge.

Am Morgen sprach keiner darüber. Nicht, weil wir's vergessen hätten. Sondern weil wir wussten: Wenn die Pfeife nachts von selbst spielt, dann war das kein Zufall. Es war eine Antwort.

Am Ende wussten wir: Das Ding war kein Instrument. Es war ein Stück Körper. Ein Knochen, der nicht schweigen wollte.

Die Männer redeten sich Mut zu, sagten, es sei nur ein Wal, nur ein Hai, nur irgendein Tier, das längst vergessen war. Aber keiner glaubte's wirklich. Denn der Ton war zu nah, zu menschlich, zu vertraut. Er kratzte in den Ohren wie eine Stimme, die man einmal kannte und nie wieder loswird.

Der Steuermann blies tagsüber nur noch selten hinein. Er grinste jedes Mal schief, als wüsste er, dass er uns damit quälte. Doch nachts – da spielte die Pfeife von selbst. Dünn, lang, manchmal kaum hörbar. Und wenn du genau hinhörtest, konntest du etwas darunter vernehmen: ein Flüstern, ein Echo, wie Worte, die von sehr weit herkamen.

„Sie antworten,“ murmelte der alte Norweger eines Morgens, die Augen rot, die Hände zitternd. „Da draußen. Jemand antwortet.“ Er wurde ausgelacht, halbherzig, nervös. Aber alle wussten: Er hatte recht.

Der Kapitän sagte nichts. Er musste nichts sagen. Sein Schweigen war Antwort genug. Er zog an seiner Pfeife, während die Knochenpfeife im Schatten lag – und es sah aus, als lauschte er zwei Gesprächen gleichzeitig.

Und ich? Ich begriff, dass wir nicht nur auf einem Schiff segelten. Wir segelten auf einem Ruf. Jeder Ton der Pfeife war eine Botschaft, ein Signal, das hinausging, weit über das Meer, hinaus in etwas, das wir nicht sehen konnten. Und jedes Mal kam etwas zurück. Noch nicht klar, noch nicht laut – aber es kam.

Die Pfeife war kein Werkzeug. Sie war ein Schlüssel. Und wenn du lange genug hineinbläst, geht irgendwann eine Tür auf.

Eine Tür, die besser verschlossen geblieben wäre.

## Haie riechen immer zuerst das Geld

Es begann an einem heißen Tag, als die Sonne hing wie ein rostiger Nagel am Himmel. Das Meer lag flach und blank, so still, dass selbst die Möwen schwiegen. Und dann sahen wir sie.

Erst nur eine Flosse. Schwarz, spitz, glitt sie durch das Wasser, als wäre sie mit dem Schiff verbunden. Ein Schatten darunter, groß, langsam, geduldig. Dann eine zweite. Dann drei. Bald ein Dutzend. Haie.

Sie schwammen nicht wild, nicht gierig. Sie jagten nicht. Sie begleiteten uns, wie ein Geleitzug. Jede Bewegung gleichmäßig, jede Drehung ruhig. Als hätten sie Zeit. Und genau das machte's schlimmer. Denn ein hungriges Tier kannst du austricksen, aber Geduld ist tödlicher.

Einer der Männer spuckte über die Reling. Der Speichel fiel ins Wasser, und sofort schnitt eine Flosse durch die Stelle, als habe der Tropfen gereicht, um sie zu locken. „Die riechen uns,“ murmelte er, die Stimme heiser. „Die wissen, dass wir bald fällig sind.“

Wir lachten nicht. Keiner lachte. Denn die Haie blieben. Stunde um Stunde zogen sie ihre Kreise. Mal enger, mal weiter. Manchmal verschwanden sie in der Tiefe, aber nur, um kurz darauf wieder aufzutauchen. Immer in Sichtweite, immer dort.

Das Schiff knarrte unter der Sonne, das Wasser glitzerte, und trotzdem fühlte es sich an, als seien wir schon ein Wrack. Ein Wrack, das sie nur noch nicht angeknabbert hatten.

Die Männer begannen, nervös zu werden. Manche mieden die Reling, andere starrten hinunter, gebannt, als könnten sie in den schwarzen Augen der Haie etwas lesen. Und ich schwöre dir, Kamerad: Diese Augen lasen zurück.

Es war kein normales Begleiten. Es war Warten. Ein Gerichtsvollzieher, der vor der Tür steht, wissend, dass du die Schuld ohnehin nicht bezahlen kannst.

Und wir alle fühlten's: Das Meer hatte uns markiert.

Die Haie schwammen weiter, Stunde um Stunde, als gehörten sie schon zur Mannschaft. Und irgendwann war's nicht mehr das Meer, das uns unruhig machte – sondern die Gedanken. Denn einer von uns sagte, halblaut, fast beiläufig:

„Sie warten nicht auf Blut. Sie warten auf Gold.“

Das war der Funke. Sofort war's da – das alte Misstrauen. Einer grinste schief, zuckte mit den Schultern: „Irgendeiner von euch Bastarden hat was versteckt. Ich wette, ein Beutel Münzen. Und die Biester da unten riechen's.“

Keiner widersprach. Nicht laut. Aber die Blicke wurden länger, schärfer. Jeder prüfte den anderen. Wer hatte noch zu viel im Beutel? Wer schlief zu unruhig? Wer hielt die Jacke nachts zu nah am Körper?

Kröte kicherte nervös. „Ich weiß, dass einer was hat. Ich hab's gehört, wie er im Schlaf gemurmelt hat: ‚Mein Gold, mein Gold...‘“ Er grinste mit seinen Zahnstümpfen, als hätte er gerade ein Geheimnis verraten, das mehr wert war als jede Münze.

Die Männer rückten voneinander ab. Plötzlich war jeder ein Verdächtiger. Der Rum floss schneller, die Worte wurden härter. Es dauerte nicht lange, bis die ersten Drohungen fielen. Einer packte den Norweger am Kragen, flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn du was hast, und die Haie holen's uns wegen dir – dann gehst du zuerst über Bord.“

Das Meer knackte, das Schiff ächzte, und die Flossen schnitten enger um uns herum, als hätten sie den Streit gehört und verstanden.

Von da an war's nicht mehr nur eine Furcht vor den Haien. Es war Furcht voreinander. Und das ist schlimmer, Kamerad. Denn ein Hai frisst dich schnell. Aber ein Mensch frisst dich langsam – mit Blicken, mit Verdacht, mit stiller Gier.

Die Flossen schnitten weiter ihre Kreise, und bald schworen die Männer, das Meer selbst flüstere. Nicht laut, nicht mit Worten – eher wie ein Summen, das man im Kopf spürt, wenn man lange genug ins Wasser starrt.

„Sie wollen kein Fleisch,“ murmelte der Spanier, die Augen gläsern. „Fleisch kriegen sie immer. Das hier ist was anderes.“ Er beugte sich über die Reling, als lausche er dem Singen der Flossen. „Die riechen Reichtum.“

Ein paar lachten, nervös, zu laut. „Reichtum? Wir sind Bettler auf 'nem morschen Fass, nichts mehr.“ Doch selbst die, die lachten, hielten unwillkürlich ihre Taschen fester.

Dann sagte einer, fast flüsternd, fast wie ein Gebet: „Haie riechen zuerst das Geld.“

Stille. Selbst der Wind schwieg. Nur die Flossen, schwarz, spitz, die das Schiff umliefen wie Schreibfedern, die einen Vertrag unterzeichneten.

Und plötzlich ergab es Sinn. Wieso sie so geduldig waren, so gleichmäßig, so nah und doch nicht zupackend. Sie warteten nicht auf Blut. Blut war billig. Aber Gold – Gold war die wahre Beute. Gold bedeutete Schuld. Gold bedeutete Geschichten, die tiefer reichten als jede Wunde.

Der alte Norweger spuckte über Bord, sein Gesicht bleich. „Geld zieht schlimmeres an als Blut. Blut ist nur Leben. Geld ist Seele.“ Er bekreuzigte sich, und seine Finger zitterten.

Von da an tuschelten die Männer leiser, hielten ihre Beutel fester, sahen einander mit anderen Augen an. Nicht wie Brüder, nicht wie Leidensgenossen. Sondern wie Männer, die wussten: Einer trägt etwas, das uns alle ins Verderben reißt.

Und unter uns, im Wasser, glitten die Haie mit einer Ruhe, die schärfer war als jede Klinge. Geduldig. Bereit. Sie wussten, was wir nicht zugeben wollten: Auf diesem Schiff gab es mehr als Hunger. Es gab Schuld. Und Schuld ist das süeste Blut.

Von da an war kein Schlaf mehr ruhig. Jeder sah den anderen anders an – nicht mehr als Matrosen, sondern als verdammte Schatzkisten, die was verschweigen.

Am Anfang waren's nur Andeutungen. „Du schläfst unruhig, Freund – träumst du von deinem Gold?“ Einer grinste schief, doch das Grinsen war kalt, und der andere ballte die Faust. Dann wurden die Worte härter. „Ich hab dich gesehen, wie du was eingewickelt hast.“ – „Lügner!“ – „Wir werden sehen, wenn du schläfst.“

Die Geschichten sprudelten aus ihnen, ob wahr oder erfunden, das war egal. Einer erzählte, der Norweger habe vor Jahren einen Sack Silber gestohlen und versteckt. Ein anderer schwor, Kröte habe nie alles abgegeben, was er beim letzten Überfall eingesackt hatte. Und Borke, der Hüne, brüllte, dass er wisse, einer von uns habe Münzen in den Planken verschwinden lassen.

Die Stimmen wurden lauter, das Lachen bitterer. Jeder Satz ein Dolch, jeder Blick ein Messer. Wir tranken mehr Rum, nicht aus Freude, sondern weil's leichter war, den anderen zu verdächtigen, wenn die Zunge locker war.

Einer holte sein Messer heraus, schlug es in den Tisch, die Klinge vibrierte. „Wenn ich noch einmal das Wort Gold höre,“ knurrte er, „dann bring ich den Nächsten um, der's sagt.“ Doch keiner glaubte ihm. Denn am nächsten Morgen sprach er selbst von Münzen, die angeblich verschwunden waren.

Das Meer blieb ruhig, aber die Flossen wurden mehr. Dutzende, vielleicht Hunderte, schwer zu zählen. Sie schwammen dichter, so nah, dass man manchmal glaubte, die Schatten berührten schon den Rumpf.

Und da begriffen wir: Das Meer hörte zu. Es saugte jedes Wort auf, jedes Geständnis, jede Lüge. Und die Haie waren seine Schreiber, die geduldig warteten, bis jemand zahlte.

Es war nicht mehr nur Hunger an Bord. Es war Gier. Und Gier ist schlimmer. Gier frisst dich von innen, bis du selbst ins Wasser springst, nur um den Verdacht loszuwerden.

Es musste so kommen: Einer verlor die Nerven. Der Spanier war's, ein schmaler Hund mit Augen wie Kohlen und Händen, die ständig zitterten. Er stand an der Reling, sah hinunter ins Schwarz, wo die Flossen schnitten, gleichmäßig, ruhig, ungeduldig. Dann griff er in seine Tasche.

Er zog ein kleines Beutelchen hervor, Leder, abgewetzt. Kein großer Schatz, nur ein paar Münzen, aber sie klirrten, als er sie hochhob. Sofort verstummten die Männer. Jedes Auge klebte an dem Beutel, jeder Atemzug hielt inne.

„Wenn's das ist, was ihr wollt,“ murmelte er, als spräche er nicht zu uns, sondern zu den Schatten im Wasser, „dann nehmt's.“ Und er warf die Münzen ins Meer.

Sie fielen, glitzerten kurz im Licht der Laternen, dann verschwanden sie in der Tiefe. Ein dumpfes Platschen, und weg waren sie.

Die Männer starrten hinunter, hielten den Atem an. Und dann geschah es: Die Haie wurden mehr. Viel mehr. Als hätte der Klang der Münzen im Wasser ein Signal gegeben. Flossen tauchten auf, immer dichter, immer schneller, ein wogendes Schwarz unter uns.

„Bei Gott,“ flüsterte einer, „sie haben gerufen.“

Die Haie schwammen enger, schnitten direkt am Rumpf entlang. Ihre Rückenflossen kratzten fast an den Planken, so nah, dass man sie hätte

berühren können, wenn man sich weit genug vorgelehnt hätte. Und ihre Kreise wurden enger, immer enger, bis sie fast das Schiff selbst umringten.

Der Spanier wich zurück, die Augen weit. „Ich hab’s doch gegeben... ich hab’s doch gegeben!“ rief er, die Stimme halb Wut, halb Angst. Doch keiner tröstete ihn. Denn wir alle sahen, was wirklich geschah: Es war kein Lösegeld. Es war ein Versprechen.

Das Meer hatte geschmeckt, nicht Blut, sondern Schuld. Und Schuld macht hungriger als alles andere.

Die Männer tuschelten wieder, diesmal härter, bitterer. „Einer reicht nicht. Einer muss alles geben.“ – „Oder einer muss selber gehen.“

Und unter uns rieben sich die Flossen, als wüssten sie, dass wir genau diesen Gedanken hatten.

Der Tumult schwoll an, Stimmen wurden lauter, Hände griffen nach Kragen, Messer blitzten im Laternenlicht. Jeder wollte schwören, er habe nichts. Jeder wollte schreien, der andere sei der Schuldige. Und da trat er hervor – der Kapitän.

Er kam nicht hastig, nicht mit erhobener Stimme. Er trat einfach aus dem Schatten, zog an seiner Pfeife, blies den Rauch in die Nacht. Das Knarren der Planken schien mit jedem seiner Schritte schwerer zu werden, als lausche das Schiff mit.

Er sah nicht auf uns, nicht auf die Männer, die sich fast an die Kehle gingen. Sein Blick ging nach unten. Auf die Flossen, die ruhig ihre Kreise zogen, immer dichter, immer zahlreicher. Er sog an seiner Pfeife, nickte fast unmerklich, als habe er die Geduld der Tiere anerkannt.

Dann sprach er, so leise, dass wir alle still werden mussten, um’s zu hören:

„Gold ist schwerer als Blut. Und beides zieht Haie an.“

Mehr sagte er nicht. Kein Befehl, kein Schrei. Nur dieser Satz, der wie ein Urteil fiel.

Die Männer verstummten. Messer glitten zurück in die Gürtel, Hände lösten sich von Krägen. Aber die Blicke blieben misstrauisch, härter denn je. Denn seine Worte hatten keine Angst genommen – sie hatten sie nur neu geordnet.

Wir verstanden: Es war egal, wer was trug. Egal, ob einer einen Beutel Münzen unter der Hängematte versteckt hatte oder nicht. Das Meer wusste es längst. Die Haie wussten es. Und sie würden nicht gehen, bis sie bekamen, was ihnen zustand.

Der Kapitän drehte sich um, ging zurück ins Dunkel. Die Pfeife glomm. Und keiner wagte, ihn aufzuhalten. Denn jeder wusste: Er hatte recht. Gold war kein Schatz. Gold war eine Schuld. Und Schuld sinkt immer.

Am Morgen war die See glatt wie ein Spiegel, aber die Haie waren noch da. Flossen, Dutzende, Hunderte, schwer zu zählen. Sie zogen ihre Kreise wie Buchhalter, die geduldig die Zahlen aufschreiben, bis die Rechnung stimmt.

Keiner sprach von Gold, aber jeder dachte daran. Jeder Handgriff war härter, jede Bewegung misstrauischer. Selbst beim Essen hielten die Männer die Blicke tief in die Schüsseln, als wollten sie die Augen des anderen meiden. Denn Augen lügen nicht, wenn einer was versteckt.

Manchmal glitzerte das Wasser, und wir schworen, da unten etwas blinken zu sehen. Nicht die Sonne, nicht das Meer – sondern etwas, das zu schwer war, um zu schwimmen. Etwas, das schon gefallen war. Vielleicht Münzen. Vielleicht ganze Kisten. Vielleicht die Schulden von Mannschaften, die vor uns gesegelt waren.

Die Haie blieben, still, geduldig. Keiner sprang. Keiner biss. Sie warteten. Und ihr Warten war schlimmer als jeder Angriff. Denn wir wussten: Sie sind nicht hungrig. Sie sind Bankiers. Und Bankiers haben Zeit.

„Sie nehmen nicht nur Gold,“ murmelte einer, „sie nehmen alles. Am Ende auch uns.“ Und er hatte recht. Denn auf See gibt es keinen Unterschied zwischen Blut und Münzen. Beides sinkt. Beides gehört am Ende dem Meer. Der Kapitän trat noch einmal an die Reling, sah hinunter, zog an seiner Pfeife. Er sprach nichts. Aber sein Blick verriet, dass er's schon lange wusste: Die Haie waren keine Tiere. Sie waren Eintreiber. Und wir alle hatten Schulden, ob wir's zugaben oder nicht. Und so schwammen sie weiter, unermüdlich, wie Zahlen in einem Buch, das nie geschlossen wird. Wir segelten, und sie segelten mit, Seite an Seite, wie stille Zeugen.

Am Ende begriffen wir: Auf dem Meer gibt es keine Reichtümer, keine Gewinne. Nur Kredite. Und irgendwann kommt die Rückzahlung.

Die Haie waren nur da, um uns daran zu erinnern.

## Meuterei im Bauch des Schiffes

Unter Deck war die Luft dicker als jeder Fluch. Salz, Schweiß, Rum und das Knarren der Planken – ein Gemisch, das sich in die Lungen fraß. Männer lagen in ihren Hängematten, starrten ins Dunkel, redeten im Schlaf oder flüsterten wach. Und jedes dieser Flüstern war ein Tropfen in ein Fass, das längst am Überlaufen war.

Der Hunger nagte. Nicht, weil es nichts zu essen gab, sondern weil es nie genug war. Dünne Rationen, hartes Brot, Fleisch, das mehr nach Teer schmeckte als nach Tier. Jeder Bissen wurde gezählt, jeder Krümel misstrauisch beäugt. „Der hat mehr genommen“, hieß es schnell. „Der hat mir was gestohlen.“ Und schon hingen zwei Fäuste in der Luft, bevor einer auch nur „Unsinn“ sagen konnte.

Der Schlaf half nicht. Manche wachten schweißgebadet auf, schrien von Geistern und Pfeifen, von Lachen, das nicht mehr verstummte. Andere lagen wach, starrten in die Dunkelheit, hörten das Atmen der Kameraden und fragten sich, welcher von ihnen morgen noch leben würde. Denn das Meer nahm nicht nur durch Sturm und Krankheit. Es nahm auch durch uns selbst.

So gärte es. Jeder Schritt hallte wie ein Schlag. Jedes Husten klang wie ein Befehl. Das Schiff war voll von Spannungen, die du greifen konntest wie Seile. Und die Männer waren zu angespannt, um noch Matrosen zu sein. Sie waren Pulverfässer, dicht an dicht gestapelt, und einer brauchte nur die falsche Bewegung, um Funken zu schlagen.

Das Knarren des Schiffes, sonst nur Begleitmusik, klang nun wie ein höhnisches Lachen. Es wusste, was wir nicht laut aussprechen wollten: Dies hier war keine Mannschaft mehr. Dies war ein Haufen Männer, die bald das Messer gegeneinander ziehen würden.

Und ich schwöre, Kamerad, manchmal, wenn das Meer besonders still war, hörte ich es flüstern: „*Meuterei*.“

Es dauerte nicht lang, bis das Flüstern lauter wurde als die Ratten. Unter Deck lag man dicht an dicht, und jeder Atemzug roch nach Verdacht. Einer fing an, der andere griff's auf, und schon war's keine Spinnerei mehr, sondern Wahrheit – weil genug Männer sie wiederholten.

„Der Kapitän hat uns längst verkauft,“ raunte einer mit heiserer Stimme. „Der ist kein Mensch mehr, der gehört dem Meer.“

„Unsinn,“ fauchte ein anderer, „es ist der Steuermann. Seine Pfeife, die spielt

nachts von selbst. Die lockt die Geister, die uns holen.“

„Quatsch,“ flüsterte ein Dritter, „es sind die Haie. Er füttert sie heimlich, ich hab's gesehen.“

So wuchs jedes Gerücht wie Schimmel auf feuchtem Brot. Jeder schwor, er habe etwas gehört oder gesehen: ein Schatten im Nebel, ein Blick des Kapitäns, der zu viel wusste, ein Knarren im Holz, das wie Gelächter klang. Und wenn einer schwor, er habe im Schlaf den Namen eines Toten rufen hören, nickten die anderen. Keiner widersprach.

Die Gerüchte drehten sich im Kreis wie die Haie ums Schiff. Mal war's der Kapitän, mal der Steuermann, mal einer von uns. Aber immer war's einer, der schuld sein musste. Denn keiner hielt's aus, zu denken, dass alles nur Zufall war. Zufall frisst keine Schiffe. Aber ein Verräter schon.

Und so flüsterten wir, Stunde um Stunde, Nacht für Nacht. Erst nur halblaut, dann lauter, bis das Murmeln wie ein Chor klang. Ein Chor aus Misstrauen, Zorn und nackter Angst.

Manchmal schwor ich, das Schiff selbst lauschte. Dass es die Worte einsog wie Rauch, sie im Bauch festhielt und schwerer machte. Dass jeder Fluch, jedes Gerücht in den Planken klebte wie Pech.

Und während oben der Kapitän sein Schweigen pflegte, wuchs unten ein anderes Gesetz. Eins, das kein Schweigen kannte, nur Misstrauen.

Das Flüstern blieb nicht beim Flüstern. Es wurde zu Blicken, zu Gesten, zu stillen Abmachungen. Männer, die sich gestern noch prügeln, saßen heute nebeneinander, teilten ein Stück Brot, einen Schluck Rum, ein Messer, das länger glänzte als nötig.

Man konnte es sehen wie ein Fieber, das sich ausbreitet. Immer zwei, drei zusammen, tuschelnd, heimlich lauernd. Einer stand Wache, während die anderen taten, als spielten sie Karten. Doch die Karten waren nur Tarnung. Die eigentliche Runde waren die Worte, die sie wechselten. Kurze Sätze, knappe Nicken, viel Schweigen.

Bündnisse wuchsen in den Schatten. Manche schworen, den Kapitän zu stürzen, andere nur, ihre eigene Haut zu retten. Und dazwischen gab's die, die beiden Seiten die Hand reichten, um am Ende auf der zu stehen, die stärker blieb.

Unter Deck bildeten sich kleine Lager, unsichtbare Grenzen, die jeder kannte. Links die, die noch an den Kapitän glaubten. Rechts die, die ihn längst als Verräter sahen. Dazwischen die Unentschlossenen – und die waren die Gefährlichsten. Denn Unentschlossene kippen immer zuerst.

Rum floss mehr als nötig, und jedes Fläschchen, das geteilt wurde, war ein kleiner Vertrag. „Du gibst mir das, ich geb dir das. Und wenn’s losgeht, stehst du bei mir.“ Solche Deals waren mehr wert als Münzen.

Ich schwöre dir, Kamerad: Man hörte es im Holz. Das Schiff knarrte anders, als hätten die Planken verstanden, dass die Crew längst keine Mannschaft mehr war. Sie war ein Rudel. Und Rudel kennen nur eines: den Kampf um das Fleisch.

Die See war still, das Schiff segelte weiter. Aber im Bauch gärte ein Sturm, schlimmer als jeder, den Himmel und Wellen je heraufbeschwören konnten.

Es brauchte nicht viel. Am Ende ist’s nie viel. Nicht ein Sturm, nicht ein Schuss, nicht ein Teufel. Es war nur eine Schüssel.

Das Abendessen war dürftig: ein Topf dünner Eintopf, mehr Wasser als Fleisch. Die Männer standen Schlange, die Augen hohl, die Hände gierig. Einer schöpfte, reichte weiter, der Nächste grummelte, weil sein Löffel zu leer war. Da knurrte er: „Du hast mehr genommen.“

„Halt’s Maul,“ fauchte der andere zurück, „ich hab nur meinen Anteil.“

Ein Schubser. Ein Griff an den Arm. Ein Stoß gegen die Wand. Schon flog die Schüssel, klirrte, der dünne Eintopf sickerte über die Planken wie ein Blutstropfen.

Stille. Für einen Atemzug nur Stille. Dann flogen die Fäuste. Einer stolperte in eine Hängematte, riss einen dritten mit. Der dritte brüllte, zog sein Messer. Plötzlich waren fünf im Getümmel, zehn.

„Meuterei!“ schrie einer, so schrill, dass es durch Mark und Bein ging. Kein Ruf, kein Plan – nur ein Wort, das da war, unausweichlich. Und das Schiff hörte es, das ganze verdammte Schiff.

Die Männer griffen nach allem, was sie hatten: Messer, Äxte, Stöcke. Das Knacken von Holz, das Klirren von Eisen, das Keuchen von Männern, die nicht mehr wussten, ob sie Matrosen oder Mörder waren.

Das Wort „Meuterei“ hing weiter in der Luft, wie Rauch, den man nicht wegwedeln kann. Einer brüllte es noch einmal, lauter, diesmal wie ein Befehl. „MEUTEREI!“

Und da war's geschehen. Die Grenze war überschritten. Kein Zurück. Kein „Wir haben uns nur geprügelt“. Es war ein Aufstand, geboren aus einer Schüssel Eintopf, genährt von Misstrauen, getränkt mit Gier.

Das Schiff ächzte tief, so, als habe es nur darauf gewartet.

Das Unterdeck explodierte. Nicht mit Pulver und Feuer – sondern mit Männern, die sich wie Tiere in die Haare fielen. Enge Planken, niedrige Decke, kaum Platz zum Atmen – und doch reichte's, um einen Sturm loszutreten.

Fäuste krachten, Zähne splitterten, Messer blitzten auf wie kleine Blitze im Dunkel. Jeder griff nach irgendwas: ein Tauende, ein Becher, ein Holzstück. Alles wurde zur Waffe, weil alles eine Hand zu viel war.

Einer packte den Norweger und schlug seinen Schädel gegen die Planken, bis das Holz ächzte. Ein anderer sprang wie ein Hund auf Kröte los, die beiden rollten über den Boden, schreiend, keuchend, mehr Grollen als Worte. Überall Schubser, Schreie, ein Durcheinander, das keinen Anfang und kein Ende hatte.

Die Luft war dick, stickig, schmeckte nach Salz, Eisen und Angst. Laternen schwangen, warfen flackernde Schatten, die aussahen wie noch mehr Männer, die ins Getümmel griffen. Man wusste bald nicht mehr, ob man gegen den Feind kämpfte oder gegen das eigene Spiegelbild im schwankenden Licht.

Das Schiff selbst machte mit. Jeder Tritt, jeder Stoß hallte nach, als ob die Planken mit uns kämpften. Das Knarren wurde zum Dröhnen, das Holz vibrierte unter den Schlägen. Es war, als lachte das Schiff, lachte über uns, die wir uns zerfleischten wie Ratten in einem Fass.

Einer schrie: „Für den Kapitän!“ – ein anderer: „Runter mit ihm!“ Und schon waren's zwei Lager, nicht mehr Männer gegen Männer, sondern Glaube gegen Glaube. Ein Sturm im Bauch des Schiffs, und keiner wusste, wer ihn stillen sollte.

Ich schwöre dir, Kamerad: In dieser Nacht war's nicht das Meer, das nach Blut roch. Es war unser eigenes Schiff.

Mitten im Getöse, als Messer schon blutig glänzten und Stimmen heiser schrien, da knarrte die Treppe. Schwer. Langsam. Jeder Schlag der Stufen kündigte ihn an, bevor man ihn sah. Der Kapitän stieg hinunter.

Kein Schrei, kein Donner, kein Schwert in der Hand. Nur er. Die Pfeife im Mund, Rauch kringelte sich träge in der stickigen Luft. Die Narbe über der Brust spannte sich im schwankenden Licht, wie eine Linie, die mehr Gewicht trug als jedes Messer im Raum.

Die Männer sahen ihn, einer nach dem anderen. Fäuste blieben halb in der Luft, Messer zitterten, hielten inne. Selbst die Ratten, die zwischen den Planken huschten, schienen zu warten.

Er sprach nicht sofort. Er ließ das Schweigen arbeiten. Und das Schweigen war schwer, es legte sich auf die Brust, machte jede Lunge eng. Dann, nach einem langen Zug an seiner Pfeife, sagte er nur:

„Wölfe reißen Wölfe. Aber das Meer frisst alle.“

Kein Befehl, keine Drohung. Nur ein Satz, so trocken, dass er sich in die Knochen brannte.

Und es wirkte. Die Männer sanken zurück, einer nach dem anderen. Messer glitten tiefer, Fäuste öffneten sich. Keiner wollte der Erste sein, der gegen diesen Blick noch weiterkämpfte. Denn in seinen Augen stand etwas, das schlimmer war als jeder Tod: Gleichgültigkeit. Er hätte uns alle fallen lassen, und wir wussten es.

Er drehte sich nicht um, blieb nicht zum Erklären. Er stieg wieder hoch, Schritt für Schritt, als wäre er nie unten gewesen. Doch sein Schweigen blieb zurück, wie ein Gewicht, das den Raum füllte.

Und wir standen da, keuchend, blutverschmiert, aber plötzlich still. Nicht, weil wir uns verstanden. Sondern weil er uns daran erinnerte: Wir waren nicht Herren über dieses Schiff. Nicht Herren über das Meer. Nur Ratten in seinem Bauch.

Die Fäuste sanken, die Messer verschwanden, doch die Wunde blieb. Unter Deck war's still, ja – aber es war keine Ruhe. Es war dieses Schweigen, das lauter hallt als jeder Schrei.

Die Männer standen da, schwer atmend, die Augen flackernd wie Laternen im Wind. Jeder wusste: Nichts war wirklich vorbei. Es hatte nur pausiert, weil der

Kapitän es so wollte. Sein Satz hing noch im Raum, trocken wie Staub: „*Wölfe reißen Wölfe. Aber das Meer frisst alle.*“

Wir sahen einander an – nicht wie Brüder, sondern wie Männer, die schon im Kopf rechneten, wen sie beim nächsten Mal zuerst packen würden. Misstrauen glänzte wie Schweiß auf der Haut. Manche hatten Blut an den Händen, andere an der Stirn. Und doch tat keiner so, als sei es ein Unfall gewesen. Jeder wusste, was passiert war: Das Wort „Meuterei“ war gesprochen worden. Es konnte nicht mehr zurückgenommen werden.

Die Hängematten quietschten, als die Männer sich wieder hineinwarfen, aber keiner schlief. Rumflaschen gingen stumm von Hand zu Hand, als wären sie die letzten Verträge, die uns noch zusammenhielten. Ein paar lachten kurz, brüchig, gezwungen – aber das Lachen war tot, bevor es geboren war.

Das Schiff atmete tief, langsam, als sei es satt. Vielleicht von unserem Hass, vielleicht von unserer Angst. Die Planken knarrten im Takt unserer Gedanken, und jeder wusste: Der Bauch des Schiffs hatte geschmeckt, was wir in uns trugen.

Von da an segelten wir nicht mehr als Mannschaft. Wir segelten als Rudel, jeder für sich, jeder bereit, den anderen fallen zu lassen. Und das Meer lauerte darauf, dass wir's taten.

Die Wunde heilte nicht. Sie blieb offen, wie Salz im Fleisch. Und jeder ahnte: Die nächste Meuterei wird kommen. Nicht irgendwann. Bald.

### Der Schrei im Mastkorb

Es war eine ruhige Nacht, viel zu ruhig für Männer, die an Donner, Blut und Flüche gewöhnt waren. Der Himmel hing klar, die Sterne funkelten wie Silberstücke, die man niemals erreichen würde. Und das Meer lag da, glatt, ohne Regung – als halte es selbst den Atem an.

„Einer hoch in den Mastkorb,“ befahl der Steuermann, und alle Augen wanderten zum Jüngsten. Er war kaum mehr als ein Bursche, zu jung für die Narben, die wir trugen, zu alt, um noch davonzulaufen. Man nannte ihn „der Vogel“, weil er flink klettern konnte und keine Angst vor der Höhe zeigte.

Also kletterte er. Die Hände fest am Tau, die Füße geschickt auf den Sprossen. Das Schiff knarrte unter ihm, aber er stieg weiter, höher, bis das Deck klein wurde, wie eine Spielzeugkiste voller Schatten. Die Stimmen der Männer verklangen, das Meer wurde ein grauer Teppich unter seinen Schuhen.

Oben angekommen setzte er sich in den Mastkorb, zog die Knie an, ließ den Blick schweifen. Von dort wirkte die See endloser, unbarmherziger. Ein Reich ohne Ufer, in dem ein Schiff nur ein Krümel war.

Der Wind griff nach ihm, fuhr ihm durch die Haare, flüsterte in seine Ohren. Zuerst war's nur das Pfeifen, das jedes Segel kennt. Aber dann... dann klang's anders. Als wäre da mehr. Ein Wispern, das nicht bloß Luft war. Worte, die man fast verstand, aber nicht ganz.

Der Junge fröstelte. Er spähte hinunter, sah die Männer auf Deck wie kleine Figuren, sah den Kapitän, unbewegt, Pfeife im Mund. Keiner sah zu ihm hoch. Er war allein da oben. Allein mit dem Wind.

Und ich schwöre dir, Kamerad: In dieser Höhe war's nicht nur Wache halten. Es war Lauschen. Lauschen auf Dinge, die unten keiner hören durfte.

Die Nacht blieb klar, so klar, dass es fast weh tat. Kein Donner, kein Nebel, kein Sturm. Nur Sterne, die still über ihm brannten, und das Meer, das sich nicht rührte. Aber gerade diese Ruhe machte den Jungen unruhig. Zu still, zu glatt, zu sauber.

Der Wind piff um die Segel, schlug gegen den Mastkorb, zerrte an den Taue. Erst war's nur das normale Singen des Holzes, das jeder Seemann kannte. Doch nach einer Weile hörte er es anders. Nicht bloß Pfeifen. Nicht bloß Rauschen. Worte.

Er schüttelte den Kopf, rieb sich die Ohren, doch es half nichts. Immer deutlicher drängte sich etwas in sein Gehör. Ein Flüstern, weich, süß fast, als würde ihm jemand direkt ins Ohr sprechen. „Komm... komm...“

Er beugte sich über die Reling des Mastkorbs, starrte in die Tiefe. Unten, weit unter ihm, war das Schiff. Klein, fremd, verloren. Die Männer bewegten sich wie Schatten, die nichts mit ihm zu tun hatten. Und doch schwor er, dass die Stimmen nicht von dort kamen. Sie kamen von oben. Vom Himmel selbst.

Das Flüstern wurde stärker. Jetzt waren's nicht mehr nur einzelne Silben, sondern ganze Sätze – brüchig, undeutlich, aber nah. Mal klang es wie die

Stimme einer Frau, mal wie die eines Kindes, mal wie ein Mann, den er längst vergessen hatte. Jede Woge des Windes brachte ein neues Echo.

Sein Herz pochte. Er presste die Hände gegen die Ohren, aber der Wind drang trotzdem durch, kroch hinein, vibrierte in seinen Knochen. Die Stille unter ihm, das Wasser, das sich nicht regte – es machte alles nur schlimmer. Als hielte die See den Atem an, damit er oben hören musste, was sie ihm zuflüsterten.

Und da begriff er: Diese Stille war keine Ruhe. Sie war eine Falle. Eine Bühne. Der Wind wollte, dass er zuhört.

Dann kam es. Nicht das Flüstern, nicht das Wispern. Ein Schrei.

Er brach aus ihm heraus wie ein Blitz, der keinen Himmel braucht. Hoch, gellend, spitz wie ein Nagel, der durch Fleisch getrieben wird. Ein Schrei, der das ganze Schiff aufriss wie ein Messer, das in eine Trommel schneidet.

Die Männer auf Deck erstarrten. Fäuste mitten in der Bewegung, Stimmen mitten im Fluch, jeder Kopf schnellte nach oben. Der Schrei hallte weiter, vibrierte in den Segeln, kroch ins Holz, als sänge das ganze Schiff mit.

Es war kein Ruf nach Hilfe. Kein „Mann über Bord!“, kein „Sturm!“. Es war etwas anderes. Ein Laut, der nichts benannte, sondern alles. Angst, Schmerz, Wahnsinn – alles in einem, so roh, dass er den Himmel selbst zu spalten schien.

Einer murmelte: „Das ist kein Mensch mehr.“ Ein anderer bekreuzigte sich. Und ich selbst schwöre, Kamerad, ich hörte in diesem Schrei mehr als eine Stimme. Da waren andere drin. Frauen, Männer, Kinder – als hätte der Wind all ihre Schreie gesammelt und sie durch seine Kehle geschoben.

Der Laut hing, länger als möglich. Kein Atem hätte ihn so tragen können. Er vibrierte über das Meer, zog hinaus in die Ferne, und wir wussten: Wer immer da draußen war, er hatte ihn gehört.

Und dann – Stille. Plötzlich. Abrupt. So schwer, dass das Schweigen selbst dröhnte.

Wir standen unten, die Köpfe im Nacken, die Münder offen. Und da oben, im Mastkorb, war nur ein Schatten. Starr. Regungslos. Zu weit, um zu erkennen, ob er noch lebte.

Der Schrei hatte uns alle getroffen. Aber den Jungen hatte er verschlungen.

Das Deck war voller Augen, alle nach oben gerissen, alle gleich weit aufgerissen wie Münder, die kein Wort fanden. Der Schrei hing uns noch in den Ohren, vibrierte nach, als hätte er sich in unsere Schädel gebrannt.

„Hoch mit jemandem!“ rief der Steuermann schließlich, doch seine Stimme klang schwächer, als er wollte. Keiner rührte sich. Einer trat zurück, als hätte der Befehl ihn direkt an der Kehle gepackt. Ein anderer lachte nervös, das Lachen brach mitten durch.

„Ich geh nicht,“ knurrte Borke, der sonst immer vorne stand, wenn's hart wurde. „Da oben... da oben holt dich was.“

„Blödsinn,“ rief einer zurück, doch sein Blick blieb am Boden, nicht am Mast.

Die Laternen flackerten, das Segel schlug leise, und der Mastkorb oben blieb ein dunkler Schatten gegen die Sterne. Nichts bewegte sich. Kein Winken, kein Rufen. Nur dieses erstarrte Schwarz, das uns anstarrte, ohne Augen.

Einer murmelte: „Vielleicht ist er schon weg.“

„Weg wohin?“ fragte ein anderer, und keiner antwortete.

Ein paar packten die Taue, wollten hoch, doch ihre Hände zitterten, ließen wieder los. „Nicht für zehn Fässer Rum,“ stieß einer hervor. „Nicht mal, wenn der Kapitän's befiehlt.“ Und der Kapitän? Er schwieg. Stand einfach am Bug, Pfeife in der Hand, der Rauch glomm, als gehörte er nicht zu unserer Welt.

Wir blieben unten, versteinert, gefangen zwischen Pflicht und Angst. Der Mastkorb war kein Arbeitsplatz mehr, kein Ausguck. Er war ein Schlund, der einen Mann verschluckt hatte und jeden, der folgen wollte, gleich mitreißen würde.

Und so warteten wir. Warteten darauf, dass der Schatten sich regte. Doch er regte sich nicht.

Und das Schweigen, das nach dem Schrei blieb, war schlimmer als der Schrei selbst.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis sich einer rührte. Schließlich war's der Schotte, der sonst am meisten schwieg. Ohne ein Wort nahm er das Tau, legte die Hände darum, die Muskeln hart wie Eisen. Zwei Männer folgten ihm, mehr aus Trotz als aus Mut. Sie wollten nicht als Feiglinge dastehen, während das Schiff sie ansah.

Langsam zogen sie sich hoch. Jeder Griff quietschte, jeder Schritt hallte durch den Mast. Wir unten hielten den Atem an, starrten nach oben, als hinge unser eigenes Schicksal an ihren Händen.

Der Mastkorb kam näher, und das Flackern der Laternen reichte gerade so, um die Umrisse zu erhaschen. Doch da war nichts. Kein Junge, kein Schatten, nur die Taue, die im Wind wippten.

Der Schotte kletterte über den Rand, beugte sich hinein. Ein Fluch, leise, aber scharf. Wir unten horchten auf. „Was?“ rief einer. Doch er antwortete nicht sofort. Stattdessen beugte er sich tiefer, griff nach etwas.

Dann kam seine Stimme, dumpf: „Er ist nicht hier.“

Unruhe raste übers Deck. „Wie – nicht hier?“

„Weg,“ brüllte einer der beiden anderen von oben. „Kein Körper. Kein Blut. Nur das da.“

Sie hielten etwas hoch. Von unten konnten wir's kaum sehen, nur dass es flatterte: ein Stück Seil, ausgefranst, zerrissen, als hätte etwas es durchgebissen. Und daneben hing ein Fetzen Stoff, der mal zu einem Hemd gehört haben musste.

Mehr nicht. Kein Fuß, keine Hand, kein Schrei mehr. Nur Spuren, die nirgends hinführten.

„Er kann nicht gesprungen sein,“ murmelte einer unten, „so hoch...“ Doch die See schwieg. Kein Platschen, kein Aufruhr, nichts als Stille.

Die Männer kletterten wieder herunter, langsamer, als trügen sie eine Last, die schwerer war als der Junge selbst. Als sie wieder auf Deck standen, war klar: Er war nicht gefallen, er war nicht gesprungen. Er war geholt worden. Von wem – oder was – wusste keiner.

Und das machte's schlimmer als jede Leiche.

Die Männer standen eng beisammen, die Köpfe gesenkt, die Augen leer. Keiner wollte den anderen ansehen, keiner wollte fragen, was wir alle dachten: *Was nimmt da oben einen Mann, ohne Spuren zu hinterlassen?*

Da trat der Kapitän an die Reling. Nicht hastig, nicht schwer, sondern so ruhig, als sei es ein weiterer Abend ohne Besonderheit. Seine Pfeife glomm, Rauch

kringelte sich in die Nacht. Er stellte sich so, dass der Wind den Rauch nach außen trug, hinaus aufs Meer, als wolle er ihn jemandem schicken.

Wir warteten, ob er Befehle brüllte. Ob er uns zusammenschiss oder beruhigte. Aber er sah nur nach oben, in den leeren Mastkorb, dann hinunter auf die See. Lange, schweigend, als lausche er einem Gespräch, das nur er verstehen konnte.

Schließlich sprach er. Nicht laut, nicht für alle, aber doch so, dass jedes Ohr ihn hörte:

„Oben hört man zuerst, was unten noch kommt.“

Das war alles. Keine Erklärung, kein Trost. Nur dieser Satz, schwer wie ein Anker.

Die Männer schwiegen, noch stiller als zuvor. Manche starrten ihn an, andere wichen zurück, als hätten sie mehr Angst vor seinen Worten als vor dem Mastkorb selbst.

Der Kapitän drehte sich, ging zurück an seinen Platz, die Pfeife im Mund, als sei nichts geschehen. Doch sein Satz blieb zurück wie ein Fluch. Denn wir wussten, was er meinte: Der Junge war kein Unfall. Er war ein Vorbote.

Und wenn der Mastkorb zuerst schreit, dann schreit das Deck irgendwann nach.

Seit jener Nacht war der Mastkorb kein Ausguck mehr. Er war ein Galgen. Jeder, der hinauf sollte, wusste es.

Die Männer mieden die Höhe, so lange es ging. Befehle wurden langsamer befolgt, Blicke huschten nervös nach oben, wo der Korb schwarz gegen die Sterne hing. Selbst am helllichten Tag, wenn die Sonne gnadenlos brannte, lag über dem Mastkorb ein Schatten, den kein Licht wegbrennen konnte.

Wurde einer geschickt, zögerte er. Manche brauchten einen Tritt, andere einen Schluck Rum, bevor sie die Taue anfassten. Und wenn sie dann oben saßen, hielten sie den Atem an, wagten kaum, sich zu bewegen. Als lauschten sie, ob der Wind wieder flüstert.

Das Wort „Schrei“ fiel nicht mehr. Es wurde umschrieben, verdrängt, totgeschwiegen. Aber in jedem Blick lag's. In jeder Geste, in jedem nervösen

Lachen. Wir wussten: Der nächste Laut würde kommen. Vielleicht nicht heute, vielleicht nicht morgen – aber er würde kommen.

Manche behaupteten, sie hörten nachts Schritte oben, leise, gleichmäßig. Andere schworen, ein Schatten habe im Korb gehockt, auch wenn niemand dort war. Wir lachten nicht mehr darüber. Denn keiner wollte beweisen, dass es falsch war.

Von da an war jede Wache ein Todesurteil. Nicht sofort, nicht sicher – aber ein Los, das gezogen werden konnte. Jeder Schritt die Sprosse hinauf war ein Gebet, das keiner laut sprach.

Und das Schlimmste: Wir alle warteten. Nicht ob, nur wann. Wann der nächste Schrei kam. Und ob er menschlich sein würde – oder nicht.

### Schwarze Segel gegen den Mond

Die Nacht war zu hell, um ehrlich zu sein. Der Mond stand wie ein blanker Teller am Himmel, schimmernd, fast spöttisch, und warf sein Licht übers Meer, bis das Wasser aussah wie eine spiegelnde Fläche aus kaltem Metall. Kein Wind, keine Wolke, nichts, das die Stille brach. Es war diese Art von Ruhe, die jedem Seemann den Magen umdrehte, weil sie zu perfekt war, zu sauber, zu glatt.

Die Männer standen verteilt auf Deck, manche mit den Händen tief in den Taschen, andere an die Reling gelehnt. Keiner sprach viel. Jeder spürte, dass die Nacht etwas im Bauch hatte, das noch nicht geboren war.

Und dann sahen wir's.

Am Horizont, dort wo der Mond die Linie des Meeres schnitt, tauchte ein Schatten auf. Erst klein, so klein, dass man meinte, es sei nur ein Fleck im Auge. Doch er wuchs, langsam, gleichmäßig. Ein Dreieck, dann zwei, dann drei. Segel.

Aber keine weißen. Keine grauen. Schwarz. Tiefschwarz, als hätten sie jedes Licht in sich verschluckt. Keine Schattierung, kein Schimmer, nur reines Dunkel. Sie standen gegen den Mond wie Narben auf einer Haut, die nie heilen wird.

Einer der Jungen flüsterte: „Segel...“ und seine Stimme brach, als hätte er ein Wort gesagt, das nicht gesagt werden durfte.

Die Männer drängten sich an die Reling, starrten hinaus. Und je länger wir sahen, desto klarer wurde: Das war kein normales Schiff. Kein Wind trieb diese Segel, kein Wasser brach an ihrem Bug. Sie glitten, still, wie ein Schatten, der beschlossen hatte, sichtbar zu werden.

Das Schiff mit den schwarzen Segeln kam näher. Und der Mond schien heller, als wollte er es uns nicht nur zeigen, sondern uns dazu zwingen, hinzusehen.

Und keiner von uns wagte, den Blick abzuwenden.

Es dauerte nicht lange, bis das Flüstern begann. Keiner wollte laut sprechen, keiner wollte dem Mond zu viel sagen – aber die Worte fanden trotzdem ihren Weg, huschend von Mund zu Mund.

„Schwarze Segel,“ murmelte einer, „die bringen kein Heim.“

„Kein Schiff mit solchem Tuch ist je zurückgekehrt,“ flüsterte ein anderer, und er sprach's, als wäre es ein altes Gebet, das man nicht gern wiederholt.

„Das ist der Tod selbst,“ sagte ein Dritter, und seine Stimme zitterte, obwohl er sonst nie Angst zeigte.

Die Jungen waren die Ersten, die bleich wurden. Ihre Augen starrten groß und leer auf den Horizont, als sähen sie ein Tier, das ihren Namen schon kannte. Manche wichen zurück, schoben sich tiefer ins Schatteneck, als hofften sie, dort unsichtbar zu sein.

Die Alten aber – die lachten nicht, spotteten nicht, fluchten nicht. Sie standen still, die Gesichter hart, die Blicke tief. Sie wussten, was die Jungen nur ahnten: Schwarze Segel sind kein Zufall. Sie sind ein Zeichen.

Einer erzählte von einem Schiff, das vor Jahren im Kanal gesichtet wurde. Schwarze Segel, groß und still, und am Morgen war es verschwunden – samt zwei anderen Schiffen, die zur selben Zeit in See stachen.

Ein anderer schwor, er habe als Kind gehört, dass schwarze Segel nur den sehen, der sie auch verdient hat.

Und so wuchs die Furcht wie Schimmel in feuchtem Holz. Jeder hatte plötzlich eine Geschichte, jeder hatte schon einmal von ihnen gehört. Und jeder wusste: Kein Märchen hält sich so lange, wenn nicht etwas Wahres dran ist.

Keiner fragte laut, was wir alle dachten. *Warum uns?*

Doch der Mond gab keine Antwort. Er strahlte nur heller, als wollte er uns auslachen.

Das Schiff mit den schwarzen Segeln blieb nicht am Horizont. Es glitt näher, langsam, stetig, so sicher, als wäre der Ozean nur für es gemacht. Kein Wind trieb es, kein Segel schlug, keine Welle brach an seinem Bug. Es fuhr nicht wie Schiffe fahren. Es glitt wie ein Schatten, der beschlossen hatte, Form anzunehmen.

Die Männer hielten die Luft an. Selbst die, die sonst jede Gefahr mit einem Fluch begrüßten, standen still. Kein Husten, kein Räuspern, kein Spucken. Nur Augen, die das Dunkel verfolgten, das sich größer und größer über die Fläche schob.

Das Mondlicht ließ das Tuch der Segel glänzen, aber nicht wie normales Tuch. Es wirkte nicht gewebt, nicht genäht. Eher wie Haut. Schwarz, gespannt, voll von einem Gewicht, das nicht von dieser Welt war. Und während es näherkam, schien es das Licht selbst zu verschlucken, als trüge es die Nacht in sich, egal wie hell der Himmel war.

„Warum hört man’s nicht?“ flüsterte einer neben mir. Und er hatte recht. Kein Knarren, kein Schlagen, kein Klatschen von Wellen. Normalerweise kündigt ein Schiff sich an – Holz, das ächzt, Wasser, das sich teilt. Aber hier war nichts. Nur Stille.

Es war, als glitte es nicht über das Meer, sondern durch etwas anderes. Als sei das Wasser nur eine Kulisse, die es ignorierte.

Und mit jedem Meter, den es näherkam, wuchs die Angst. Nicht, weil es uns bedrohte, sondern weil es uns spiegelte: Ein Schiff, das wie wir aussah – nur leerer, dunkler, endgültiger.

Der Mond stand hinter ihm, groß und hell, und die Segel schnitten sich wie schwarze Klängen durch sein Licht.

Und ich schwöre dir, Kamerad: In diesem Augenblick war es, als sähe der Himmel selbst uns an – und er gefiel sich nicht in dem, was er sah.

Das Schiff kam so nah, dass wir die Umrisse erkennen konnten. Ein Rumpf, schwarz wie Teer, ohne Licht, ohne Laternen. Nur der Mond, der seine Kanten nachzog wie Kreide auf Schiefer. Es fuhr still neben uns her, als sei es schon immer da gewesen.

Die Männer drängten sich an die Reling. Manche hielten die Luft an, andere murmelten Gebete, die sie seit Jahren nicht mehr über die Lippen gebracht

hatten. Einer spie ins Meer, doch selbst das Platschen hörte sich gedämpft an, als wolle das Wasser nichts stören.

Und dann sahen wir sie.

Gestalten. Schatten auf dem Deck des fremden Schiffs. Sie standen reglos, Schulter an Schulter, wie eine Mannschaft, die nicht atmete. Keine Gesichter, nur Konturen – und doch... jeder schwor, er erkenne etwas.

„Das ist Borke,“ flüsterte einer, „sieh nur, die Schultern...“

„Unsinn,“ fauchte ein anderer, doch seine Stimme brach. „Das bin ich.“

Und tatsächlich, je länger man hinsah, desto mehr schien es, als starteten wir auf uns selbst. Wie Spiegelbilder, verzerrt, in schwarzes Tuch gehüllt. Manche schworen, ihre eigenen Bewegungen dort zu sehen, leicht versetzt, als zöge das andere Schiff die Fäden unserer Körper.

Kein Laut kam von drüben. Kein Befehl, kein Schrei, kein Gruß. Nur das stille Nebeneinander. Zwei Schiffe, die sich musterten – oder vielmehr: Eines, das uns zeigte, wie wir enden würden.

„Es sind wir,“ flüsterte der Norweger, „nur... schon drüben.“ Er presste die Hände gegen die Reling, als wolle er sich selbst festhalten.

Das Meer zwischen uns war glatt, zu glatt, als hätte es gewusst, dass kein Wellenschlag diesen Anblick stören durfte.

Und ich schwöre dir, Kamerad: In dieser Stille hörte ich mein eigenes Herz schlagen – aber ich war nicht sicher, ob es mein Herz war oder das meines Spiegelbilds dort drüben.

Wir starrten hinüber, das Herz in der Kehle, die Hände klamm an den Relings. Die Schatten dort drüben standen noch immer, reglos, wie eine Statue aus Fleisch, das längst nicht mehr atmete. Doch plötzlich – Stimmen.

Kein Ruf, kein Schrei, kein Lied. Es war leiser. Wie ein Raunen, das über das Wasser glitt. Kein Wind trug es, keine Kehle sprach es – und doch hörten wir's.

„Kommt...“

„Wir warten...“

„Ihr seid schon bei uns.“

Manche hielten sich die Ohren zu, andere lachten nervös, als könne ein Lachen den Laut brechen. Aber es half nichts. Die Stimmen krochen in die Köpfe, nicht in die Luft. Sie waren nicht draußen, sie waren drinnen.

Und die Schatten auf dem fremden Deck? Sie bewegten sich nun doch. Langsam, kaum sichtbar. Ein Kopf, der sich drehte. Ein Arm, der zuckte. Ein Schritt, der nach vorn ging. Es war nichts Deutliches, nichts Greifbares – und genau das machte es schlimmer. Denn jeder von uns schwor, er sah sich selbst dort drüben. Dieselbe Haltung, derselbe Gang, nur... leerer.

„Das sind wir,“ hauchte Kröte, „das sind wir, wenn’s vorbei ist.“  
Keiner widersprach. Wie auch? Wer wollte sagen, dass er sein eigenes Gesicht nicht wiedererkannte, verzerrt im Mondlicht, gebrannt in schwarze Schatten?

Das Meer schwieg, das Holz knarrte, die Segel flatterten nicht. Alles stand still. Nur die Stimmen blieben, kalt, drängend, ohne Klang – und trotzdem lauter als jeder Sturm.

Und wir begriffen: Das da war kein Feind, kein Fremder. Es war ein Spiegel. Ein Blick in die Zukunft, in der wir schon längst verzeichnet waren.

Während wir noch starrten, die Hände schwitzig an der Reling, trat der Kapitän vor. Nicht hastig, nicht brüllend – er glitt durch uns hindurch, als hätte er genau gewusst, wann sein Moment war.

Er blieb stehen, den Blick nach drüben gerichtet. Die Pfeife hing in seinem Mund, der Rauch stieg langsam, krümmte sich in der kalten Luft. Er bewegte sich nicht, kein Finger, kein Muskel. Nur seine Augen, die das andere Schiff musterten, als läse er ein altes Buch, dessen Worte er längst kannte.

Wir warteten, ob er uns ein Zeichen gab. Ein Befehl, ein Schrei, irgendetwas, das uns erklärte, ob wir kämpfen oder fliehen sollten. Doch er tat nichts. Er stand nur da, die Narbe quer über seiner Brust glänzte im Mondlicht, als sei sie selbst eine Linie, die beide Schiffe verband.

Dann sprach er. Leise. Trocken. Ohne eine Silbe zu verschwenden:

„Das ist der Spiegel. Das, was kommt.“

Die Worte fielen, schwer wie Blei. Keiner wagte zu fragen, was er meinte. Wir wussten es alle. Das Schiff dort draußen war kein Fremder, kein Feind. Es war wir. Wir, wenn der Weg zu Ende ging. Wir, wenn das Meer uns endgültig verschluckte.

Der Kapitän zog an seiner Pfeife, blies den Rauch hinaus, als hätte er seinen Teil gesagt, und drehte sich wieder ab. Keine Erklärung, kein Trost. Nur dieses Urteil, das uns allen wie ein Stein in den Bauch fiel.

Von da an sprach keiner mehr. Denn was willst du sagen, wenn du dich selbst schon sterben siehst?

Als die Nacht sich legte und der Morgen graute, war das Schiff verschwunden. Kein Schatten mehr am Horizont, kein Segel gegen das Licht. Nur das Meer, weit und leer, so glatt, als hätte es nie etwas getragen außer uns.

Die Männer suchten mit den Augen, gierig, verzweifelt fast. Manche starrten ins Grau, bis ihre Lider flackerten, andere fluchten, weil sie nicht glauben wollten, dass etwas so Lautloses einfach fort sein konnte. Doch es war fort. Verschwunden, als wäre es nie da gewesen.

Und trotzdem war es da. In unseren Köpfen. Schwarze Segel gegen den Mond. Jeder von uns sah sie noch, jedes Mal, wenn er die Augen schloss. Sie standen hinter den Lidern wie eingebrannt, wie ein Bild, das du nicht löschen kannst.

Wir sprachen kaum. Ein paar versuchten, es ins Lächerliche zu ziehen. „War nur 'ne Laune des Mondes.“ – „Ein Schatten im Nebel.“ Aber keiner glaubte das. Nicht einmal sie selbst. Das Schweigen war stärker, schwerer, ehrlicher.

Von nun an wussten wir: Der Himmel kann dich warnen. Und wenn er's tut, dann nicht, damit du's abwendest – sondern damit du's erwartest.

Der Kapitän rauchte, sagte nichts. Er musste nichts sagen. Sein Satz vom Abend hing noch in uns: „*Das ist der Spiegel. Das, was kommt.*“

Und so fuhren wir weiter. Das Meer war ruhig, die Segel voll. Doch über allem, über jeder Planke, jedem Tau, hing dieses Bild. Schwarze Segel im Mondlicht. Ein Versprechen, dass das Ende schon längst unterwegs war.

## Kein Kapitän in Sicht

Der Morgen kam grau und müde, wie jeder andere. Die Sonne kletterte träge über den Rand der Welt, das Meer lag flach und still, und doch war etwas anders. Es dauerte, bis wir's merkten. Erst war's nur ein Gefühl, ein Ziehen im Bauch, als ob das Schiff selbst etwas vermisste. Dann fiel's einem auf:

Der Kapitän war nicht auf Deck.

Normalerweise stand er da wie ein Fels, Pfeife im Mund, die Narbe quer über die Brust, der Blick auf den Horizont, ob Sturm oder Flaute. Er brauchte keine Worte, keine Gesten – seine bloße Anwesenheit reichte, um Ordnung zu halten. Aber an diesem Morgen war da nichts. Nur die Reling, leer.

Zuerst tat's keiner kund. Einer sah sich um, ein anderer hustete, wieder einer tat, als müsse er ein Tau richten. Doch nach und nach fiel's allen auf. Kein knapper Befehl, kein Schweigen, das schwerer wog als ein Donner.

„Er schläft noch,“ murmelte einer, zu laut, zu schnell. Aber alle wussten, dass der Kapitän nie schlief, wenn wir wachten. Ein anderer grinste unsicher: „Vielleicht sitzt er in der Kajüte, raucht.“ Doch kein Rauch hing über Deck, kein vertrauter Geruch von verbranntem Tabak.

Es breitete sich aus wie Frost: die Unruhe. Männer, die eben noch stumm gearbeitet hatten, sahen sich um, immer öfter, immer länger. Einer spähte in den Himmel, als könnte der Alte dort oben auf einem Stern sitzen. Ein anderer klopfte auf die Planken, als sei er im Holz verschwunden.

Doch was fehlte, war nicht nur ein Mann. Es fehlte das Gewicht, das alles zusammenhielt. Ohne ihn war das Schiff plötzlich zu groß, zu leer. Jeder Schritt hallte lauter, jede Bewegung schien fehl am Platz.

Und so standen wir da, im Morgenlicht, und wussten: Etwas war abhandengekommen. Kein Wind, kein Segel, kein Tau konnte das ersetzen. Der Kapitän war nicht in Sicht – und das bedeutete mehr, als wir auszusprechen wagten.

Es dauerte nicht lange, bis das Schweigen zerbrach. Erst ein Räuspern, dann ein Flüstern, dann ein halber Satz, der wie ein Messer durchs Deck glitt.

„Er ist über Bord.“

Alle Augen richteten sich sofort auf den Sprecher. Er zuckte nur mit den Schultern, so, als habe er nichts gesagt. Aber das Wort hing jetzt in der Luft, schwerer als ein Kanonenkugel.

„Unsinn,“ knurrte einer, „der geht nicht über Bord. Nicht freiwillig.“  
„Vielleicht hat ihn jemand gestoßen,“ flüsterte ein anderer zurück, und sofort wich jeder einen Schritt vom nächsten.

Doch das war nur der Anfang. Bald sprudelten die Gerüchte wie Ratten aus einem Fass.

„Er hat sich dem Meer verkauft, schon vor Jahren,“ sagte Kröte, die Stimme dünn, die Augen glasig. „Hab ich immer gewusst. Die Narbe – das war kein Schnitt, das war ein Siegel.“

„Oder er ist nie echt gewesen,“ murrte ein anderer, „nur ein Schatten, der sich unsere Gestalt geliehen hat.“

„Er ist noch hier,“ wisperte der Schotte. „Nur nicht sichtbar. Er sieht uns. Er prüft uns. Von irgendwo.“

Das war das Schlimmste: die Vorstellung, dass er gar nicht weg war. Dass er uns von den Segeln aus beobachtete, vom Holz, vom Wasser selbst. Jeder Blick zum Horizont, jeder Knarren der Planken schien plötzlich sein Auge, sein Ohr, sein Atem.

Und so schwoll das Raunen an, immer leiser, immer giftiger. Keiner wusste, was mit ihm geschehen war – und genau das fraß uns auf. Denn jeder glaubte etwas anderes. Und jeder glaubte, der andere log.

Der Kapitän war nicht in Sicht. Aber in unseren Köpfen war er größer denn je.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu suchen. Einer begann, die anderen folgten, und bald krochen wir über das ganze Schiff wie Spürhunde, jeder mit dem gleichen Gedanken: *Vielleicht finden wir ihn. Vielleicht nur ein Zeichen.*

Wir fingen bei der Kajüte an. Die Tür stand angelehnt, was schon falsch war – der Kapitän ließ sie nie offen. Innen war's dunkel, stickig. Der Tisch: leer, bis auf ein paar Krümel Tabak. In der Schale lag Asche, noch frisch, als hätte er vor einer Stunde gezogen. Aber kein Rauch, kein Mensch. Nur der Geruch, der hängen blieb wie ein Geist.

Einer schwor, er habe einen Abdruck im Staub gesehen, einen Stiefeltritt, der Richtung Tür zeigte – und dann war der Abdruck weg, abgebrochen, als sei der Schritt mitten in der Luft verhallt.

Wir suchten weiter. Den Bug, das Heck, die Luken. Männer hoben Planken, spähten in Kisten, als könne er sich wie eine Katze in der Enge verbergen. Aber da war nichts. Nur das Knarren des Holzes, nur das Meer, das gegen den Rumpf schlug.

Am Steuer: leer. Das Rad stand still, als sei es seit Stunden nicht berührt worden. Normalerweise war immer ein Rest seiner Präsenz da, ein Gewicht, ein Blick, eine Pfeife im Mundwinkel. Jetzt – nichts.

Das Schlimmste aber war, wie groß das Schiff ohne ihn wirkte. Jeder Gang, jede Luke schien länger, weiter, leerer. Der Platz, wo er sonst stand, klaffte wie ein Loch, das kein Tau füllen konnte.

„Er ist nicht mehr hier,“ murmelte einer, die Stimme brüchig. „Nicht mehr... bei uns.“

Doch ein anderer schüttelte den Kopf, blass wie Kalk. „Er ist hier. Überall. Gerade weil wir ihn nicht finden.“

Und so standen wir auf Deck, keuchend von der Suche, aber leerer als zuvor. Wir hatten Spuren gefunden – Asche, Abdrücke, Kleinigkeiten. Aber keinen Kapitän.

Das war schlimmer, als hätten wir ihn über Bord treiben sehen.

Es dauerte keine Stunde, bis das Schweigen brach und die Stimmen hart wurden. Einer musste das Steuer halten, das war klar. Aber wer?

„Ich sag’s euch,“ rief Borke, die Adern dick am Hals, „ich hab die stärksten Arme, ich kann das Rad halten, wenn der Sturm kommt. Es soll meiner Hand gehören!“

„Deine Hand?“, fauchte der Schotte, „du würdest uns in den Abgrund lenken, nur weil dein Magen nach Rum schreit.“

„Besser als dein Maul,“ knurrte Borke, und er packte den Schotten am Kragen.

Ein dritter mischte sich ein, der Spanier: „Wir brauchen keinen von euch beiden. Wir brauchen Vernunft, nicht Muskeln. Ich habe Karten gelesen, ich kenne Sterne.“ Doch sofort lachte einer spöttisch: „Karten? Sterne? Frag mal die See, was die davon hält!“

So ging es weiter, Stimmen über Stimmen, jede lauter, jede schärfer. Kleine Gruppen bildeten sich, Männer stellten sich hinter den, dem sie vertrauten –

oder von dem sie hofften, ein Stück Sicherheit zu bekommen. Rumflaschen wechselten die Besitzer, Hände wanderten zu Messern.

Das Steuer stand still, das Rad unbewegt, und doch war es das Zentrum, das uns spaltete. Jeder Blick wanderte dorthin, jeder Satz lief darauf hinaus. Wer es in die Hand bekam, hatte das Schiff – und damit uns.

„Wir teilen’s,“ schlug einer vor, „Tag für Tag ein anderer.“ Aber das Gelächter, das darauf folgte, war bitter. Niemand glaubte an geteilte Macht. Nicht auf See. Nicht in der Hölle, in die wir schon segelten.

Und so stand das Steuer leer, und doch war’s der begehrteste Platz. Ein Platz, für den Männer bereit waren, Blut zu vergießen.

Der Kapitän war fort – und sofort verwandelten wir uns. Keine Mannschaft mehr, keine Brüder. Nur ein Rudel, das knurrte, fletschte, sich bereit machte zu reißen.

Der Streit ums Steuer flackerte noch, da kam eine andere Furcht auf, leiser, aber tiefer. Einer murmelte sie zuerst, mit trockener Kehle:

„Vielleicht ist er gar nicht weg.“

Das Wort legte sich über uns wie Nebel. Keiner lachte, keiner widersprach. Stattdessen blickten wir uns um, als könnten die Planken selbst Augen haben.

„Er hört uns,“ wisperte der Schotte. „Jedes Wort. Er steht irgendwo, unsichtbar.“

„Unsinn,“ fauchte Borke, doch er sprach zu hastig, und seine Hand zitterte, als sie am Messergriff lag.

Von da an war jedes Knarren verdächtig. Jede schwingende Laterne, jedes leise Tropfen von der Reling klang wie ein Schritt, wie ein Atemzug. Manche schworen, sie hätten Rauch gerochen, den vertrauten Tabak, obwohl kein Feuer an Deck brannte. Andere sagten, sie hätten seinen Schatten gesehen, kurz, über das Steuer huschend.

Die Männer wurden stiller, nicht ruhiger. Still aus Angst, dass jedes Wort ihn verraten könnte. Rum wurde heimlich getrunken, Stimmen wurden zu Flüstern, Flüstern zu Schweigen. Es war, als sei das Schiff selbst zum Ohr geworden, und wir redeten kaum noch, weil wir fürchteten, der Kapitän höre alles – und urteile schweigend.

Einer wagte zu fluchen: „Wenn er da ist, soll er sich zeigen!“ Doch das Meer antwortete mit einem Schlag gegen den Rumpf, hart, dumpf, als ob etwas dagegen gestoßen wäre. Die Männer fuhren zusammen, und der Rufende verstummte, blasser als Salz.

Von da an wagte keiner mehr, den Alten herauszufordern. Und keiner wusste, was schlimmer war: dass er verschwunden war – oder dass er geblieben war.

Es war, als hätte jemand das Seil gekappt, das uns alle zusammenhielt. Ohne den Alten war das Schiff kein Schiff mehr – es war ein Käfig. Und wir waren die Wölfe darin.

Die Lager, die sich gebildet hatten, wurden härter. Man sah es in den Blicken: schmale Augen, gespannte Muskeln, Hände, die zu lange an Messern ruhten. Die Luft war nicht mehr nur stickig von Salz und Schweiß, sondern von Drohungen, unausgesprochen, aber schärfer als jede Klinge.

Der Schotte sammelte ein paar um sich, Männer mit flinken Fingern, die in der Dunkelheit tuschelten. Borke hielt die Starken bei sich, rohe Fäuste, die lieber schlugen als dachten. Dazwischen die Unruhigen, die hin- und hersprangen wie Ratten, mal da, mal dort, immer bereit, die Seite zu wechseln.

Jeder Schritt auf dem Deck klang wie ein Test. Wer wich wem aus, wer blieb stehen, wer grinste zu lange? Selbst ein Becher Rum konnte Funken schlagen, wenn er im falschen Moment gereicht wurde.

Ein paar beteten, leise, verstohlen, als wollten sie sich mit einem unsichtbaren Gott verbünden, den das Meer längst verschluckt hatte. Andere soff en, bis sie die Angst ertränkten, und stolperten lachend zwischen den Lagern umher, bis sie an den falschen Mann gerieten und das Lachen brach.

Und über allem hing dieses Schweigen, das keiner wagte zu brechen. Denn wir alle wussten: Ein falsches Wort, ein falscher Schritt, und es würde wieder losgehen.

Das Meer blieb ruhig, ja. Der Himmel klar. Aber auf dem Deck, im Bauch des Schiffs, war Sturm. Ein Sturm aus Blicken, Groll und Hunger. Kein Kapitän, kein Gesetz, nur Wölfe, die auf den ersten Befehl warteten, den keiner mehr geben wollte.

Und das Schiff knarrte dazu, lang und tief, als würde es sich freuen, dass wir genau das geworden waren, was es immer gewollt hatte.

Der Tag verging, doch der Alte kam nicht. Kein Schritt auf Deck, kein Rauch aus der Kajüte, kein Schatten am Steuer. Die Sonne sank, der Himmel färbte sich kupfern, und noch immer stand das Rad leer, unberührt, als hätte niemand je Hand daran gelegt.

Die Männer taten, als arbeiteten sie, doch jeder Blick wanderte dorthin. Das Steuer zog uns an wie ein Magnet, nicht weil wir's bedienen wollten, sondern weil es uns verhöhnte. Ein Rad ohne Hände – und ein Schiff, das trotzdem weiterglitt.

Einer murmelte: „Er kommt gleich raus.“ Ein anderer nickte, ohne es zu glauben. Wir alle starrten zur Kajüte, die Tür schwarz im Abendlicht, wie ein Maul, das jederzeit etwas ausspucken konnte. Doch es blieb still.

Die Stimmung wurde schwerer, je dunkler es wurde. Manche hielten ihre Messer blank, andere flüsterten Pläne, wer morgen das Rad in Anspruch nehmen würde. Doch keiner rührte es an. Nicht aus Furcht voreinander, sondern aus Furcht vor ihm. Denn vielleicht wartete er nur auf den, der es zuerst wagte.

Die Nacht fiel, und das Steuer stand da, groß und einsam. Der Platz, der immer gefüllt gewesen war, klaffte wie eine Wunde im Herzen des Schiffs. Und die Wunde blutete nicht – sie wartete.

Wir saßen im Dunkeln, jeder für sich, das Auge auf die Tür der Kajüte, als könnte sie jederzeit aufspringen. Aber sie tat es nicht. Kein Kapitän trat heraus.

Und das war schlimmer als jeder Sturm. Denn ein Schiff ohne Kapitän treibt. Und Treiben heißt, dass wir nicht mehr segeln – wir werden getragen. Wohin, das weiß nur das Meer.

## Karten sind Lügen, die See ist die Wahrheit

Es war am Morgen nach einer dieser Nächte, in denen keiner geschlafen hatte. Das Schiff trieb, das Steuer leer, und die Männer hatten nichts mehr, woran sie sich festhalten konnten – außer an Papier.

Also holten sie die Karten hervor. Einer trug sie unter dem Arm, als wären es Schätze, die noch etwas wert wären. Er breitete sie auf dem Tisch im schwankenden Licht der Laterne aus. Dünne Blätter, voller Linien, Kreise, winziger Zahlen und Namen, die so fremd klangen wie Götter, die keiner mehr anbetet.

Wir beugten uns darüber. Finger, schmutzig und rau, strichen über die Tinte, als könnten sie damit Land herbeizaubern. Hier, sagten die Linien, sei Küste. Dort, sagten die Kreise, lägen Inseln. Und da, mitten im Blau, sollte unser Schiff sein – ein kleiner Punkt, ein schwarzes Kreuz, von einer Hand gezeichnet.

Aber was war schon eine Hand gegen das Meer?

Die Karten flatterten im schwachen Wind, die Ecken fransig, die Tinte verschmiert. Manche Linien waren kaum zu erkennen, andere liefen ins Nichts. Und doch starrten wir darauf wie auf einen Spiegel, der uns sagen sollte, wer wir sind und wohin wir gehören.

Einer klopfte mit dem Finger auf eine Stelle. „Hier sind wir,“ sagte er. Ein anderer schüttelte den Kopf. „Unsinn. Hier ist nur Wasser. Ich hab nichts gesehen.“

„Dann hast du falsch geschaut.“

„Oder die Karte lügt.“

Es begann wie ein Zischen, kaum hörbar, aber es wuchs: das Misstrauen. Karten sollten Ordnung geben, doch sie wirkten wie das Gegenteil. Jeder Blick darauf machte die See nur größer, das Ziel ferner, die Reise sinnloser.

Und ich schwöre dir, Kamerad: Während wir über die Blätter gebeugt saßen, hörte ich das Meer knarren, tief und satt, als lache es. Lache über unsere Linien, unsere Kreuze, unsere armseligen Versuche, die Unendlichkeit in Tinte zu pressen.

Die Karten waren auf dem Tisch. Aber die Wahrheit lag draußen, schwarz und endlos.

Die Männer starrten auf die Blätter, als könnten sie darin Trost finden, doch je länger sie sahen, desto weniger stimmte.

„So sah die Küste nie aus,“ knurrte der Schotte und stocherte mit dem Finger auf eine geschwungene Linie. „Hier sollte Land sein. Ich hab da nur Wasser gesehen, tagelang.“

„Vielleicht bist du blind,“ fauchte Borke zurück. „Die Karte lügt nicht.“  
„Doch,“ mischte sich Kröte ein, das Gesicht fettig glänzend, „sie lügt. Sie hat sich verändert. Gestern war diese Insel hier nicht eingezeichnet.“

Das Papier knisterte in seinen Händen. Die Männer beugten sich tiefer, schworen, die Linien seien verschoben, manche dicker, manche dünner geworden. Einer behauptete, er habe den Namen eines Hafens noch nie gesehen – und während er sprach, wirkte es fast, als sei die Schrift blasser, als wolle sie gleich verschwinden.

„Vielleicht war’s nie eine richtige Karte,“ murmelte der Spanier, „sondern nur ein Bild, das uns an der Nase herumführt.“

„Oder sie zeigt nur, was das Meer will,“ raunte ein anderer, und die Stille nach seinen Worten war schwer wie Blei.

Denn das Meer unter uns widersprach jeder Linie. Kein Horizont passte, keine Strömung, kein Stern, den wir noch sicher deuten konnten. Es war, als lachte die See über das dünne Papier, als bliese sie uns mitten ins Gesicht: *Ihr könnt mich nicht zeichnen. Ich lasse mich nicht halten.*

Manche begannen, das Papier zu knüllen, als könne man das Meer damit bestrafen. Andere glätteten es panisch, als wollten sie die Ordnung festhalten, bevor sie ganz zerfloss.

Und ich sah es selbst, Kamerad: Die Linien hatten keine Wahrheit. Sie waren Tinte, mehr nicht. Und Tinte verblasst.

Das Meer aber bleibt.

Wir versuchten es trotzdem. Was blieb uns übrig? Einer legte den Finger auf das Papier, zog eine Linie über das Blau. „So fahren wir. Drei Tage, dann ist Land.“ Der Steuermann nickte, legte das Rad fest, und wir hielten den Kurs.

Doch das Meer lachte.

Am ersten Tag glaubten wir noch, auf dem richtigen Weg zu sein. Sterne über uns, der Kompass zitternd, aber treu. Doch am Morgen danach sah alles gleich aus: dieselbe Weite, dieselbe Stille. Kein Land, kein Zeichen, nichts.

Am zweiten Tag schwor einer, er habe eine Küste gesehen. Ein grauer Strich am Horizont, fest, klar. Wir steuerten darauf zu, die Herzen klopfen schneller. Doch je näher wir kamen, desto mehr löste sich der Strich auf, bis nichts blieb als Nebel, der sich über das Wasser legte und wieder verschwand. Die Karte zeigte Land. Die See zeigte Hohn.

Am dritten Tag wurde es schlimmer. Der Steuermann hielt das Rad fest, schwor, wir hielten den Kurs wie eingezeichnet. Doch das Meer führte uns zurück. Am Abend sahen wir eine kleine Insel, ein karger Fels mit ein paar Möwen drauf. Wir markierten sie, froh über einen Anhaltspunkt. Doch am nächsten Morgen lag dieselbe Insel wieder steuerbord – als wären wir im Kreis gefahren, ohne es zu merken.

Die Karten sagten: Vorwärts. Die See sagte: Zurück.

Einer riss das Papier vom Tisch, knüllte es in der Faust und schleuderte es über Bord. Es trieb auf den Wellen, schimmerte weiß im Mondlicht – und verschwand dann, als hätte es die See gierig verschluckt.

„Sie frisst die Lügen,“ murmelte einer, die Stimme kaum hörbar. „Und sie frisst uns gleich mit.“

Von da an wussten wir: Jeder Strich auf dem Papier ist nur Spott. Das Meer selbst malt unsere Wege – und es benutzt keine Tinte.

Nach der dritten vergeblichen Fahrt platzte das Schweigen. Die Männer waren aufgebracht, jeder suchte Schuld und Richtung zugleich. Die Karten, die noch auf dem Tisch lagen, waren zerknittert, feucht, von Salzwasser gesprenkelt. Sie sahen schon aus wie Müll, und trotzdem klammerte sich ein Teil der Crew daran, als wären sie ein Heiligtum.

„Wir müssen ihnen folgen,“ rief der Spanier, mit dem Finger auf die Linien schlagend. „Sonst irren wir ewig! Die Karten sind alles, was uns bleibt.“  
„Alles, was uns bleibt?“ brüllte Borke. „Die Karten haben uns betrogen! Drei Tage fahren wir im Kreis wie Hunde, und du nennst das einen Weg?“

Das Geschrei schwoll an. Manche schworen auf die Karten, sagten, ohne sie seien wir verloren wie Blinde im Sturm. Andere schrien zurück, dass nur die See

selbst die Wahrheit sagt: Sterne, Strömung, der Geschmack des Windes. „Das hat uns früher getragen,“ knurrte der Schotte, „nicht euer verdammtes Papier.“

Bald standen sie einander gegenüber, zwei Lager, die Hände an Messern, die Schultern gespannt. Jeder Satz war Drohung, jedes Wort ein Funke. Einer hielt eine Karte hoch, als wolle er sie wie eine Fahne schwenken. Der andere griff schon nach der Laterne, als wolle er sie anzünden und verbrennen.

Das Steuer stand dazwischen, leer, ein Rad ohne Hände. Jeder wollte's, keiner durfte's. Und über allem lachte das Meer, tief und leise, mit seinem gleichmäßigen Schlagen gegen den Rumpf.

Wir segelten nicht mehr. Wir irrten. Nicht, weil die See uns verfluchte – sondern weil wir uns selbst stritten, ob wir ihr trauen durften.

Und so wurde jede Richtung zur Waffe. Nach Karte, nach Stern, nach Instinkt – alles war Streit, alles war Gefahr.

Das Meer sah zu. Und es hatte Zeit.

Der Streit hielt an, bis einer plötzlich den Kopf hob und leise sagte: „Der Alte... der brauchte nie Karten.“

Stille. Für einen Augenblick verstummten die Stimmen, und wir alle wussten, er hatte recht. Der Kapitän hatte nie ein Blatt Papier in der Hand gehalten. Er stand am Steuer, die Pfeife im Mund, die Augen auf den Horizont, und das Schiff folgte. Kein Zirkel, kein Kompass, kein Finger auf einer Linie. Nur sein Blick.

„Er las die See,“ murmelte der Schotte, „als wär's ein Buch, das nur er versteht.“

„Oder die See las ihn,“ widersprach Kröte mit heiserem Lachen.

Die Erinnerung machte die Karten noch armseliger. Dünnes, flatterndes Papier gegen ein Mann, dessen Schweigen reichte, um uns durch Nebel, Sturm und Flaute zu führen. Kein Wunder, dass sie jetzt wirkten wie Kinderzeichnungen.

Einer schwor, der Kapitän habe mit der See selbst gesprochen. Nicht mit Sternen oder Strömungen, sondern mit dem Wasser, mit dem Salz, mit dem Wind. „Er wusste, wo's langgeht, weil das Meer's ihm sagte.“

„Dann hat's ihm jetzt auch gesagt, dass wir ohne ihn nichts sind,“ knurrte ein anderer, und der Satz blieb hängen wie ein Fluch.

Die Männer starrten wieder auf die Karten, doch jetzt waren sie nicht mehr nur nutzlos – sie waren Verrat. Sie erinnerten uns daran, dass wir nie selbst gelenkt hatten. Dass wir nur gefolgt waren.

Und so hing sein Schatten über uns, schwerer als je zuvor. Nicht weil er da war, sondern weil er fehlte.

Die Karten konnten ihn nicht ersetzen. Und das wussten wir alle.

Es begann mit einem Windstoß, unscheinbar, wie ein Hauch über den Segeln. Dann ein zweiter, stärker, schärfer. Die Karten auf dem Tisch flatterten, als hätten sie Angst. Einer legte noch die Hand drauf, doch der Wind riss stärker, schlug ins Segel, ließ das Holz knarren wie ein Tier, das erwacht.

Der Himmel verdunkelte sich, Wolken türmten sich wie Mauern, und ehe wir's begriffen, war der Sturm über uns. Regen peitschte, das Meer bäumte sich, das Schiff ächzte in jedem Nagel. Die Karten flogen hoch, wirbelten durch die Luft, dünne Blätter gegen ein unendliches Maul.

Einer sprang hinterher, griff nach einem Blatt, stolperte, fiel beinahe über Bord. „Lasst sie!“ brüllte der Schotte, doch keiner hörte. Jeder versuchte, wenigstens ein Stück zu retten, als hinge darin unser Leben. Doch die See wollte sie. Und die See bekam sie.

Die Böen rissen die Blätter davon, eins nach dem anderen, schleuderten sie hoch, zerrissen sie, warfen sie ins Wasser. Wir sahen sie treiben, weiß, zerknüllt, durchnässt, bis sie sanken, verschluckt, als wären sie nie gewesen.

Als der Sturm sich legte, lagen wir keuchend auf Deck, die Segel zerfetzt, das Holz nass, das Salz in den Augen. Keine Karte war geblieben. Nicht eine.

Nur das Meer, das uns umgab. Breit, tief, gleichgültig.

Und da wussten wir: Die See hat uns die Wahrheit gezeigt. Kein Strich, keine Linie, keine Hand kann sie zwingen. Wer versucht, sie zu malen, verliert.

Sie lachte, ja. Im Schlagen der Wellen hörte ich's deutlich: ein Hohngelächter, das uns sagte, was wir längst hätten wissen müssen.

*Die Karte ist Lüge. Die See ist die Wahrheit.*

Als der Sturm sich endlich gelegt hatte, blieb nichts zurück außer Trümmern – und Leere. Die Segel flatterten zerrissen, das Holz war aufgesogen vom Regen,

und wir selbst hockten auf Deck wie geprügelte Hunde. Doch schlimmer war: Kein Papier mehr. Keine Karte. Kein Strich, kein Kreuz, kein Stück Tinte, das uns noch sagen konnte, wohin wir gehörten.

Die Männer starrten aufs Meer, jeder für sich. Kein Wort, kein Fluch, nicht mal ein Husten. Nur dieses Schweigen, in dem man merkte, dass jeder im Kopf dasselbe dachte: *Jetzt sind wir ganz in den Händen der See.*

Einer murmelte: „Vielleicht ist es besser so.“ Ein anderer schlug ihm sofort die Faust in die Rippen, aber nicht aus Wut – eher, um das eigene Zittern zu übertönen. Denn die Wahrheit war: Er hatte recht.

Wir waren nackt. Keine Linien, keine Sicherheit, keine Illusion mehr. Nur Wasser, Salz, Wind.

Die See glitzerte im Morgenlicht, glatt und ruhig, als hätte sie uns nur eine Lektion erteilt. Und sie war gnadenlos klar: Alles, was wir zeichnen, ist Lüge. Alles, was wir glauben, ist Täuschung.

Wir hatten uns eingeredet, Karten seien Macht. Doch sie waren nur Krücken, und die See hatte sie uns weggetreten, um zu zeigen, wie schwach wir wirklich standen.

Von da an wagte keiner mehr, von Karten zu reden. Niemand fragte nach Kursen oder Linien. Wir starrten nur hinaus, Augen brennend, Herzen schwer, und wussten: Der Ozean hatte uns entkleidet bis auf die Knochen.

Und vielleicht, Kamerad, war das das Ehrlichste, was er je getan hat.

### Hände voller Salz, Herzen voller Galle

Der Sturm hatte uns durchgekaut und wieder ausgespuckt, und zurück blieb ein Schiff, das mehr Löcher hatte als Stolz. Die Segel hingen in Fetzen, das Deck war nass und voller Scherben, und die Pumpen ächzten, weil das Wasser im Bauch nicht weichen wollte. Arbeit also, endlos, schwer, scharf wie Salz im offenen Fleisch.

Die Männer packten an, nicht aus Pflicht, sondern weil sie sonst abgesoffen wären. Mit bloßen Händen zogen sie Taue ein, die rau waren wie Schmirgel. Jeder Knoten riss an der Haut, jedes Tau brannte in den Handflächen. Bald

waren Finger aufgerissen, Nägel gesplittert, und Salz legte sich in die Wunden, biss sich tief ins Fleisch, bis jeder Griff wie Feuer war.

Keiner jammerte laut. Aber das Knurren, das Keuchen, das stumme Zähneknirschen – das war schlimmer. Wir flickten Segel, wir stopften Planken, wir schöpften Wasser mit Eimern, die zu schwer wurden, sobald sie nur halb voll waren. Jeder Tropfen war eine Last, jeder Handgriff ein Urteil.

Die Sonne kam raus, gnadenlos, und brannte das Salz noch tiefer in die Haut. Bald klebten die Hemden an den Körpern, durchtränkt von Schweiß, Blut und Meer. Hände schwollen an, röteten sich, und doch mussten sie weiterarbeiten. Kein Arzt, kein Trost, kein Ende.

Und das Salz lachte. Es kratzte nicht nur die Haut auf – es kroch tiefer. Jeder Griff an ein Tau war ein Schwur, dass wir nicht mehr Menschen waren, sondern Teile des Schiffs. Kaputte Werkzeuge, die trotzdem benutzt wurden.

Am Abend waren die Hände wund, geschwollen, roh. Männer hielten sie vorsichtig, als trügen sie glühende Kohlen, aber morgen würden sie dieselben Seile wieder anfassen, dieselben Planken schlagen, dieselben Wunden neu öffnen.

Das Meer hatte uns nicht ertränkt – es hatte uns zu Arbeitstieren gemacht. Und das Salz in unseren Händen war der Beweis.

Die Arbeit hörte nicht auf, und der Schlaf kam nicht. Wenn einer die Augen schloss, war da das Knarren der Pumpen, das Tropfen von Wasser im Bauch des Schiffs, das Reiben der Taue wie Flüstern. Selbst im Halbschlaf war keine Ruhe. Jeder Traum war nur eine Verlängerung der Qual: Wasser schöpfen, Segel flicken, Holz schlagen. Wir wachten auf mit dem Gefühl, niemals geschlafen zu haben.

Die Augen der Männer wurden rot, die Lider schwer, die Körper taumelten. Manche hielten sich kaum auf den Beinen, griffen nach Seilen, nur um nicht umzufallen. Doch sie mussten weiter. Das Schiff verlangte es. Und das Schiff nimmt, was es braucht – ob wir wollen oder nicht.

Mit der Müdigkeit kam der Zorn. Erst klein, in leisen Sticheleien. „Du arbeitest zu langsam.“ – „Halt die Klappe, ich schufte mehr als du.“ Doch jedes Wort war ein Funke. Schon warf einer dem anderen einen Eimer vor die Füße, schon knallte eine Faust gegen eine Schulter.

Rum half nicht. Rum machte's schlimmer. Einer kippte sich den Rest einer Flasche in den Hals, um den Schlaf zu erzwingen, doch der Schlaf kam nicht. Stattdessen kamen die Flüche, lauter, härter. Bald gab es kein Singen mehr, kein Lachen, keine Geschichten von alten Fahrten. Nur noch Knurren. Nur noch Zähne.

Und so hingen wir zusammen auf diesem schwankenden Sarg, jeder müde bis in die Knochen, jeder voll Wut, die keinen Ausweg fand. Wir waren wie Hunde an derselben Kette, die sich gegenseitig in den Hals beißen, weil sie sonst wahnsinnig würden.

Die Müdigkeit nagte, der Zorn kochte, und das Meer sah zu. Ruhig, still, breit. Es wusste: Wir erledigen die Arbeit für es selbst.

Es gibt nichts Grausameres als Salz in offener Haut. Nicht die Klinge, nicht die Faust, nicht mal der Hunger. Salz ist geduldiger. Es setzt sich fest, Tag für Tag, Tropfen für Tropfen, bis die Wunde nicht mehr zu heilen wagt.

Unsere Hände waren längst keine Hände mehr. Sie waren aufgequollene Klumpen, rot, rissig, voller kleiner Schnitte. Jeder Griff ans Tau ließ die Fasern tiefer schneiden, jedes Plankenschlagen brannte wie Feuer. Und das Meer, das uns ständig übergoss, spülte kein Leid weg – es hielt es am Leben.

Manche wickelten ihre Finger in Lumpen, doch die wurden nur nass, klebten sich in die Wunden und machten's schlimmer. Andere ließen's einfach laufen, bissen die Zähne zusammen, während Salzkrusten an ihren Handflächen trockneten. Jeder Händedruck, jeder Griff an ein Werkzeug fühlte sich an, als würde man Dornen packen.

Das Salz hörte nicht an den Händen auf. Es kroch in die Haut, legte sich in jede Schramme, jedes aufgeplatzte Knie, jeden Riss in den Lippen. Wir schmeckten es, wenn wir atmeten, wir rochen es, wenn wir einander nahe waren. Ein Gestank nach Meer, aber nicht frisch – faul, alt, wie Fässer, die zu lange in der Sonne standen.

Es machte uns zu wandelnden Fässern, gefüllt mit Salz und Galle. Die Augen brannten, die Münder waren trocken, und selbst das Wasser, das wir tranken, schmeckte nach Metall und Salz. Kein Tropfen war rein. Alles war durchzogen von dem gleichen Geschmack: bitter, scharf, endlos.

Manchmal rieben Männer über ihre Wunden, als könnten sie das Salz herauspressen. Doch es lachte nur, setzte sich fester. Salz heilt nichts. Es konserviert. Es hält das Verrotten am Leben.

Und so wurden wir selbst zu halben Fischen – Haut aufgeweicht, Herzen durchzogen von Bitterkeit. Menschen waren wir schon lange nicht mehr. Nur noch Fleisch, das langsam in Lake eingelegt wurde.

Es war nicht nur das Salz, das uns auffraß. Es war das, was es in uns zurückließ: Bitterkeit. Die Hände konnten kaum noch zupacken, die Haut war wund, doch schlimmer waren die Blicke. Sie wurden schärfer, giftiger, als suchte jeder in den Augen des anderen ein Alibi für den eigenen Schmerz.

Essen? Kaum noch genug. Ein Stück Brot wurde so betrachtet, als wäre es Gold. Jeder Bissen, jeder Tropfen Wasser ging mit einem Blick einher, misstrauisch, hart, feindlich. „Du hast mehr genommen.“ – „Lüg nicht.“ – „Zeig deinen Beutel.“ Worte wie Messer, flach, aber spitz genug, um Blut zu ziehen.

Keiner traute mehr dem anderen. Wir hatten aufgehört, Brüder zu sein. Wir waren Gefangene, die sich gegenseitig belauerten. Selbst beim Schlafen klammerten Männer ihre Decken an sich, als könnten sie darin noch etwas retten. Manche hielten ihr Messer offen in der Hand, als Kopfkissen.

Gerede über Kameradschaft war längst tot. Wer einem half, tat's nicht aus Güte, sondern aus Berechnung: „Wenn ich ihm den Eimer abnehme, schuldet er mir.“ Jede Geste war Handel, kein Menschliches mehr.

Manche flüsterten, einer stiehlt in der Nacht. Andere schworen, sie hätten gesehen, wie jemand sein Wasser nicht teilte. Ob's stimmte oder nicht – egal. Der Gedanke genügte. Das Gift war schon in uns.

Es war, als hätten wir Salz im Herzen statt Blut. Bitter, scharf, brennend. Jeder Schlag darin pumpte mehr Misstrauen durch die Adern, bis nichts Gutes mehr übrig blieb.

Wir sahen einander nicht mehr als Männer, sondern als Hindernisse. Hindernisse auf einem Schiff, das ohnehin unterging. Und das Meer? Es schwieg. Es ließ uns machen. Denn es wusste: Wir würden uns selbst verzehren, noch bevor die Wellen uns holen.

Es fing an mit Kleinigkeiten. Es fängt immer mit Kleinigkeiten an.

Ein Becher Wasser, der zu lange in der Hand des einen blieb. Ein Stück Brot, das zu groß aussah im Mund des anderen. Ein Platz in der Hängematte, den einer beanspruchte, obwohl er nie „sein“ Platz gewesen war.

Die Worte waren kurz, scharf, wie Funken im Stroh. Und dann flogen die Fäuste.

Keiner schlug, um zu gewinnen. Sie schlugen, um zu spüren. Um all das Salz, das in den Wunden brannte, aus den Knochen zu treiben. Der Schotte warf den Spanier gegen eine Planke, der Spanier spuckte Blut und lachte, bis er mit einem Messer in der Hand zurückfiel.

Rum machte's schlimmer. Er ging um wie Gift, in schmalen Schlucken, heimlich getauscht, heimlich gestohlen. Wer ihn trank, wurde lauter, brutaler, ein Funke mehr in einem Fass, das längst übertoll war. Lachen klang dabei wie Bellen, Schreien wie Heulen.

Manche Prügeleien endeten schnell – ein blutiges Gesicht, ein aufgeschlagener Arm, dann Stille. Andere dauerten, bis das Deck rot war, bis Männer atemlos zusammenbrachen und nur noch fluchten, weil sie keine Kraft mehr hatten zu schlagen.

Doch egal wie's ausging: jeder dieser Ausbrüche ließ etwas zurück. Ein Misstrauen, das tiefer ging. Ein Blick, der nie mehr Bruder war, sondern Wolf.

Und jedes Mal, wenn Blut auf die Planken tropfte, brannte das Salz darin. Es zischte nicht, aber wir spürten's. Als freue sich das Meer, noch ein Stück von uns in sich aufzusaugen.

Das Schiff war kein Schiff mehr. Es war eine Arena. Und wir kämpften nicht gegen Sturm oder Haie – wir kämpften gegen uns selbst.

Mitten in all den Streitereien blieb die Kajüte des Kapitäns still. Die Tür geschlossen, kein Schritt, kein Rauch, kein Laut. Nur dieses Schweigen, das schwerer wog als jede Peitsche.

Die Männer raunten. Erst leise, dann lauter, so wie Ratten, die merken, dass die Katze nicht mehr durchs Loch schaut.

„Er macht's absichtlich,“ murmelte der Schotte. „Er will sehen, wie wir zerfallen.“

„Uns brechen, einer nach dem anderen,“ fauchte der Spanier. „Bis nur noch die Harten übrig sind.“

„Oder er ist längst fort,“ knurrte Borke, „und wir spielen hier Theater für ein Publikum, das’s nicht mehr gibt.“

Doch keiner glaubte dem anderen. Jeder Satz brachte nur neue Zweifel, neue Wut. Manche schworen, sie hätten nachts Schritte gehört, direkt hinter der Kajütentür. Andere, sie hätten Rauch gerochen, als wäre die Pfeife wieder an. Einer sagte sogar, er habe im Traum den Kapitän reden gehört: „Macht weiter. Ich sehe euch.“

Wir wussten nicht, ob wir belauscht wurden oder nur unser eigener Wahnsinn sprach. Doch sicher war: Sein Schweigen hielt uns mehr im Griff als jedes Kommando.

Jeder Schlag, jeder Streit, jedes Messer, das gezogen wurde – immer war da die Frage: *Sieht er das? Will er das? Hat er uns längst zum Spielzeug gemacht?*

Und das Schweigen gab nie Antwort. Es ließ uns kochen, schwitzen, zerfressen. Genau das, was Salz tut, wenn’s ins Fleisch kriecht: Es hält alles am Leben, länger, bitterer, härter.

Der Kapitän sprach nicht. Aber er war da. Vielleicht in der Kajüte. Vielleicht im Holz. Vielleicht in uns.

Und das Schweigen war die härteste Peitsche von allen.

Am Ende des Tages standen wir da wie Gestrandete, obwohl das Meer uns noch trug. Die Hände wund, aufgequollen, voller Risse, Salzkrusten über jeder Wunde. Es war, als hätten wir das Meer selbst in die Haut gerieben, und es ließ uns nicht mehr los.

Doch schlimmer waren die Herzen. Schwer, schwarz, bitter. Jeder Schlag darin war keine Hoffnung, sondern Galle, die durch die Adern floss. Wir redeten kaum noch, und wenn, dann nur, um einander zu schneiden. Kein Wort mehr ohne Gift, kein Blick mehr ohne Misstrauen.

Wir hatten aufgehört, eine Mannschaft zu sein. Brüder? Längst vergessen. Wir waren nur noch Schatten von Männern, die im gleichen Käfig hockten. Jeder wartete, dass der andere stolperte, fiel, schwächer wurde – damit er selbst einen Tag länger atmen konnte.

Das Salz hatte unsere Körper zerfressen, die Galle unsere Seelen. Und zwischen uns lag nichts als eine Stille, die schärfer war als jedes Messer.

Oben hing der Himmel, weit, leer, gleichgültig. Unten knarrte das Meer, geduldig, hungrig. Wir waren keine Seefahrer mehr. Wir waren Beute, die sich selbst zerfleischte, bevor der Jäger kam.

Und so endete der Tag: mit Händen voller Salz, Herzen voller Galle. Kein Lied, kein Gebet, kein Trost. Nur die Gewissheit, dass der nächste, der fällt, nicht vom Meer genommen wird – sondern von uns.

### Das Mädchen mit dem zerfetzten Kleid

Der Morgen brach still herein. Kein Wind, kein Schrei einer Möwe, nur graues Licht, das über das Meer kroch, als wolle es das Dunkel nicht vertreiben, sondern nur dünner machen. Das Schiff trieb, müde wie wir, und die Männer standen zerzaust an der Reling, jeder mit Salz in den Händen, Galle im Herzen.

Da sah einer etwas. Erst nur ein Punkt im bleiernen Wasser. Er rieb sich die Augen, blinzelte, stieß den Nebenmann an. „Da... siehst du's?“

Wir starrten hinaus. Ein Stück Treibgut vielleicht, dachten wir. Ein Brett, ein Fass, ein Rest von einem Schiff, das das Meer schon gefressen hatte. Doch es bewegte sich. Nicht wie Holz im Strom, sondern wie etwas, das noch Leben in sich trug.

Als wir näher kamen, erkannten wir es: Eine Gestalt, klein, schmal, klammerte sich an ein Stück Wrack. Schwarze Haare klebten nass am Gesicht, ein Kleid, zerrissen, flatterte schwach im Wind, als wolle es selbst noch nach Hilfe rufen.

„Ein Mädchen,“ hauchte einer, ungläubig. „Mitten hier draußen...“

Die Männer drängten sich an die Reling, Augen groß, Münder offen. Manche fluchten, andere lachten nervös, als sei's ein schlechter Scherz. Aber der Schatten blieb, die Gestalt blieb, und das Meer schob sie langsam näher, als würde es sie uns bringen.

Wir warfen Taue, einer sprang sogar ins Wasser, packte sie, zog sie an Bord. Sie war schwer, trotz ihrer Zierlichkeit, schwer wie Holz, das zu lange im Wasser gelegen hat. Ihre Lippen waren blau, ihre Augen halb geschlossen, doch sie lebte. Ihr Atem war flach, aber er war da.

Wir legten sie aufs Deck, tropfend, bebend. Und das Kleid, zerrissen, hing an ihr wie ein letzter Fetzen von etwas, das einmal schön gewesen sein musste.

Das Meer schwieg, als hätte es uns eine Antwort gegeben, die wir nicht verlangt hatten.

Und wir standen drum herum, die Hände voller Salz, die Herzen voller Galle – und wussten nicht, ob das, was wir da aus dem Wasser gezogen hatten, Rettung war. Oder Fluch.

Wir scharten uns um sie wie hungrige Hunde um ein Stück Fleisch, das niemand zu berühren wagte. Sie lag da, regungslos, die Haut bleich wie das Licht des Morgens, die Lippen bläulich, das Kleid zerfetzt bis auf die Fäden. Wasser tropfte aus ihren Haaren, rann über das Deck, mischte sich mit dem Salz, das schon dort klebte.

„Sie atmet,“ murmelte einer, kniete sich hin, legte die Hand an ihren Hals.

„Flach, aber sie atmet.“

„Dann ist sie ein Wunder,“ flüsterte der Junge Vogel, mit Augen so groß wie Segel.

„Ein Wunder?“ Borke lachte hart, bitter. „Das Meer schenkt keine Wunder. Wenn es dir etwas gibt, dann will es doppelt zurück.“

Die Stimmen überschlugen sich. Manche wollten sie sofort in die Kajüte tragen, sie wärmen, füttern, retten. Andere sagten, wir sollten sie gleich wieder ins Wasser werfen, bevor sie uns das Unglück ins Schiff trug.

„Ein Mädchen mitten hier draußen?“ knurrte der Schotte. „Das ist keine Zuflucht. Das ist ein Zeichen.“

„Ein Zeichen wofür?“ fragte einer.

„Für das, was kommt,“ war die Antwort – und sie ließ die Luft schwerer werden als jeder Sturm.

Wir hoben sie schließlich hoch, zwei Männer an den Armen, einer an den Beinen. Sie war leichter, als man meinen konnte, fast als bestünde sie nur noch aus Kleid, Knochen und Wasser. Sie murmelte etwas, unverständlich, vielleicht ein Name, vielleicht nur das Meer, das durch ihre Zähne sprach.

Wir trugen sie hinunter, ins Zwielicht des Schiffsbauchs. Manche kreuzten sich, andere lachten nervös, wieder andere starrten nur, als hätten sie etwas gesehen, das sie lieber nie gesehen hätten.

Auf Deck blieb das Wasser zurück, wo sie gelegen hatte. Eine Pfütze, die sich langsam in die Ritzen sog. Manche schworen, das Wasser sei dunkler gewesen als das Meer selbst.

Und so kam sie an Bord. Nicht durch Einladung, nicht durch Willen – das Meer hatte sie uns gegeben. Und kein Mann wusste, ob wir besser getan hätten, das Geschenk zu verweigern.

Wir legten sie in den Bauch des Schiffs, dort, wo es dunkler war als auf Deck, wo nur eine schwache Laterne schaukelte. Sie lag auf alten Decken, die längst nach Schweiß und Teer rochen, und doch schien sie kaum zu merken, was um sie herum war. Ihre Lider flatterten, die Lippen murmelten, aber kein klares Wort kam heraus.

Einer reichte ihr Wasser. Sie trank, langsam, mit kleinen Zügen, als müsse sie sich erst erinnern, wie man's macht. Ein paar Bissen Brot folgten, und wir starrten ihr zu, als wäre jeder Schluck eine Entscheidung über unser eigenes Schicksal.

Sie sprach nicht. Nicht richtig. Nur manchmal, wenn das Schiff knackte, wenn die Planken sangen, hob sie den Kopf, als lauschte sie auf etwas, das nur sie hörte. Ihre Augen – groß, dunkel, tief – huschten über uns hinweg, ohne uns wirklich zu sehen. Es war, als blickte sie durch uns hindurch, hinaus ins Meer, in eine Ferne, die wir nicht kannten.

Die Männer wurden unruhig. Manche sahen in ihr ein Zeichen der Rettung. „Das Meer gibt uns zurück, was es genommen hat,“ sagte Vogel, fast ehrfürchtig. Andere flüsterten, sie sei ein Unglücksvogel, eine Botin von dem, was kommt. „Kein Mädchen treibt hier draußen allein,“ knurrte der Schotte. „Das Meer spuckt nichts aus, außer es will dich treffen.“

Sie blieb still, und doch schien ihr Schweigen lauter als jedes Wort. Selbst Kröte, der sonst jedes Loch mit Geplapper stopfte, wurde stumm, wenn er neben ihr saß.

Und während das Schiff weitertrieb, veränderte sich etwas in der Luft. Es war nicht nur Salz und Galle mehr. Da war ein anderer Geruch, ein anderes Gewicht. Ein Gefühl, dass sie nicht einfach nur ein Mensch war, den wir gerettet hatten – sondern etwas, das uns geprüft hat.

Sie sprach nicht. Sie brauchte es nicht. Ihre Augen sagten genug: *Ich weiß mehr, als ihr wissen wollt.*

Keiner konnte sie ignorieren. Sie lag im Bauch des Schiffs, still, mit zerzausten Haaren und dem Kleid, das mehr Fetzen war als Stoff – und doch war sie in aller Köpfen.

Die Männer redeten. Erst heimlich, dann offen, jeder mit seiner eigenen Wahrheit.

„Sie ist eine Überlebende,“ sagte Vogel, voller Glanz in den Augen. „Das Meer hat sie uns zurückgegeben. Sie ist Hoffnung.“

„Hoffnung?“ fauchte der Schotte. „Das Meer spuckt keine Hoffnung aus. Es spuckt Flüche. Sie ist ein Unglücksvogel.“

„Unsinn,“ mischte sich Kröte ein, „sie ist 'ne Hexe. Sie hat Augen, die alles sehen. Habt ihr's nicht gemerkt? Wenn sie dich anschaut, weiß sie, was du denkst.“

Bald wuchsen die Geschichten wie Schimmel im feuchten Holz. Manche schworen, sie hätten sie im Schlaf reden hören, in Sprachen, die keiner kannte. Andere behaupteten, sie habe im Dunkeln geleuchtet, nur für einen Atemzug, aber genug, um den Schweiß auf ihre Stirn zu treiben.

Das Schiff teilte sich wieder in Lager. Die einen wollten sie beschützen, als wäre sie ein Schatz, den das Meer uns anvertraut hatte. Sie gaben ihr Wasser, Brot, sprachen leise mit ihr, als könnten sie durch sie selbst gerettet werden. Die anderen wollten sie loswerden. „Über Bord mit ihr, bevor sie uns alle verflucht,“ hieß es, die Stimmen hart, voller Angst, die nach Mut klang.

Und dazwischen die Gierigen, die sie ansahen wie ein Stück Fleisch, das der Hunger begehrte. Ihre Blicke waren keine Brüderblicke mehr, sondern das Hecheln von Hunden, die sich noch zurückhalten, aber schon sabbern.

So wurde sie mehr als nur ein Mädchen mit einem zerfetzten Kleid. Sie wurde ein Spiegel für all das, was wir längst in uns trugen: Hoffnung, Angst, Gier.

Und jeder wusste: Bald würde einer die Hand nach ihr ausstrecken. Nicht aus Güte. Sondern aus Hunger.

Sie schwieg lange, tagelang fast. Saß im Zwielflicht, trank Wasser, riss das Brot mit zitternden Fingern auseinander, ohne ein einziges Wort. Doch dann kam es, so beiläufig, dass uns allen die Haut kalt wurde.

Kröte hatte gerade seine ewige Leier begonnen, über Hunger, Durst, das Meer, das uns hasst. Er schlug mit der Faust gegen die Planke, brüllte: „Noch einen

Tag so, und ich spring selbst!“ Da hob sie den Kopf, sah ihn an mit Augen, schwarz wie Pech – und flüsterte:

„Du wirst nicht springen, Kröte. Du wirst an einem Tau sterben.“

Stille. Eiskalt. Niemand hatte seinen Namen gesagt, niemand hatte ihn ihr erzählt. Doch sie sprach ihn, leise, sicher, ohne Zögern. Kröte erstarrte, als hätte sie ihn mit einem Messer geritzt.

Ein Raunen ging durch die Männer. „Sie weiß es... sie weiß es!“ Vogel wich zurück, als hätte sie Feuer gespien. Borke knurrte: „Ein Trick. Einer hat’s ihr gesagt.“ Doch wir wussten alle, dass keiner das konnte.

Später sprach sie wieder, noch leiser. Sie blickte auf das Deck, als könnte sie hindurchsehen. „Das Holz knackt, weil’s zu viel trägt. Es will Blut, um leichter zu werden.“

Die Männer hielten den Atem an. Sie sprach von Dingen, die keiner wissen konnte, nicht sie, nicht wir. Es war nicht Wissen, es war, als höre sie Stimmen, die wir nicht hören durften.

Von da an schwieg sie wieder, doch es war zu spät. Die Saat war gelegt. Jeder Blick, den sie warf, jedes Zucken ihrer Lippen war ein Orakel. Wenn sie den Kopf drehte, wich man zurück, aus Angst, sie könne ein weiteres Geheimnis offenbaren.

Und in jedem Herzen lag die Frage: Woher wusste sie das? Hatte sie es im Wasser gelernt? Hatte der Kapitän es ihr ins Ohr geflüstert? Oder sprach das Meer selbst durch sie?

Sie war kein Mädchen mehr. Sie war ein Rätsel. Und Rätsel machen Männer verrückt.

Nach ihren Worten war keiner mehr derselbe. Manche hielten Abstand, als sei sie aus Gift gemacht. Andere starrten sie an, als könnten sie aus ihrem Blick das Ende der Reise ablesen. Doch am schlimmsten war das Flüstern, das sich breitmachte – nicht über sie, sondern über ihn.

„Vielleicht hat der Kapitän sie geschickt,“ raunte einer.

„Er selbst hat sie aus dem Meer gehoben, uns zum Test,“ murmelte der Schotte.

„Oder sie ist sein Pfand,“ zischte Kröte, noch immer bleich von ihrer Prophezeiung. „Sein Preis für uns. Wir zahlen ihn, nicht er.“

Die Männer erinnerten sich an seine Narbe, an das Schweigen, an die Pfeife, die nie erlosch. Und jetzt lag da dieses Mädchen, kaum mehr als Haut und Knochen, und wusste Dinge, die sie nicht wissen konnte. Für viele war die Rechnung einfach: Sie gehörte zu ihm. Ob als Botin, als Werkzeug oder als Beweis, dass er uns noch immer im Griff hatte – das machte keinen Unterschied.

Sie schwieg, wenn wir sie fragten. Kein „Ja“, kein „Nein“. Nur dieses Blinzeln, langsam, sicher, als wüsste sie mehr, als wir ertragen konnten. Und manchmal, wenn das Schiff knarrte, hob sie den Kopf, als lauschte sie einer Stimme, die wir nicht hören durften.

Das machte's schlimmer. Denn je weniger sie sagte, desto mehr füllten wir selbst die Lücken. Jeder Satz über sie war auch ein Satz über ihn. Und je mehr wir redeten, desto mehr spürten wir, dass er nie fort war.

So wurde sie zum Schatten des Kapitäns. Ein stilles Omen, das mitten unter uns saß, mit Augen, die uns durchbohrten, und einem Kleid, das im Wind flatterte wie eine Warnung.

Und egal, was sie war – sie gehörte nicht uns. Sie gehörte ihm.

Der Abend kam, schwer und rot, das Meer glänzte kupfern, und das Schiff ächzte, als trüge es mehr als nur uns. Sie saß am Bug, stumm, die Knie an die Brust gezogen. Keiner hatte sie gebeten, dorthin zu gehen. Sie war einfach gegangen, barfuß, als gehörte ihr das Deck.

Ihr Kleid, zerfetzt, hing in Fetzen an den Knochen, flatterte im Wind. Nicht stark, nicht stolz, eher wie ein altes Segel, das seine Farbe verloren hat, aber trotzdem noch Kraft hat, den Kurs zu ändern. Wir sahen ihr zu, und es war, als flatterte nicht Stoff – sondern ein Zeichen.

Manche murmelten, sie sei ein Omen. Andere schwiegen, die Augen fest auf das Kleid geheftet, als könnten sie darin lesen wie in einer Karte, die mehr wusste als unsere jemals. Keiner wagte, sie zu berühren, keiner wagte, ihr den Rücken zu kehren.

Der Wind spielte mit dem Kleid, ließ es schlagen, mal wie eine Fahne, mal wie ein Leichentuch. Und wir alle fühlten es: Sie war nicht mehr einfach ein Mädchen. Sie war ein Versprechen. Oder eine Drohung.

Der Schotte spuckte ins Meer, leise, fast ehrfürchtig. „Das ist kein Zufall,“ murmelte er. „Das Meer wirft dir nichts an Bord, was nicht sein muss.“

Und Vogel, der Junge, flüsterte nur: „Vielleicht führt sie uns. Vielleicht fort. Vielleicht tiefer.“

Doch keiner glaubte an Rettung. Nicht wirklich. Wir wussten, ihr Kleid flatterte nicht für uns – es flatterte für das Meer.

Und so endete der Tag: mit einem Fetzen Stoff im Wind, der mehr sagte als tausend Worte. Und mit Männern, die begriffen, dass sie kein Mensch mehr war.

Sie war ein Omen. Und wir waren ihr Schiff.

### Einmal noch Land unter den Stiefeln

Es war einer dieser Morgen, die grau begannen und doch heller wirkten, weil wir längst an Dunkel gewöhnt waren. Die See lag still, der Himmel blass, und das Schiff trieb, als hätte es selbst keine Richtung mehr. Die Männer schlepten sich über Deck, müde, wund, jeder mit Salz in den Händen und Bitterkeit im Bauch.

Da brach ein Schrei aus der Höhe.

„Land!“

Er riss uns auf wie ein Schlag. Köpfe flogen hoch, Augen weiteten sich, Münder öffneten sich. Einen Herzschlag lang glaubte keiner, was er gehört hatte. Dann rief er wieder, lauter, fester, aus dem Mastkorb:

„Land! Ich seh’ Land!“

Das Wort allein reichte. Es war wie Feuer im Pulverfass. Männer rannten zur Reling, drängten sich, stießen einander weg, reckten die Hälse, als könnten sie den Horizont erzwingen. Und da war es – ein Strich, kaum sichtbar, dort, wo Himmel und Wasser sich küssten. Ein dunkler Schatten, dünn wie Rauch, aber fest genug, dass man ihn nicht mehr wegblinzeln konnte.

Ein Rauschen ging über das Deck, kein Wind, kein Segelknarren – es war das Rauschen von Stimmen, die alle zugleich dasselbe flüsterten: „Land.“ Manche lachten, heiser, verrückt, als hätten sie das Wort vergessen und gerade neu erfunden. Andere weinten, die Hände vors Gesicht geschlagen, als sei der Anblick zu viel.

Einige knieten nieder, küssten das nasse Holz, als hätten sie schon Erde unter den Lippen. Andere spien über Bord, grinnten, schrien Flüche in den Wind, so wild, dass es fast wie Dankgebet klang.

Und doch – tief im Bauch blieb ein Stachel. Denn das Meer hatte uns schon oft betrogen. Schatten, Nebel, Inseln, die zu nichts zerfielen. Aber diesmal... diesmal war es größer. Dunkler. Fester.

„Land,“ murmelte einer, „einmal noch Land unter den Stiefeln.“

Und in diesem Satz lag alles: Hoffnung, Angst, und die Gewissheit, dass, wenn es kein Traum war, das Land uns entweder retten oder endgültig verschlingen würde.

Kaum war das Wort „Land“ über unsere Lippen gegangen, brach ein anderes Fieber aus. Es war nicht der Blick auf die Küste, der uns packte – es war das, was sie in unseren Köpfen auslöste.

„Erde,“ murmelte Vogel, der Junge, mit glasigen Augen. „Fester Boden. Nicht dieses verfluchte Schwanken.“ Er kniete nieder und schlug die Hände aufs Deck, als könne er schon den Sand darunter fühlen.

Kröte fing an zu reden, laut, viel zu laut: von Tavernen, von Bier, das kalt aus Fässern läuft, von Tischen, die nicht kippen. Seine Stimme zitterte, doch das Zucken in seinen Lippen war echt – er schmeckte es fast schon.

Andere sprachen von Frauen. Von Haaren, die nicht nach Salz rochen, von Haut, die nicht aufgerissen war vom Wind, von Stimmen, die nicht fluchten, sondern lachten. Sie lachten mit, dreckig und gierig, aber es war ein Lachen, das wie eine Erlösung klang.

Manche murmelten von Erde selbst – vom Geruch von feuchtem Boden nach Regen, von Gras, das die nackten Füße kitzelt. Ein paar erinnerten sich an Wälder, an das Knacken von Zweigen, an das Echo von Stimmen zwischen den Bäumen. Dinge, die für uns längst so fern waren wie ein Märchen.

Das Salz in den Händen brannte härter, nur weil wir uns vorstellten, wie's wäre, sie in Dreck zu reiben, in Schlamm, in Staub, in irgendetwas, das kein Meer war.

Einer schwor, er würde, sobald er festen Boden unter den Stiefeln hatte, sich hinwerfen und nicht mehr aufstehen, egal wer ihn tritt. Ein anderer flüsterte: „Ich will nur den Gestank von Teer und Tang abwaschen und einmal den Geruch von Erde im Atem haben.“

Die Gespräche wurden lauter, drängender, fiebriger. Und je mehr sie redeten, desto mehr fraß sich das Sehnen in uns hinein.

Wir segelten noch, ja. Aber in unseren Köpfen waren wir schon dort. Schon an Land. Schon in einer anderen Welt.

Und das war die größte Gefahr. Denn das Meer hört, wenn man es vergisst.

Wir hielten den Kurs, als wäre das Schiff selbst erwacht. Jeder Handgriff, der eben noch müde war, wurde schneller, härter, gieriger. Taue wurden gezogen, Segel gesetzt, Ruder ins Wasser gestoßen – alles mit einem einzigen Ziel: den schwarzen Strich am Horizont größer werden zu lassen.

Und er wuchs. Stunde um Stunde. Aus dem dünnen Schatten wurde eine Kante, aus der Kante ein Rücken, aus dem Rücken eine ganze Küste. Erst nur grau, dann grün, dann braun. Bäume reckten sich, feine Linien gegen den Himmel, ein Hügel zog sich breit, und am Fuß lag etwas, das wie Strand aussah – hell, fast golden.

„Land,“ murmelte der Schotte, diesmal nicht zweifelnd, sondern hungrig. Seine Augen glitzerten, als hätte er schon beide Füße tief im Sand. Vogel weinte offen, Tränen liefen über sein Salzgesicht, und keiner lachte ihn aus.

Doch je näher wir kamen, desto mehr veränderte sich das Meer. Es wurde unruhig, nicht wie ein Sturm, sondern wie ein Tier, das nicht will, dass man seinen Bau betritt. Kleine Wellen schlugen gegen den Rumpf, härter, häufiger. Ein Knarren lief durchs Schiff, tief, dumpf, als wollte es uns warnen.

„Es gefällt ihm nicht,“ murmelte einer, und alle wussten, was er meinte. Das Meer mochte es nicht, dass wir ihm den Rücken kehren wollten. Es drückte gegen uns, zerrte, versuchte uns zu halten.

Aber wir drängten weiter, starrten nur noch nach vorn, auf das Land, das immer klarer wurde. Wir sahen schon den Schimmer des Strands, das Dunkel der Wälder, die Hügel, die uns wie Rücken von schlafenden Riesen vorkamen.

Noch ein Stück. Nur noch ein Stück, sagten wir uns, und dann würden wir festen Boden unter den Stiefeln haben.

Doch in jedem Schlag der Wellen hörte ich's: ein Grollen. Kein Sturm, kein Donner – sondern ein Knurren. Das Meer knurrte uns an.

Wir warfen den Anker, und er rasselte ins Wasser wie ein Schrei. Das Schiff ächzte, kam zur Ruhe, und die Männer hielten den Atem an. Vor uns lag es: Küste. Greifbar, echt, nah.

Boote wurden klar gemacht. Hände zitterten an den Rudern, nicht vor Angst, sondern vor Gier. Jeder wollte der Erste sein, der den Boden berührte, der Erste, der nicht mehr schwanken musste. Wir stiegen ein, stapften ins knarrende Holz, und die Boote setzten sich in Bewegung.

Das Meer schob uns, langsam, widerwillig. Jeder Ruderschlag war schwer, das Wasser drückte dagegen, als wollte es uns zurückholen. Doch wir kamen näher, Meter für Meter. Der Strand wuchs, der Sand glänzte, und bald roch man ihn sogar – nicht das Salz, nicht das Teerige des Schiffs, sondern etwas anderes. Trocken, fremd, wie Staub.

Dann berührte das erste Boot Grund. Ein dumpfer Stoß, ein Ruck. Männer sprangen hinaus, stolperten, stolperten weiter, bis sie knietief im Wasser standen. Und dann – Sand.

Füße sanken ein, schwer, weich, warm. Manche knieten sofort nieder, warfen sich mit dem Gesicht in den Boden, küssten den Sand, als wäre er ein Altar. Andere lachten, wild, schrill, wie Hunde, die endlich aus dem Käfig dürfen. Wieder andere standen nur da, starrten auf den Strand, als hätten sie vergessen, wie Erde aussieht.

Einer griff nach einer Handvoll Sand, ließ ihn durch die Finger rinnen, lachte und weinte zugleich. „Land,“ stammelte er, „echtes Land.“

Doch trotz der Freude hing etwas Schweres in der Luft. Das Land war still. Zu still. Keine Möwen, keine Schreie, kein Rascheln. Nur Sand, Bäume, Hügel – unbewegt, als warteten sie.

Wir waren angekommen. Einmal noch Land unter den Stiefeln. Aber keiner wusste, ob wir hier Gäste waren. Oder Opfer.

Wir standen im Sand, barfuß oder in Stiefeln, und erwarteten Geräusche, wie man sie vom Land kennt: Vogelrufe, Insekten, Rascheln im Gras. Aber da war nichts. Nur unser eigenes Keuchen, unser Lachen, unser Fluchen – und dann wieder Stille.

Die Bäume standen da wie gemalt. Kein Blatt bewegte sich, obwohl ein Wind vom Meer kam. Dunkle Stämme, dicht an dicht, eine Wand aus Grün und

Braun, die uns ansah, ohne uns einzulassen. Hinter ihnen ein Hügel, kahl, hart, wie ein Buckel, der die Welt teilte.

Wir wagten uns ein Stück weiter. Der Sand war weich, fast zu weich, wie Pulver. Manche knieten, gruben die Hände hinein, ließen ihn durch die Finger rieseln, als könnten sie so prüfen, ob er echt war. Andere traten misstrauisch auf, jeder Schritt vorsichtig, als fürchteten sie, der Boden könnte nachgeben.

„Wo sind die Vögel?“ fragte einer, zu laut. Niemand antwortete.  
„Keine Spuren,“ murmelte der Schotte, der sich auf die Knie gesenkt hatte.  
„Kein Fuß, keine Klaue, nicht mal ein Käfer.“

Das Wasser, das uns bis hierher begleitet hatte, schwappte sacht an den Strand, aber auch das klang seltsam – dumpfer, schwerer, als sei der Sand nicht bereit, es aufzunehmen.

Je länger wir standen, desto klarer wurde: Dies war kein Land, das uns willkommen hieß. Es war Land, das uns prüfte. Es lag da, still, unbewegt, und ließ uns schwitzen, weil wir nicht wussten, ob es uns trug oder verschlang.

Ein paar Männer lachten, lachten zu laut, als wollten sie das Schweigen brechen. Doch das Schweigen brach nicht. Es legte sich wie eine Decke über uns, dick, erdrückend.

Und in dieser Stille war jeder Atemzug ein Diebstahl.

Wir wagten uns vom Strand weg, hinein ins Grün, Schritt für Schritt, das Herz schwerer als jeder Seesack. Die Bäume standen dicht, ihre Schatten schlangen sich ineinander, und je weiter wir gingen, desto mehr spürten wir, dass dies kein gewöhnliches Land war.

Der Boden war weich, zu weich. Stiefel sanken ein, als stünden wir nicht auf Erde, sondern auf etwas, das nur tat, als wäre es Erde. Manche behaupteten, sie spürten Puls im Boden, ein Schlagen, tief und langsam, als gehörte das Land selbst ein Herz.

Dann fanden wir Spuren. Nicht von Tieren, nicht von Menschen – etwas anderes. Tiefe Eindrücke, unförmig, zu groß, zu scharf. Einer schwor, er sah Krallen. Ein anderer meinte, es seien Rillen, als habe etwas Kriechendes sich hindurchgezogen. Nichts passte. Und gerade das machte's schlimmer.

Durst trieb uns weiter. Wir fanden eine Quelle, Wasser, das klar aus den Steinen sickerte. Männer beugten sich hinunter, tranken gierig – und spien es gleich wieder aus. Bitter. Metallisch. Wie Blut, das lange gestanden hatte.

„Das ist kein Wasser,“ keuchte einer, wischte sich den Mund, „das ist eine Täuschung.“

Die Männer wurden nervös. Hände griffen nach Messern, als könnten Klingen gegen Stille helfen. Einer lachte, hart, verrückt: „Vielleicht sind wir schon tot und merken’s nur nicht.“ Doch keiner lachte mit.

Das Land schwieg weiter. Kein Vogel, kein Tier, kein Laut außer uns selbst. Aber wir spürten’s – wir waren nicht allein. Da war etwas im Dickicht, unsichtbar, wartend. Vielleicht das, was die Spuren hinterlassen hatte. Vielleicht das Land selbst.

Wir hatten Land unter den Stiefeln, ja. Aber es fühlte sich an, als hätten wir gerade erst den Fuß in ein Maul gesetzt.

Am Ende des Tages lagen wir im Sand, erschöpft wie nie. Manche hatten die Stiefel ausgezogen, ließen die Zehen tief im Boden vergraben, als müssten sie sich festklammern, damit das Meer sie nicht zurückholte. Andere kippten wie betrunken um, lachten, weinten, rollten sich in den Sand wie Kinder, die zum ersten Mal frei laufen.

Für einen Augenblick sah es aus wie Trost. Wir hatten Erde unter uns, nicht Wasser. Wir hatten Sand in den Haaren, nicht Salz. Manche Männer schliefen sofort ein, mit offenen Mündern, als hätten sie ihr Ziel erreicht.

Aber der Trost war falsch.

Denn das Land blieb still. Kein Laut, kein Rascheln, kein Leben, das uns empfing. Und der Wind, der über den Strand zog, brachte keine Wärme, keine Lieder, sondern etwas anderes: Stimmen.

Erst dachten wir, es sei nur Einbildung, das Rauschen der See, das uns folgte. Doch je länger wir lauschten, desto klarer wurden sie. Flüstern. Worte, die man fast verstand, aber nie ganz. Manche klangen vertraut, wie Stimmen von Männern, die längst im Meer geblieben waren. Andere waren fremd, heiser, wie das Grollen von Steinen im Wasser.

Ein paar Männer hielten sich die Ohren zu, andere starrten hinaus aufs Meer, das im Dämmerlicht lag wie eine offene Wunde. Und da wussten wir: Die

Stimmen kamen nicht vom Land. Sie kamen von dort, woher wir geflohen waren. Vom Meer.

Das Land trug uns, ja. Aber es trug uns nur so lange, wie das Meer es wollte. Wir lagen im Sand, müde, ausgelaugt, und hörten das Meer lachen. Ein Lachen, das uns versprach:

*Ihr entkommt mir nicht. Ihr gehört mir. Land oder nicht, ich hole euch.*

Und so war das Land kein Trost. Es war nur eine neue Bühne.

### Die Wette mit dem Klabaftermann

Die Nacht war still, zu still. Kein Wind, kein Wellenschlag, nur das dumpfe Schlagen unserer Herzen und das Knarren der Planken. Flaute. Ein Meer so glatt wie Öl, und das Schiff lag da wie ein gestrandeter Wal, nur ohne Strand.

Die Männer lagen verteilt auf Deck, matt, schweigend, jeder mit dem Blick im Nichts. Ein paar hielten ihre Rumbecher fest, als könnten sie damit die Langeweile ertränken. Doch auch der Rum floss nicht mehr wie sonst. Er war schal geworden, schwer wie Blei.

Dann kam es. Erst leise. Ein Laut, den keiner recht einordnen konnte. Ein Glucksen. Nicht wie von Wasser, das gegen den Rumpf schlägt. Anders. Tiefer. Wie von einer Kehle, die zu viel getrunken hatte.

„Habt ihr das gehört?“ fragte einer, doch keiner antwortete. Dann wieder – *gluck-gluck-gluck* – gefolgt von einem Lachen. Dumpf, dreckig, kurz, aber so, dass es die Stille zerschnitt wie ein Messer.

Die Männer fuhren hoch. Blicke huschten umher, jeder suchte den Verursacher. Keiner hatte's getan. Doch der Klang kam wieder, diesmal deutlicher, direkt aus dem Bauch des Schiffs, zwischen den Fässern.

Wir starrten die Luke an, die in den Vorratsraum führte. Ein Kichern, dann ein lautes *Plopp*, als sei ein Korken gezogen worden. Und dann – das Schmatzen, Gurgeln, Schmatzen von jemandem, der soff wie ein Schwein.

„Die Fässer,“ murmelte der Schotte, bleich. „Da säuft jemand...“

Wir liefen hinab, vorsichtig, als wären wir Kinder, die etwas Verbotenes entdecken. Der Geruch von Rum lag schwer in der Luft, viel stärker als sonst, süß und beissend. Ein Fass tropfte. Ein anderes war schon halb leer, obwohl gestern noch voll.

Und da – zwischen den Fässern – sahen wir einen Schatten huschen. Klein, krumm, mit einer Nase rot wie glühende Kohle. Und wieder dieses Lachen, glucksend, kehlig, als käme es aus dem Holz selbst.

„Bei allen Teufeln,“ hauchte einer, „das ist der Klabautermann...“

Und als das gesagt war, wussten wir: Wir hatten Gesellschaft. Und sie war durstiger als wir alle zusammen.

Er kam nicht mit Donner, nicht mit Rauch, nicht mit irgendeinem Spuk. Er war einfach da. Zwischen den Fässern, als wäre er schon immer dort gewesen, nur zu faul, sich zu zeigen.

Ein kleiner Kerl, kaum einem Matrosen bis zur Brust, aber breiter als manch einer von uns. Die Haut so grau wie nasses Holz, die Augen funkelnd wie nasse Kohlen, und die Nase – rot, knorrig, glänzend, als hätte er sie seit Jahrhunderten in Rum eingelegt.

Er grinste, zeigte eine Reihe Zähne, schief und braun, aber stark genug, ein Fass anzunagen. In seiner Hand hielt er keinen Becher, keine Schale – er hielt das ganze Fass, kippte es an und soff, als sei er der Durst selbst. Rum lief ihm über das Kinn, tropfte in den Bart, klatschte auf den Boden. Und er lachte dabei, ein Glucksen, ein Prusten, ein Husten, das jeden von uns erstarren ließ.

„Was glotzt ihr so?“ krächzte er schließlich, die Stimme kratzig, aber laut genug, um das ganze Schiff zu füllen. „Habt ihr nie ’nen Kumpan gesehen, der Durst hat?“

Keiner antwortete. Wir standen da wie begossene Hunde, und er grinste nur breiter. Er klopfte auf das Fass, das halb leer war, und rief: „Euer Rum schmeckt scheußlich – aber besser als Wasser! Also, noch eins!“

Er wankte, taumelte, doch jeder Schritt war sicher, als gehöre ihm das Schiff. Mit einer Hand riss er den Korken aus einem zweiten Fass, das Holz splitterte, Rum spritzte – und er legte den Kopf in den Strahl, soff, bis er prustend wieder Luft holte. Dann lachte er, lachte so laut, dass die Planken bebten.

„Bei allen Stürmen,“ murmelte einer von uns, „er säuft wie zehn Mann.“  
„Wie hundert,“ korrigierte er selbst, schnaufend, den Bart tropfend. „Und ich hör nicht auf, bis ihr mitmacht!“

Wir wussten: Das war kein Spuk, den man vertreibt. Das war der Klabauteermann. Und er war nicht gekommen, um uns zu erschrecken. Er war gekommen, um uns unter den Tisch zu trinken.

Er hockte sich breitbeinig zwischen die Fässer, rülpste, wischte sich den Bart mit einem Ärmel ab, der nach Tang roch, und grinste uns an.

„Ihr glotzt wie Küken im Sturm,“ sagte er, die Stimme krächzend und doch seltsam warm. „Also hört zu, ihr halben Männer: Ich stell euch eine Wette.“

Die Männer rückten näher, unsicher, aber der Rumgeruch zog sie an wie Fliegen zum Aas.

„Eine Wette?“ fragte Borke, vorsichtig, die Hände schon am Gürtel.  
„Aye,“ rief der Klabauteermann, schlug mit der Faust aufs Fass, dass es dröhnte.  
„Eine Wette um das, was ihr am liebsten habt. Eure Fässer, eure Kehlen – und eure jämmerlichen Seelen. Ich trinke euch alle unter den Tisch. Und wer nicht mithält, gehört mir.“

Ein Schweigen legte sich über die Runde. Vogel schüttelte den Kopf, bleich wie Kreide. „Eine Seele hat keinen Preis.“

Der Kleine lachte so laut, dass die Laterne schwankte. „Keine Seele hat einen Preis? Jeder von euch hat sie längst für weniger verkauft! Für einen Becher, für eine Frau, für einen Haufen Münzen, der im nächsten Sturm ins Wasser fliegt. Also spart mir das Gefasel. Trinkt – oder schweigt für immer.“

Er stellte einen Becher auf, aus Holz, alt, rissig. Füllte ihn bis zum Rand. „Wer gegen mich antritt, hebt die Hand. Einer nach dem anderen. Bis keiner mehr steht.“

Die Männer sahen einander an. Angst, Gier, Trotz – alles lag in ihren Gesichtern. Der erste, der trat, war der Schotte. Er riss sich den Becher, knurrte: „Wenn ich schon sterbe, dann mit Rum im Bauch.“

Der Klabauteermann grinste, schlug mit der Faust auf den Tisch. „So redet man! Jetzt zeigt mir, ob ihr mehr seid als Salz und Narben.“

Und so begann die Wette.

Der Schotte hob den Becher, warf ihn zurück, und der Rum lief ihm wie Feuer die Kehle hinunter. Er keuchte, schüttelte sich, schlug mit der Faust auf den Tisch – und grinste, breit, trotzig. „Mehr!“

Der Klabauteermann lachte, kippte denselben Becher doppelt so schnell, ohne mit der Wimper zu zucken. „Warmwerden, mehr nicht,“ rührte er, und die Männer johlten.

Da trat Borke vor. Seine Hände zitterten nicht, er warf den Becher wie ein Krug Wasser in die Kehle. Schweiß trat ihm auf die Stirn, er schnaufte, stieß einen Fluch aus – und hielt stand.

Doch der Kleine nahm darauf das ganze Fass, riss es hoch, trank, trank, trank, bis Tropfen über seinen Bart liefen und er es mit einem Rülps zurückwarf, halb leer. „Euer Rum ist dünn,“ lachte er. „Gebt mir mehr von eurem Leben.“

Dann kam Kröte, dann der Spanier, dann einer nach dem anderen. Manche hielten durch, taumelten, lachten, gröhlten, stießen Becher an wie in einer Taverne. Andere kippten zurück, stolperten schon nach dem zweiten, fielen auf Deck, röchelnd, während der Klabauteermann weiter soff, als würde das Trinken ihn nur stärker machen.

Sein Lachen wuchs. Mit jedem Becher wurde es tiefer, hallte lauter durch den Bauch des Schiffs, als lache das Holz selbst mit. Er sang, gröhlte, klopfte den Takt auf die Fässer, bis die Planken bebten. Das Schiff schien mitzuschaukeln, als sei es selbst betrunken.

Bald waren wir mehr taumelnde Schatten als Männer. Worte verwischten, Lieder verstolperten, manche sprachen mit Zungen, die keiner verstand. Doch der Klabauteermann blieb klar. Betrunken, ja, aber unbesiegbar. Jeder Schluck schien ihm Kraft zu geben, als würde er uns aussaugen.

„Noch! Noch!“ brüllte er, die Augen glühend, „bis keiner mehr steht!“

Und wir wussten: Dies war keine Wette mehr. Es war ein Mahl. Und wir waren die Mahlzeit.

Der Rum floss, die Becher kippten, und irgendwann war's nicht mehr nur ein Trinkspiel. Der Rausch war zu stark, zu tief, zu scharf. Die Zungen stolperten, die Beine wankten, und doch... wir hörten Dinge, die keiner von uns hören sollte.

Zuerst war's nur ein Raunen, leise, kaum mehr als das Gurgeln im Fass. Doch dann wurden's Stimmen. Deutlich. Bekannte Stimmen. Einer hörte seine

Mutter rufen, ein anderer den Offizier, der ihn einst ausgepeitscht hatte. Ich selbst hörte ein Lachen, das längst im Meer versunken war – das Lachen eines Kameraden, den ich vor Jahren über Bord fallen sah.

Die Gesichter kamen dazu. Im Rum selbst. Jeder Becher war nicht nur braune Brühe, er war ein Spiegel, ein Fenster. Männer starrten hinein und sahen Dinge, die nicht dort sein sollten: tote Freunde, ertrunkene Brüder, ein Kind, das am Ufer winkte. Einer schrie, warf den Becher fort, doch der Klabauteermann lachte nur, laut, tief, als hätte er selbst die Gesichter hineingegossen.

„So schmeckt er besser, oder?“ gröhnte er, hob den Becher, leerte ihn in einem Zug. „Rum mit Erinnerungen, Rum mit Sünde! Besser als blankes Wasser, was?“

Manche lachten mit, heiser, verrückt, andere wankten zurück, hielten sich die Augen zu, als könnten sie die Bilder auslöschen. Aber die Stimmen blieben, selbst ohne Becher. Sie hallten in den Köpfen, sprachen Geheimnisse aus, die keiner hören wollte.

„Du gehörst schon mir,“ flüsterte es einem ins Ohr, und er sank auf die Knie. „Spring,“ wisperte es einem anderen, und er taumelte Richtung Reling, bis wir ihn zurückzogen.

Der Klabauteermann aber soff weiter, und mit jedem Schluck wurden wir leerer. Nicht nur die Fässer – wir selbst. Es war, als tränke er nicht den Rum, sondern uns.

Und im Rausch begriffen wir: Diese Wette war längst entschieden.

Er stellte den Becher ab, langsam, so leise, dass das Holz kaum knackte. Seine Augen glühten, rot im Laternenlicht, und das Lachen war fort. Stattdessen sprach er klar, so klar, dass es uns fröstelte trotz des Rausches.

„Jetzt hört zu, ihr Halunken,“ knurrte er, und seine Stimme war wie das Knarren der Planken im Sturm. „Jeder Becher war nicht nur Rum. Jeder Becher war ein Einsatz.“

Die Männer starrten ihn an, taumelnd, keuchend. Einer wischte sich den Mund, ein anderer hielt den Bauch, als müsse er den Rum zurückhalten.

„Wer verliert,“ fuhr der Klabauteermann fort, „bleibt hier. Nicht nur heute, nicht nur morgen. Für immer. Ihr werdet Teil des Schiffs, Schatten zwischen den Planken, Flüstern in den Segeln. Ihr werdet pfeifen im Wind, knarren im Holz, Tropfen im Fass. Unsichtbar, ungehört – außer von mir. Ich hör euch alle.“

Er grinste wieder, breit, grausam. „Das ist der Preis. Und glaubt mir – die meisten von euch haben ihn schon bezahlt, ohne’s zu merken.“

Kaum hatte er’s gesagt, kippte einer um. Kröte. Er schlug hart aufs Deck, das Gesicht rot, die Augen glasig, die Zunge schwer. Ein Stöhnen, dann Stille. Er atmete, ja – aber er war fort, irgendwo anders.

„Der Erste,“ brüllte der Klabautermann, hob die Arme, als hätte er einen Sieg errungen. „Der Erste gehört mir!“

Panik griff um sich. Manche wollten aufspringen, fliehen, doch wohin? Wir waren im Bauch des Schiffs, und er blockierte die Luke wie ein Wächter. Andere griffen nach Bechern, aus Trotz, aus Angst, aus Wahnsinn – als könnten sie ihn besiegen, wenn sie nur genug kippten.

Doch wir wussten’s längst: Es gab keinen Sieg. Die Wette war eine Falle. Jeder Schluck brachte uns näher ans Verschwinden.

Und der Klabautermann lachte wieder. Tief, satt, so, als trinke er nicht den Rum – sondern uns.

Der Morgen kroch langsam über die Planken, bleich und kalt. Das Schiff roch nach verschüttetem Rum, nach Schweiß, nach Angst. Überall lagen Männer verstreut, halb bewusstlos, manche röchelnd, andere reglos, als hätten sie die Nacht nicht überstanden.

Die Fässer waren leer. Bis auf den letzten Tropfen. Der Rum, der uns Wochen hätte tragen sollen, war verschwunden, als hätte ihn die See selbst ausgesaugt.

Und der Klabautermann? Fort. Keine Spur von ihm. Kein Schatten zwischen den Fässern, kein Glucksen im Dunkel. Als wäre er nie da gewesen.

Doch das stimmte nicht. Denn er war noch da. Nicht sichtbar, nicht greifbar – aber hörbar.

Zuerst leise, kaum mehr als ein Echo. Dann klarer, tiefer, breiter. Das Lachen. Dieses Glucksen, dieses Husten, dieses Prusten, das durch die Planken vibrierte. Es war überall: im Knarren des Mastes, im Klatschen der Wellen, im Rasseln der Taue.

Wir stolperten über Deck, die Köpfe schwer, die Kehlen brennend, und überall lachte es. Jeder Schritt klang wie Spott, jeder Atemzug wie eine Erinnerung daran, dass wir verloren hatten.

Kröte lag noch immer da, die Augen offen, aber leer. Er murmelte etwas, unverständlich, als würde er schon mit jemandem reden, den nur er hören konnte. Vielleicht mit ihm. Vielleicht mit sich selbst. Vielleicht war das schon egal.

Keiner sprach von der Wette. Keiner sprach von Rum. Aber wir alle wussten: Sie war nicht vorbei. Sie lief weiter, solange wir fuhren. Jeder Becher, den wir noch fanden, jeder Tropfen, den wir uns teilten – er war dabei. Er trank mit.

Und das Lachen blieb. Es klebte im Schiff wie Salz im Fleisch, wie Galle in unseren Herzen.

Wir hatten gegen den Klabaftermann getrunken. Und wir hatten verloren.

### Geister, die nicht loslassen

Die Nacht nach der Wette war schwer wie Blei. Keiner sprach mehr vom Klabaftermann, keiner wagte's. Aber jeder hörte ihn noch lachen, irgendwo im Holz, tief im Bauch des Schiffs.

Dann kamen die Schatten. Erst flüchtig. Ein Mann schwor, er habe Schritte gehört, direkt hinter sich, doch da war keiner. Ein anderer behauptete, er habe am Mastkorb einen sitzen sehen, eine Gestalt, die sang – doch als er hochblickte, war der Platz leer.

Wir gaben's auf, nach Erklärungen zu suchen. Waren es Reste vom Rausch? Waren's nur Trugbilder? Vielleicht. Aber warum hörten dann alle dasselbe? Warum klang jede Böe wie ein Flüstern, jeder Schlag des Meeres wie ein Wort?

Ich sah's selbst. Am Steuer, da wo sonst der Alte stand. Für einen Atemzug war er da. Pfeife im Mund, Hände am Rad. Ich blinzelte – und nichts als leeres Holz. Doch der Rauch hing noch in der Luft, so salzig, so beißend, dass ich husten musste.

Das schlimmste war, dass wir uns daran gewöhnten. Ein Schatten hier, ein Wispern da. Männer drehten sich um, sahen ins Nichts, und zuckten nur mit den Schultern. Als hätten sie's erwartet. Als gehöre es längst dazu.

Manche lachten nervös. Andere beteten. Wieder andere redeten einfach mit den Stimmen, als wären sie Nachbarn.

Das Schiff war nicht mehr still. Es war voller Gäste, die keiner eingeladen hatte – und die doch nicht weggingen.

Und in jedem Schatten, in jedem Flüstern lag derselbe Gedanke: Wir sind nicht allein. Wir waren es nie.

Es begann mit einem Lachen. Ein Lachen, das wir alle kannten – rau, schief, ein Ton zu hoch, wie von einem Mann, der immer mehr trank, als er vertrug. Wir drehten uns um, und da saß er: Haken-Jens.

Er saß an seinem alten Platz, an der Steuerbordseite, wo er früher Karten gekritzelt hatte, die nie jemand verstand. Nur dass er längst tot war. Wir hatten ihn selbst ins Meer gleiten sehen, mit offenen Augen und einem Strick um die Hüfte, vor Wochen schon.

„Bei Gott...“ murmelte Vogel, bleich wie Salz. „Das ist Jens.“  
„Unsinn,“ fauchte der Schotte, doch seine Stimme war brüchig.

Jens grinste, hob die Hand, als wolle er einen Becher heben, und flüsterte: „Euer Rum schmeckt immer noch scheußlich.“ Dann löste er sich auf, wie Rauch, der im Wind zerrissen wird.

Aber er war nicht der Einzige. Am nächsten Abend hörten wir Schritte, schwer, gleichmäßig, wie von Stiefeln, die durchs Deck stampfen. Da stand Grober Hans, breit wie immer, mit nacktem Oberkörper, die Brust voller Narben. Er sah uns an, nickte, und manche schworen, er habe „An die Arbeit“ gebrummt – genau wie früher. Doch er war schon längst tot. Er war bei der Meuterei gefallen, die Klinge noch im Bauch, bevor das Meer ihn nahm.

Und so kamen sie, einer nach dem anderen. Männer, die wir gekannt hatten, Männer, die längst Teil des Meeres waren. Sie tauchten auf, flüchtig, immer nur da, wo sie früher gesessen, geschlafen, gelacht hatten. Einer an der Reling, ein anderer beim Kartenspiel, wieder einer am Mastkorb. Sie flüsterten, lachten, summten alte Lieder.

Manche von uns grüßten sie wie alte Freunde, die zurückgekehrt waren. Andere flohen, bleich, schwitzend, als würden sie von Geistern gejagt. Doch keiner konnte leugnen, dass sie da waren.

Das Meer hatte sie geholt. Doch das Schiff gab sie uns zurück.

Mit jedem Tag wurden es mehr. Erst nur flüchtige Schatten, dann Gestalten, die wir klar erkannten, Männer, die längst unter dem Meer lagen. Sie kamen nicht

alle auf einmal – sie tropften zurück wie Wasser durch ein Leck. Einer am Morgen, einer in der Nacht, einer mitten im Gespräch, wenn gerade keiner zuhören wollte.

Der Bauch des Schiffs begann zu knarren, als liefen mehr Schritte über die Planken, als es Füße an Bord gab. In der Dunkelheit hörten wir Stühle rücken, Becher klirren, Stimmen murmeln. Manchmal war es ein ganzes Lachen, als säße eine halbe Tafelrunde direkt unter uns. Doch wenn wir hinabstiegen, war da nur das Leergut – und der Geruch von kaltem Tabak, den keiner von uns mehr besaß.

Auf Deck war's nicht besser. Am Steuer stand oft eine Gestalt, die man im ersten Augenblick für einen von uns hielt. Doch dann fehlte der Schatten, oder die Augen waren zu leer, oder das Gesicht war eins, das längst im Meer verschwunden war.

Nachts war's am schlimmsten. Die Hängematten schaukelten, und manchmal waren mehr belegt, als Männer lebten. Man hörte Atemzüge, sah Bewegungen – aber wenn man genauer hinsah, lagen die Plätze leer. Manche weigerten sich, noch zu schlafen, und kauerten mit offenen Augen, nur um nicht neben einem Toten zu wachen.

Bald waren wir nicht mehr sicher, wie viele wir eigentlich waren. Zwanzig? Dreißig? Weniger? Mehr? Die Geister mischten sich unter uns, nahmen Platz, als hätten sie nie gefehlt. Und wir fühlten uns kleiner, schwächer, zerstreuter.

Einer flüsterte: „Wir sind die Minderheit.“  
Und keiner widersprach.

Das Schiff war voll. Voller als je zuvor. Aber nicht mit Leben. Mit all denen, die nicht losließen.

Es dauerte nicht lange, bis wir die Regel verstanden. Wer fiel, blieb.

Nicht im Meer, nicht fort – er blieb hier, zwischen uns. Wir hatten's bei Kröte gesehen, als er in der Nacht des Klabauteermanns zusammenbrach. Sein Körper lag da, schwer, leer, doch am nächsten Abend hörten wir ihn husten, sahen ihn im Schatten der Kajüte stehen, mit denselben glasigen Augen wie am Ende.

„Er ist noch hier,“ murmelte Vogel, bleich, die Stimme dünn. „Nur... anders.“

Und er hatte recht. Jeder Tote verließ uns nicht. Er zog nicht fort, er ging nicht unter, er zog nur die Haut ab und blieb als Stimme, als Schatten, als kalter Atem.

Das Schiff war kein Gefährt mehr. Es war ein Sammelplatz. Ein Speicher. Ein Fass, das nie leer wird, egal wie viel hineinläuft. Und wir, die noch atmeten, waren nur die Minderheit, Gäste unter all den Stimmen, die nicht losließen.

Manche begannen zu sagen, dass genau das der Preis war. Dass Überleben nicht bedeutete, frei zu bleiben, sondern nur den nächsten Platz im Schatten zu reservieren. Jeder Tag, den man gewann, war kein Sieg – es war nur ein Warten darauf, selbst zu einem von ihnen zu werden.

Das machte alles schwerer. Essen, Trinken, Arbeiten – wozu? Wozu sich abmühen, wenn man doch am Ende hierblieb, Teil dieses schwimmenden Grabes?

Doch keiner sprach laut davon. Wir taten, als wüssten wir's nicht. Doch jeder sah die Wahrheit im Auge des anderen: Wir waren nicht mehr auf Fahrt. Wir waren auf Bewährung.

Das Meer nahm unsere Körper, ja. Aber das Schiff – das Schiff behielt unsere Geister.

Und es würde nicht eher ruhen, bis wir alle dazugehörten.

Am Anfang mieden wir sie. Wir wandten die Augen ab, wenn einer der Schatten am Tisch saß, wir hielten den Atem an, wenn ein Flüstern durch die Planken zog. Doch irgendwann wurde das Schweigen schwerer als das Reden. Und einer fing an.

Der Schotte war's. Er hockte am Steuer, sah den leeren Platz neben sich, und murmelte: „Na, alter Hund, noch immer besser im Kurs als ich?“ – und er lachte heiser. Da schworen manche, der Schatten neben ihm habe genickt.

Von da an fiel die Hemmschwelle. Männer setzten sich an die Tische und redeten, als wären die Toten noch immer Teil der Mannschaft. Fragen, Antworten, Flüche. Manchmal schien es, als ob das Schweigen zurücksprach. Einer schwor, er habe ein Lied gehört, halb gesungen, halb gehaucht, und er stimmte ein, bis andere mit einstiegen.

Wir begannen, Dinge zu erfahren, die keiner von uns hätte wissen können. Ein Schatten flüsterte Vogel ins Ohr, dass der Mast innen hohl sei, voller Fäule –

und tatsächlich, am nächsten Tag brach eine Strebe. Ein anderer warnte vor einem Seil, das reißen würde. Es riss genau in dem Moment, in dem wir's mieden.

Aber nicht jede Stimme brachte Hilfe. Manche lachten nur, spotteten, erinnerten uns an Schuld, an Verrat, an alte Schläge, die nie vergeben worden waren. Manche sangen Beerdigungslieder, leise, bis in unsere Träume.

Bald wussten wir nicht mehr, wer lebendig war und wer nicht. Ein Mann sprach im Halbdunkel, und du konntest nicht sagen, ob er Fleisch oder Nebel war. Hände griffen nach Tauen, Stimmen gaben Befehle – und wir gehorchten, ohne zu prüfen, ob da überhaupt einer stand.

Das Schiff war voll. Nicht nur mit uns, nicht nur mit ihnen. Es war ein einziger Chor, in dem keiner mehr sagen konnte, wessen Stimme eigentlich befahl.

Und das war das Schlimmste: Wir hörten zu. Wir gehorchten. Denn was, wenn die Geister das Schiff besser führten als wir?

Es war in einer Nacht, als der Mond blass über uns hing und die See flach lag wie Glas. Keiner sprach mehr, keiner soff, keiner schlief. Wir hockten nur da, hörten das Knarren, das Flüstern, das Summen der Stimmen, die längst nicht mehr zu uns gehörten.

Da war er.

Nicht mit Getöse, nicht mit Sturm, nicht mit Donner. Er stand einfach da, am Steuer. Dort, wo er immer gestanden hatte. Hände am Rad, die Pfeife im Mund, Rauch, der nicht aus Feuer kam, sondern aus etwas Tieferem.

Keiner rief. Keiner wagte, den Namen zu sagen. Aber wir alle sahen ihn. Der Kapitän.

Sein Gesicht war nicht mehr Fleisch. Es war Schatten, ein Spiel aus Licht und Dunkel, das trotzdem härter wirkte als jede Narbe, die er je getragen hatte. Seine Brust hob sich nicht, seine Augen waren Löcher – und doch fesselten sie uns, als stünden wir vor einem Richter.

Er sprach nicht. Musste nicht. Sein Schweigen war schwer genug. Manche senkten sofort die Köpfe, als wären sie ertappt. Andere starrten ihn an, mit offenem Mund, unfähig, den Blick abzuwenden.

Die Geister um uns wurden leiser. Selbst sie. Als hätte sein bloßes Erscheinen sie zum Schweigen gezwungen. Das ganze Schiff hielt den Atem an.

Und das Rad drehte sich. Langsam, knarrend, unter seinen Händen. Kein Wind, keine Strömung – aber das Schiff gehorchte. Wir spürten's, wie es sich richtete, wie es auf einen Kurs gebracht wurde, den keiner von uns kannte.

Da begriffen wir: Er war nie fort gewesen. Er hatte nur gewartet. Und jetzt, mit einer Armee aus Schatten hinter sich, brauchte er keine Stimme mehr.

Der Kapitän war zurück. Nicht als Mann aus Fleisch. Sondern als der Herr des Schiffs, wie er's immer gewesen war.

Am Morgen war der Platz leer. Kein Kapitän, kein Rauch, kein Schatten. Nur das Rad, still, nass vom Tau. Und doch wusste jeder von uns, dass er noch da war – nicht sichtbar, nicht greifbar, aber da.

Das Schiff hatte sich verändert. Es war nicht mehr unseres. Jeder Nagel, jedes Tau, jede Planke war voll von Stimmen. Wenn wir ein Seil zogen, knarrte es, als stöhne jemand darunter. Wenn wir den Mast hinaufsaßen, schwor einer, eine Gestalt habe zurückgewunken. Selbst der Wind schien Worte zu tragen, alt, fremd, aber verständlich genug, dass sie uns frösteln ließen.

Wir redeten kaum noch miteinander. Wir redeten mehr mit ihnen. Wir wussten es, und wir wussten auch, dass es falsch war – doch es war leichter, mit denen zu sprechen, die keine Zweifel mehr hatten. Die Toten waren sicherer als wir.

Und so kauerte jeder in seiner Ecke, tuschelte, grinste, nickte ins Leere. Manchmal lachte einer, als hätte er gerade den besten Witz gehört, doch keiner von uns hatte ihn erzählt. Manchmal nickte einer, als habe er einen Befehl empfangen – und folgte ihm.

Da begriffen wir, was wir geworden waren: Gäste. Eindringlinge. Fleisch, das noch nicht verfault war. Das Schiff gehörte nicht uns. Es gehörte ihnen.

Und das Meer schien zufrieden damit. Es trug uns weiter, ruhig, gleichgültig, als sei es froh, dass wir endlich aufhörten, uns zu wehren.

Wir wussten: Keiner von uns würde dieses Deck lebendig verlassen. Wir würden bleiben, so wie sie blieben. Schatten im Holz, Stimmen im Wind, Pfeifenrauch ohne Feuer.

Das Schiff war ein Grab. Und wir waren schon drin.

## Der Holländer fährt durch dich hindurch

Es war einer dieser Abende, an denen das Meer aussah, als hätte jemand den Himmel ausgeschüttet – bleiern, schwer, endlos. Kein Wind, kein Laut, nur das Knarren der Planken und das Atmen der Männer. Wir standen träge an Deck, jeder mit seinen eigenen Geistern beschäftigt.

Da kam der Schrei. Hoch oben, aus dem Mastkorb, scharf wie ein Messer:

„Segel! Segel am Horizont!“

Alles fuhr hoch. Köpfe ruckten, Hände klammerten sich an die Reling. Wir starrten in die Ferne, die Augen brennend vor Salz und Hoffnung. Und dann sahen wir's.

Zuerst nur ein Schatten, schwarz, dünn, wie ein Strich gegen die bleierne See. Doch er wuchs. Ein Segel. Zwei. Drei. Dunkel, gewaltig, aber lautlos. Kein Wind blähte sie, und doch glitten sie voran, schneller, näher, als hätten sie das Meer selbst als Antrieb.

„Ein Schiff,“ flüsterte Vogel, die Stimme mehr Wunsch als Gewissheit. „Ein echtes Schiff...“

Doch keiner glaubte ihm. Zu glatt, zu schwarz, zu still war das, was da auf uns zukam.

Wir hielten die Luft an. Selbst das Meer schien leiser zu schlagen.

Und dann wussten wir: Das war kein Schiff wie unsereins. Kein Handel, keine Fracht, keine Rettung. Das war der Holländer. Der Schwarze. Der Verfluchte.

Er stand am Horizont, riesig, schwer, und doch bewegte er sich wie ein Schatten, nicht wie Holz. Kein Wasser brach an seinem Bug, kein Kielschnitt zog hinter ihm her. Er war einfach da.

Und mit jedem Herzschlag kam er näher.

Wir starrten hinaus, und der Holländer wuchs. Nicht schnell, nicht ruckartig – stetig, unausweichlich, als hätte er nie etwas anderes getan, als sich auf uns zuzubewegen.

Das Seltsamste war: Das Meer regte sich nicht. Kein Schaum am Bug, keine Wellen, die sein Gewicht verrieten. Er glitt über das Wasser, als wäre es Glas, als sei er nicht schwerer als ein Schatten, der sich über eine Wand legt.

„Da stimmt was nicht,“ murmelte der Schotte, die Stimme heiser. „Kein Schiff fährt ohne Wind.“

„Vielleicht braucht er keinen,“ flüsterte Vogel.

Je näher er kam, desto mehr merkten wir es: die Kälte. Erst in der Luft, dann in den Knochen. Sie kroch durch die Kleider, setzte sich ins Fleisch, legte sich in die Herzen. Wir zitterten, ohne zu frieren – es war ein Zittern, das tiefer saß, ein Zittern, das aus der Seele kam.

Die Segel des Holländers waren schwarz wie Teer, hingen schwer und doch voll, als trieben sie ein unsichtbarer Sturm. Das Holz glänzte dunkel, nass, aber kein Tropfen fiel zurück ins Meer. Kein Schrei, kein Befehl, kein Lied drang von ihm zu uns. Nur Stille.

Wir riefen, wir schrien, wir flatterten mit Segeln, rissen an den Rudern, doch unser eigenes Schiff reagierte kaum. Es war, als hätten die Tauen keinen Griff mehr, als wäre das Holz zu schwer, sich noch zu bewegen.

Und der Holländer kam näher. Immer näher. So groß, dass er den Horizont verschluckte, so still, dass selbst das Meer zu atmen schien, langsamer, vorsichtiger.

Wir wussten: Er wich nicht aus. Er nahm keine Rücksicht.  
Er kam.

Und nichts auf der Welt würde ihn aufhalten.

Wir schrien Befehle, zogen an Segeln, warfen Ruder ins Wasser, als könnten wir ihn täuschen, ihm entkommen, irgendetwas tun. Doch nichts half. Unser Schiff gehorchte nicht mehr. Es lag da, starr, wie festgenagelt, während der Holländer größer und größer wurde.

Er kam frontal auf uns zu. Keine Kursänderung, kein Zucken. Nur diese unausweichliche Linie, die uns in den Abgrund zeichnete. Manche sprangen zur Reling, als wollten sie ins Meer fliehen, aber selbst das Wasser schien zu hart, zu starr, als würde es sie zurückstoßen.

„Haltet euch fest!“ brüllte einer, doch wofür? Wir erwarteten den Aufprall, den Krachen von Holz auf Holz, das Splittern von Planken, den Untergang.

Doch es kam anders.

Der Holländer berührte uns nicht. Er stieß nicht. Er riss nicht. Er glitt einfach durch uns hindurch.

Ein Augenblick, der ewig dauerte. Segel durch Segel, Mast durch Mast, Deck durch Deck. Kein Schlag, kein Splittern, nur ein tiefes Dröhnen, das in den Knochen vibrierte, als wären wir selbst das Holz, das er durchdrang.

Die Planken unter unseren Füßen wurden schwarz, durchsichtig, verschwanden für Sekunden, und wir standen da, halb im Nichts, halb im Schatten des anderen Schiffs. Männer schrien, schrien ohne Stimme, weil ihnen die Luft aus den Lungen gesogen wurde.

Und doch – das Schiff brach nicht. Wir brachen.

Als er durch uns fuhr, spürte jeder von uns etwas anderes. Manche krümmten sich, als hätte man ihnen das Herz herausgerissen. Andere starrten nur, Augen weit, als hätten sie Dinge gesehen, die nicht von dieser Welt waren. Manche fielen einfach um, reglos, wie leere Säcke.

Der Holländer fuhr durch uns hindurch. Nicht um uns zu zerstören. Sondern um uns zu zeigen, dass wir längst nichts mehr waren.

Es war, als wäre das Schiff selbst in uns gefahren, nicht nur durch Holz und Segel, sondern durch Fleisch und Seele. Jeder Mann spürte es anders, und doch brüllten wir alle dieselbe stumme Qual.

Der Schotte fiel sofort auf die Knie. Er presste die Hände gegen die Brust, keuchte, als risse ihm jemand die Rippen auseinander. „Eis,“ flüsterte er, die Lippen blau, „Eis im Herzen.“ Und dann spuckte er Wasser, obwohl er nie den Mund geöffnet hatte.

Borke stand wie erstarrt, die Augen weit, das Gesicht starr, als hätte ihm jemand einen Nagel durch den Schädel getrieben. Später murmelte er, eine Hand sei in seinen Kopf gefahren, habe in seinen Gedanken gewühlt, sie durchwühlt wie Dreck – und etwas herausgenommen. Etwas, das nicht wiederkam.

Vogel schrie. Ein Schrei, so hoch, dass er fast nicht mehr menschlich klang. Er hielt sich die Kehle, rang nach Luft, doch seine Lungen blieben leer. Er strampelte wie ein Ertrinkender, mitten auf Deck.

Andere erstarrten, andere fielen um, andere starrten nur in die Luft, mit Augen so leer wie die Segel in einer Flaute. Jeder Körper erzitterte, als würde er gleichzeitig erfrieren und verbrennen.

Und ich selbst? Ich spürte ein Messer. Nicht in Fleisch, nicht im Knochen – tiefer. Als würde eine Klinge durch meine Seele gezogen, langsam, ohne Hast. Kein Schmerz, wie man ihn kennt – schlimmer. Es war ein Gefühl von Verlust. Als würde mir etwas entrissen, das ich nie wieder zurückbekomme.

Und über allem war diese Stille. Kein Krachen, kein Donner, kein Aufprall. Nur dieses durchdringende, allgegenwärtige Gefühl: Er war nicht durch das Schiff gefahren. Er war durch uns gefahren.

Und wir wussten: Jeder von uns war danach nicht mehr derselbe.

Während er uns durchdrang, war es nicht nur Kälte. Es waren Gesichter. Stimmen. Ganze Leben, die sich in einem Herzschlag in uns stürzten.

Der Schotte sah seine Mutter. So klar, als stünde sie vor ihm. Nur dass sie längst tot war, verbrannt in einem Dorf, von dem er immer erzählte, wenn er zu viel Rum hatte. Sie stand da, schaute ihn an, lächelte – und dann füllten sich ihre Augen mit Wasser, sie brach in sich zusammen, ertrank vor seinen Augen. Er fiel, schlug mit den Fäusten aufs Deck, versuchte, sie hochzureißen, doch sie war nur Nebel, Rauch, Qual.

Borke flüsterte einen Namen. Den einer Frau, die er in Amsterdam zurückgelassen hatte. Er sah sie, hörte sie lachen – und dann sah er, wie ihr Gesicht zerfiel, bröckelte, als ob Salz es von innen auffraß. Er schrie nicht. Er starrte nur, die Zähne gefletscht, als wolle er den Tod selbst zerbeißen.

Vogel weinte, weil er ein Kind sah, das am Ufer stand. Ein Kind, das er nie gekannt hatte, von dem er vielleicht nur geträumt hatte. Es winkte ihm zu, lachte – und dann griff das Meer nach ihm, zog es hinein, ohne Laut, ohne Widerstand. Er streckte die Arme aus, stolperte, fiel, und wir mussten ihn packen, damit er nicht selbst über Bord ging.

Andere sahen Kameraden. Männer, die längst im Meer lagen. Sie saßen da, lachten, prosteten zu, sangen alte Lieder – und dann kippten sie um, einer nach dem anderen, verschwanden, ließen nur das Echo zurück.

Und ich selbst? Ich sah das Meer. Kein Gesicht, keine Stimme. Nur das Meer. Es starrte mich an, endlos, schwarz, mit einer Geduld, die alles überdauerte. Es

sprach nicht. Es musste nicht. Ich wusste, dass es mich irgendwann holen würde, so sicher wie die Sonne wieder aufgeht.

Der Holländer war durch uns gefahren – aber er hatte jedem etwas dagelassen. Nicht Trost, nicht Hoffnung. Nur Spiegel. Jeder sah seine eigene Hölle, maßgeschneidert, so genau wie ein Schnitt, der nur für dich gesetzt ist.

Und als er weiterzog, blieben wir zurück – nicht leer, sondern voller Bilder, die uns zerfraßen.

Und dann war er weg.

So still, wie er gekommen war, zog er weiter. Kein Donner, kein Knall, kein Splintern. Nur sein schwarzer Rumpf, der langsam kleiner wurde, bis er wieder ein Strich am Horizont war. Ein Strich, der verschwand wie ein Traum, der zu echt war, um geträumt zu sein.

Doch das Meer war nicht mehr dasselbe. Unser Schiff auch nicht. Und wir am allerwenigsten.

Die Planken unter unseren Füßen knarrten anders, dunkler, tiefer, als hätten sie etwas verschluckt. Das Holz war kälter, feuchter, voller Schatten. Selbst die Segel flatterten nicht mehr wie früher. Sie hingen, schwer, als trügen sie ein Gewicht, das kein Wind der Welt je heben konnte.

Männer lagen reglos am Deck, die Augen offen, den Atem flach. Zwei bewegten sich nicht mehr. Ob sie tot waren, wusste keiner. Aber sie waren nicht bei uns. Nicht mehr.

Andere schwankten, flüsterten, redeten wirres Zeug. Manche schrien auf, als spürten sie noch immer die Kälte, die durch ihre Knochen gefahren war. Manche lachten, verrückt, hart, bis ihnen die Stimmen brachen.

Wir versuchten, Ordnung zu schaffen, doch es war, als sei das Schiff selbst gegen uns. Jeder Schritt hallte wie Spott, jede Planke schien zu flüstern.

Und am schlimmsten war die Stille nachher. Denn sie war nicht leer. Sie war voll. Voll von dem, was er dagelassen hatte. Bilder, Stimmen, Gesichter. Keiner wagte, die Augen zu schließen, weil jeder wusste: Die Hölle kommt nicht erst im Schlaf. Sie sitzt längst neben dir.

Der Holländer zog weiter, majestätisch, unberührt. Für ihn war es nichts. Für uns war es alles.

Und wir wussten: Er hatte uns nicht zerstört. Noch nicht. Er hatte uns nur markiert.

Wir standen da wie Überlebende eines Sturms, nur dass kein Sturm gewesen war. Kein gebrochenes Holz, keine gerissenen Tauen, keine gefallenen Masten. Und doch waren wir zerbrochen. Nicht das Schiff – wir.

Niemand sprach. Niemand wagte, das Schweigen zu brechen, das der Holländer hinterlassen hatte. Aber jeder wusste, was geschehen war. Jeder wusste, dass wir nicht mehr ganz waren.

Manche saßen nur starr da, die Augen leer, als hätten sie ein Stück Seele verloren. Andere tasteten sich ab, als könnten sie das Loch fühlen, das in ihnen geblieben war. Manche wankten herum, murmelten Namen, die keiner kannte, als hätten sie Stimmen im Ohr, die von woanders kamen.

Wir begannen zu begreifen: Der Holländer war kein Schiff. Er war ein Urteil. Kein Kanonendonner, kein Schwert, keine Schlacht – sondern etwas Tieferes. Er nahm, was er wollte, und zog weiter, unaufhaltsam.

Jeder von uns hatte etwas verloren. Ein Stück Erinnerung. Ein Stück Mut. Ein Stück Seele. Es war nicht sichtbar, nicht messbar – aber wir alle fühlten die Leere. Wie ein Zahn, den man herausgerissen bekommt: Die Lücke war da, selbst wenn keiner sie sehen konnte.

Und so stand jeder für sich, stumm, gezeichnet. Kein Bruder mehr für den anderen, nur Hüllen, die sich gegenseitig anstarrten.

Wir hatten den Holländer nicht getroffen – er war durch uns hindurchgefahren. Und er hatte uns genommen, was er brauchte.

Der Rest war nur noch Ballast.

## Die Stille, die nach Blut riecht

Nachdem der Holländer durch uns gefahren war, blieb nichts zurück außer einem Schweigen, das nicht echt war. Kein Wind mehr in den Segeln, kein Knarren in den Masten, nicht einmal das Klatschen der Wellen. Das Meer lag da wie Stein, das Schiff wie eingekellt zwischen Himmel und Abgrund.

Wir standen auf Deck, jeder allein in seiner Haut, und lauschten. Doch es gab nichts zu hören. Selbst das Atmen der Männer schien verschluckt zu werden, als wäre die Luft zu schwer, es zu tragen.

Einer hustete – ein kurzer, trockener Laut – und sofort zuckten wir alle zusammen, als hätte er eine Kanone abgefeuert. Ein anderer ließ einen Eimer fallen, und der Aufprall war so laut in dieser Stille, dass man meinte, er müsse den Himmel zum Bersten bringen.

Wir versuchten, uns zu bewegen, doch jeder Schritt hallte wie ein Verbrechen. Das Holz unter den Stiefeln stöhnte, aber nicht so, wie es sollte. Es klang, als würde das Schiff uns warnen: *Seid still. Seid leise. Ihr stört.*

Keiner wusste, ob es die Geister waren, die nach dem Holländer zurückblieben, oder das Meer selbst, das seinen Atem anhielt. Aber wir alle spürten es: Das war keine Ruhe. Das war Erwartung.

Und mit jeder Minute wuchs die Angst, dass das Schweigen nicht nur blieb – sondern etwas wollte.

Das Schweigen blieb nicht leer. Es füllte sich, langsam, zäh, wie Wasser in einem lecken Fass. Nicht mit Geräuschen von außen – sondern mit uns selbst.

Wir hörten Dinge, die wir nie hören wollten. Das eigene Blut rauschte in den Ohren, laut wie ein Sturm. Jeder Herzschlag klang wie ein Trommelschlag, dumpf, unaufhaltsam, unerträglich. Das Knacken eines Gelenks beim Bücken wurde zum Donnerschlag. Selbst das Reiben der Zähne, das Schlucken des Speichels, das Ziehen des Atems – alles klang zu nah, zu groß, zu laut.

Die Männer starrten einander an, Augen weit, Lippen schmal. Nicht weil sie Worte suchten – sondern weil sie hörten, was der andere tat. Das Schmatzen beim Kauen, das Knacken der Finger, das Summen im Hals. Jeder Laut wurde ein Angriff, ein Schlag, ein Stachel im Ohr.

Vogel hielt sich die Hände auf die Ohren, presste sie so fest, dass das Blut aus den Nägeln sickerte. „Ich will’s nicht hören,“ murmelte er, „ich will’s nicht

hören.“ Doch je fester er drückte, desto lauter wurde das Rauschen in seinem Kopf, bis er aufheulte wie ein verletztes Tier.

Einer flüsterte: „Ich höre mein Herz. Es schlägt zu laut. Es will raus.“ Er schlug sich selbst gegen die Brust, als wolle er es zum Schweigen bringen.

Wir merkten, dass die Stille kein Feind von außen war. Sie war in uns gekrochen, hatte unsere Körper zu Instrumenten gemacht, die viel zu schrill spielten.

Und jeder wusste: Noch ein Tag davon, und wir würden einander zerreißen – nur um das Geräusch loszuwerden.

Es war Vogel, der zuerst sprach. Seine Stimme war brüchig, kaum mehr als ein Kratzen, aber in der Stille war sie wie ein Donnerschlag.

„Riecht ihr das?“ fragte er, die Augen flackernd, die Hände zitternd.

Keiner antwortete. Wir wagten kaum zu atmen.

„Es riecht nach Eisen,“ flüsterte er. „Nach Blut.“

Wir schnaubten, taten es ab, aber dann hoben andere die Köpfe. Einer nickte, ein anderer schnupperte. Und bald war es nicht mehr nur Vogel, der's roch.

„Aye,“ murmelte der Schotte, bleich wie Salz. „Es hängt in der Luft... wie im Schlachthaus.“

„Oder nach einem frisch geschärften Messer,“ zischte Borke.

Und plötzlich schworen wir alle, es zu riechen. Ein Hauch, metallisch, trocken, schwer, der durch die Planken zog. Kein echtes Blut, kein Tropfen zu sehen – aber der Geruch war da, klarer als jeder Wind.

Die Männer wurden unruhig. Einer fing an, an seinen Händen zu reiben, als wäre dort etwas, das er loswerden musste. Ein anderer spuckte ständig, als wolle er den Geschmack aus der Kehle treiben. Manche standen auf, gingen über Deck, suchten nach einer Quelle – fanden nichts, nur mehr Stille, die sich fester um uns legte.

Da begriffen wir: Das Schweigen war nicht nur leer. Es war voll. Voll von Erwartung. Es war wie ein Maul, das offenstand und darauf wartete, dass wir ihm endlich gaben, wonach es verlangte.

Und wir wussten, was das war. Blut.

Nach dem Geruch kamen die Schatten. Nicht klar, nicht greifbar – nur aus dem Augenwinkel. Aber das reichte.

Einer sah eine Gestalt zwischen den Segeln huschen. Er schwor, sie habe ihm zugnickt, ehe sie verschwand. Ein anderer behauptete, beim Pumpen sei jemand an ihm vorbeigegangen – schwer, groß, mit Stiefeln, die nicht klangen. Doch als er sich umdrehte, war da nur das leere Deck.

Wir begannen, einander anzustarren. Jeder Blick war ein Verdacht. Wer hatte sich bewegt? Wer stand eben noch dort, wo jetzt nichts mehr war?

„Ich hab dich gesehen,“ zischte Borke, das Messer schon halb aus dem Gürtel gezogen.

„Mich?“ knurrte der Schotte, die Hand am Tau. „Ich stand hier die ganze Zeit.“

„Lüg nicht!“

So schnell wurde aus Schweigen Streit. Aus einem Schatten wurde eine Anklage, aus einer Anklage fast ein Kampf. Nur die Angst, das Schweigen zu durchbrechen, hielt uns noch zurück.

Doch die Bewegungen hörten nicht auf. Überall, jederzeit. Ein Flackern am Mast, eine Silhouette am Ruder, ein Kopf über der Reling. Immer da – und nie fassbar.

Die Männer wurden fahrig. Jeder Griff ging ans Messer, ans Beil, an irgendetwas, das Sicherheit versprach. Jeder Schritt eines anderen klang wie ein Angriff.

Die Stille lauerte, und die Schatten tanzten darin, bis wir nicht mehr wussten, ob wir die Lebenden oder die Toten sahen.

Und schlimmer noch: Wir wussten nicht, auf welcher Seite wir selbst standen.

Es begann harmlos. Ein Stück Brot, kaum größer als eine Faust, das zwei Männer gleichzeitig beanspruchten. Unter normalen Umständen hätte einer geflucht, der andere nachgegeben, und am Ende hätten beide gelacht – oder gestritten, bis einer auf die Nase bekam. Doch jetzt war die Luft zu schwer, die Stille zu scharf.

Borke riss am Brot, der Schotte hielt dagegen. Ein Knurren, ein Schubsen, dann blitzte das Messer. Kein Zögern, kein Nachdenken. Die Klinge ritzte die Haut, ein Tropfen sprang hervor.

Und in diesem Moment veränderte sich alles.

Die Stille sog es auf. Es war kein Geräusch, kein Laut – aber wir alle fühlten es. Das Schweigen wurde dichter, schwerer, als hätte es genau auf diesen Tropfen gewartet. Der Geruch von Eisen, von Blut, schwoll an, legte sich in unsere Kehlen, in unsere Nasen, bis wir würgen mussten.

Borke und der Schotte starrten einander an, wie Tiere, die wissen, dass jetzt mehr fallen könnte. Ihre Hände zitterten, nicht vor Furcht, sondern vor der Versuchung, mehr Blut zu geben, nur um die Spannung zu brechen.

Doch keiner tat den nächsten Schritt. Nicht, weil sie's nicht wollten – sondern weil das Schweigen sie hielt, wie ein Raubtier, das seine Beute nicht gleich zerreißt.

Wir alle spürten es: Das Schweigen wollte mehr. Der eine Tropfen war nur ein Vorgeschmack. Es war hungrig, gierig, und es würde nicht ruhen, bis es seinen Bauch voll hatte.

Wir standen da, die Kehlen trocken, die Hände schwitzig an Griffen von Messern und Äxten, und wir wussten: Das nächste Mal würde keiner die Klinge zurückhalten.

Denn das Schweigen war nicht mehr nur da. Es führte uns.

Nach dem Tropfen änderte sich alles. Kein Mann sprach mehr laut. Stimmen wurden zu Flüstern, Flüstern zu Lippenbewegungen, und manche ließen selbst das bleiben. Als fürchteten sie, schon das Atmen könne das Schweigen reizen.

Wir liefen wie Diebe über unser eigenes Deck, die Stiefel schleichend, die Hände zitternd. Jeder Schritt war Bedrohung. Jeder Laut eine Schuld.

Vogel hörte auf zu reden. Ganz. Er nickte nur noch, zeigte mit Fingern, zuckte mit den Schultern. Als wir ihn fragten, warum, schrieb er mit Kohle an die Planke: *Die Stille hört zu*. Und keiner lachte darüber.

Manche banden sich Tücher vor den Mund, als könnten sie den Atem selbst dämpfen. Andere stopften Lumpen in ihre Stiefel, damit das Holz nicht knarrte. Wir bewegten uns wie Schatten, aber die Stille war immer schneller, immer näher.

Nachts war's am schlimmsten. Manche träumten von Geräuschen, die nicht da waren – Glocken, Schüsse, Stimmen. Andere wachten schreiend auf, hielten sich sofort den Mund zu, aus Angst, sie hätten die Stille geweckt.

Einer, der Spanier, brach eines Morgens zusammen. Er hielt die Ohren zu, schrie ohne Ton, die Lippen aufgerissen, das Gesicht verzerrt. Dann schlug er sich den Kopf gegen die Planken, wieder und wieder, als wolle er den Lärm in sich selbst zerbrechen. Wir packten ihn, hielten ihn fest – und im selben Augenblick schworen viele, sie hätten die Stille leise lachen gehört.

Wir waren nicht mehr Männer. Wir waren Mäuler, die sich nicht trauten zu sprechen. Hände, die zitterten, Herzen, die zu laut schlugen.

Und in dieser Furcht begriffen wir: Die Stille wollte Blut, nicht Worte. Und sie würde es bekommen.

Am Ende war uns allen klar: Das Schweigen war keine Ruhe. Es war ein Tier. Ein Tier mit offenem Maul, das mitten im Schiff lag und wartete, dass wir es fütterten.

Wir fühlten's bei jedem Atemzug. Die Luft war zu schwer, als sei sie voll von Erwartung. Jeder Tropfen Schweiß, der von der Stirn fiel, klang wie eine Vorahnung. Jeder Herzschlag pochte lauter, als rufe er: *Hier bin ich, nimm mich.*

Einer schnitt sich beim Schärfen des Messers. Nur ein Kratzer, kaum mehr als ein Tropfen. Doch als er fiel, als der Geruch von Eisen die Luft berührte, wurde das Schweigen so dicht, dass wir alle erstarrten. Ein paar schworen, sie hätten gesehen, wie die Schatten zuckten – als hätten sie daran geleckert.

Da wussten wir: Es war nicht Einbildung. Die Stille roch nach Blut, weil sie Blut wollte.

Und schlimmer noch: Sie würde uns gegeneinander treiben. Jeder Tropfen würde uns näher bringen, einander aufzuschlitzen, nur um das Schweigen zu füttern. Nicht aus Hass, nicht aus Gier – sondern weil das Schiff es verlangte.

Wir sahen einander an, die Augen rot, die Lippen trocken, die Hände fest um Griffe gelegt. Brüder gab es nicht mehr. Kameraden auch nicht. Nur Opfer. Und Jäger.

Das Schweigen hatte uns im Griff.

Und wir wussten: Bald würde es trinken.

## Knochen im Netz, kein Fisch

Der Rum war fort, das Brot hart wie Stein, das Wasser faulig. Wir kauten auf Salzfleisch herum, das längst mehr Gestank als Nahrung war. Die Mägen knurrten lauter als die Männer.

„Wir müssen fischen,“ sagte der Schotte, die Stimme rau, die Hände zitternd.  
„Das Meer schuldet uns was.“

Keiner widersprach. Nicht weil wir glaubten, er habe recht – sondern weil wir nichts anderes mehr hatten.

Die Netze lagen schwer in den Händen, klamm vom Schimmel, der sie schon längst befallen hatte. Wir hatten sie kaum angerührt auf dieser Fahrt. Was sollte das Meer uns schon geben, außer Salz und Fluch? Aber der Hunger war stärker als die Furcht.

Einer murmelte ein Gebet, ein anderer spie über Bord, ein dritter fluchte gegen den Himmel. Und doch standen wir Schulter an Schulter, die Seile in den Händen, als wären sie die letzte Hoffnung.

„Fische,“ flüsterte Vogel, mit Augen groß wie der Horizont. „Nur ein paar Fische...“

Er sagte es so oft, dass es fast wie ein Zauber klang.

Wir warfen die Netze. Sie fielen ins Wasser, breiteten sich aus, verschwanden in der Tiefe. Ein dumpfes, weiches Geräusch, das klang, als hätte das Meer nur gelangweilt genickt.

Dann war nichts. Nur das Warten. Nur das Knarren des Schiffs. Nur die Blicke der Männer, die an den Seilen hingen wie am eigenen Atem.

Und in diesem Moment war jeder Gedanke gleich: Wenn das Meer uns nichts gibt, sind wir verloren.

Die Minuten dehnten sich, jeder Atemzug ein Seil um den Hals. Dann endlich – ein Rucken. Kaum spürbar, aber genug, dass die Männer aufsprangen, als hätten sie ein Wunder gefühlt.

„Zug!“ brüllte einer, und wir packten an.

Die Seile spannten sich, rissen fast die Haut von den Handflächen. Das Netz kam nicht leicht hoch, es klebte, zog, wehrte sich, als hinge unten etwas, das

nicht loslassen wollte. Wir zerrten, keuchend, schweißnass, jeder Muskel brennend.

„Schwer... verdammt schwer,“ knurrte der Schotte, die Sehnen am Hals gespannt. „Das muss ein ganzer Schwarm sein!“ Hoffnung flackerte auf, heiß, gefährlich. Schon hörte man das Schmatzen, das Kauen, als würden wir die Fische schon im Mund haben.

Doch das Gewicht war falsch. Kein Zucken, kein Schlagen, kein lebendiger Widerstand. Nur dumpfe Schwere, tot, stumm.

„Es fühlt sich an wie Steine,“ flüsterte Vogel, die Hände weiß vom Griff. Niemand widersprach, aber jeder dachte dasselbe.

Wir zogen weiter, Schritt für Schritt, das Seil tief in die Handflächen geschnitten. Die Planken ächzten, das Schiff stöhnte, als würde es selbst nicht wollen, dass wir diesen Fang an Bord holten.

Und je näher das Netz kam, desto klarer wurde: Das, was wir da hochzogen, war kein Leben.

Es war etwas anderes. Etwas, das nicht für uns bestimmt war.

Ein letztes Rucken, ein letztes Zerren, dann brach das Netz durch die Oberfläche. Tropfen flogen, das Wasser rann wie schwarzer Schleim von den Seilen. Wir jubelten kurz, schrien nach Bechern und Pfannen – bis wir sahen, was wir da geholt hatten.

Keine Fische. Keine Schuppen. Keine Flossen.

Knochen.

Rippen, gebleicht, porös, wie Holz, das zu lange in der Sonne lag. Ein Schädel rollte übers Deck, grinste uns an mit Zähnen, die längst nichts mehr bissen. Eine Hand, noch zusammenhängend, baumelte im Netz, die Finger krumm, als griffen sie nach uns.

Einen Augenblick lang war Stille, dann brach Gelächter aus. Hysterisch, schrill, schneidend. Männer warfen die Knochen hin und her, als wären sie Würfel, als könne man mit ihnen ein besseres Schicksal ausspielen. Andere schrien, fluchten, spien, als hätte das Meer uns verhöhnt.

„Zurück damit!“ brüllte Borke, packte das Netz, wollte es über Bord werfen. Doch Vogel kniete nieder, hob einen Knochen auf, starrte ihn an, als sei er Gold. „Vielleicht ist’s ein Zeichen,“ flüsterte er. „Vielleicht will das Meer uns warnen.“

Der Schotte spuckte aus. „Warnung? Uns den Bauch füllen will’s! Aber mit uns, nicht mit Fisch.“

Wir standen da, starrten auf den Haufen aus Tod, tropfend, klappernd, klagend. Und in jedem Gesicht stand dieselbe Frage: War das ein Unfall – oder war’s genau das, was das Meer uns geben wollte?

Der Hunger blieb, nagte tiefer. Aber der erste Fang war klar: Knochen. Nichts als Knochen.

Wir hätten es dabei belassen sollen. Jeder von uns wusste es. Aber der Hunger war stärker als die Vernunft. Also warfen wir die Netze erneut aus, zogen sie tiefer, weiter, als könnten wir das Meer zwingen, uns endlich Leben zu geben.

Wieder das gleiche Spiel: das Zerren, das Keuchen, das Brennen in den Armen. Wieder die Schwere, die nicht passte. Und wieder das Aufbrechen der Oberfläche – weißes Klappern statt silbernem Schimmer.

Diesmal waren es Beine, lange Knochen, noch in Stücken von Stoff gehüllt, die im Wasser zerfielen. Ein halbes Becken, eine Wirbelsäule, die wie eine tote Schlange übers Deck schlug. Ein Schädel, kleiner als der erste, vielleicht von einem Jungen.

„Heilige Mutter...“ murmelte Vogel und schlug ein Kreuz, seine Finger zitternd. „Das Meer füttert uns mit uns selbst,“ knurrte der Schotte, warf die Knochen ins Wasser zurück, als wolle er die Schuld abstreifen.

Doch wir hörten nicht auf. Wir warfen das Netz wieder aus. Und wieder. Und wieder. Jeder Zug brachte mehr von derselben Beute: Rippen, Schädel, ganze Skelette. Männer, Frauen, vielleicht Kinder. Alles, was die See einmal genommen hatte, spie sie nun in unser Schiff zurück.

Das Deck wurde weiß davon. Knochen klapperten in den Ritzen, lagen zwischen den Fässern, polterten im Rollen des Schiffs. Manche glänzten im Licht wie Perlen, andere waren dunkel, von Salz zerfressen, brüchig wie altes Holz.

Bald standen wir knöcheltief in Tod, das Deck bedeckt wie ein Schlachtfeld, und doch war keiner satt, keiner still.

Denn der Hunger in uns wurde größer. Nicht kleiner.

Bald ging es nicht mehr ums Fischen. Es ging darum, was die Knochen bedeuteten. Jeder hatte seine eigene Wahrheit, und jede Wahrheit war gefährlicher als Hunger.

„Es ist eine Warnung,“ murmelte Vogel, die Hände voller Rippen, die er wie Reliquien an die Brust drückte. „Das Meer zeigt uns, was kommt. Es sagt: *So werdet ihr enden.*“

„Unsinn,“ knurrte Borke, warf einen Schädel über Bord. „Das ist Spott! Es lacht uns aus. Kein Fisch für euch, nur das, was ihr bald selbst seid.“

Der Schotte aber hob einen Knochen, hielt ihn hoch ins Licht, dass er weiß glänzte. „Nein,“ sagte er, die Stimme dunkel, „das ist ein Geschenk. Das Meer gibt uns seine Schätze zurück. Gold, Silber, die verrotten. Aber Knochen – Knochen bleiben. Die sind für uns.“

Streit brach aus. Manche wollten die Knochen begraben, so gut man's auf einem Schiff konnte – ins Wasser gleiten lassen, leise, ehrfürchtig, als könnten wir so die Geister besänftigen. Andere schrien, wir sollten sie verbrennen, damit sie keinen Platz mehr auf Deck hatten.

Doch die meisten hielten sie einfach fest. Drehten Schädel in den Händen, klopfen mit Tibias auf die Planken, als wollten sie Musik daraus machen. Manche sprachen mit ihnen, als seien sie alte Freunde, die endlich zurückgekehrt waren.

„Hörst du's nicht?“ fragte einer mit glasigen Augen, den Schädel dicht am Ohr. „Sie reden noch. Sie lachen. Sie singen...“

Wir sahen ihn an, wollten widersprechen, doch keiner tat es. Denn in der Stille schworen viele von uns, auch etwas gehört zu haben.

So wurden die Knochen nicht mehr Beute. Sie wurden Spiegel. Jeder sah in ihnen, was er fürchtete – oder wonach er sich sehnte.

Und das Meer schwieg. Es schwieg und grinste durch tausend leere Zähne.

Die Knochen häuften sich, klapperten bei jeder Welle, rollten über das Deck wie Würfel im Becher. Manche lagen sauber und weiß, andere noch umkrustet, von Algen überzogen, stinkend nach Salz und Moder. Doch egal, wie viele wir hatten – satt wurden wir nicht.

Der Hunger blieb. Er nagte tiefer, biss uns in die Därme, ließ uns nachts wachliegen, ließ Männer knurren wie Hunde.

Und irgendwann begann einer. Ein junger Bursche, zu ausgehungert, um klar zu denken. Er hob einen Oberschenkelknochen auf, roch daran, als wäre es ein Stück Braten. Dann biss er hinein. Zähne splitterten sofort, Blut lief ihm über die Lippen. Er heulte, doch er hörte nicht auf. Er nagte, schleckte, saugte, als könnte er aus dem trockenen Mark noch ein Stück Leben ziehen.

Die anderen starrten, manche voller Ekel, manche voller Neid. Denn in seinem Wahnsinn lag eine Wahrheit: besser an Knochen kauen als an Luft.

Bald machten es mehr nach. Einer schabte die Knochen mit dem Messer, leckte den Staub vom Eisen. Ein anderer kochte sie in Wasser, das nur noch bitterer wurde. Manche nagten stumpf, stumm, bis die Zähne brachen.

Nicht alle taten es. Manche saßen nur da, starrten hinaus aufs Meer, als sähen sie ihre eigenen Skelette schon dort unten. Andere weinten leise, hielten die Knochen wie Kinder in den Armen.

Doch der Hunger scherte sich nicht. Er blieb, er brannte, er wuchs. Und er machte aus uns allen Tiere – oder schlimmer: Menschen, die glaubten, sie könnten das Meer austricksen, indem sie aßen, was es längst ausgespien hatte.

Doch das Meer lachte. Wir hörten es im Klappern der Knochen.

Am Ende begriffen wir, dass wir nie Fische hätten ziehen sollen. Nicht weil das Meer leer war – sondern weil es uns nichts mehr geben wollte, außer Erinnerung.

Jedes Mal, wenn wir die Netze einholten, sahen wir darin nicht fremde Toten. Wir sahen uns. Wir sahen unsere Gesichter in den Schädeln, unsere Narben in den geborstenen Rippen, unsere Hände in den Krallen, die nach Deck griffen.

„Das sind wir,“ murmelte Vogel, bleich, die Augen rot vom Hunger. „Nicht jetzt. Aber bald.“

Keiner widersprach.

Die Knochen wurden zum Spiegel, härter und ehrlicher als jede Karte, jeder Kurs. Kein Fisch für uns, keine Nahrung, kein Trost. Nur ein Versprechen: Bald werdet ihr selbst Netze füllen.

Wir hörten auf, sie über Bord zu werfen. Wir ließen sie liegen. Zwischen den Fässern, in den Ritzen der Planken, unter den Hängematten. Das Schiff selbst wurde zum Netz, und wir waren die Fänge darin, nur noch nicht ganz kahlgezogen.

Manche legten sich die Knochen zum Schlafen neben den Kopf, als wollten sie sich schon an ihr eigenes Gewicht gewöhnen. Andere banden sie an die Taue, als Talisman, als Drohung, als Zeichen.

Und so segelten wir weiter, mit einem Deck voller Gebeine, das im Licht glänzte wie ein Meer aus Zähnen.

Wir begriffen: Das Meer wollte uns nicht füttern. Es wollte uns nur zeigen, was es mit uns tun würde.

Das Netz war kein Werkzeug. Es war ein Spiegel.

Und der Hunger – der blieb.

### Das Lied, das keiner singen wollte

Es war eine Nacht wie alle anderen, schwarz, schwer, ohne Wind. Wir lagen in den Hängematten, starrten ins Dunkel, hörten das Knarren der Planken, das Tropfen von Wasser irgendwo tief im Bauch. Jeder hing seinen Gedanken nach, den Hunger im Leib, die Müdigkeit im Kopf, die Furcht im Herzen.

Dann kam der Laut.

Zuerst dachte ich, es sei das Seil, das sich im Wind bewegte. Doch es gab keinen Wind. Dann dachte ich, es sei das Holz, das arbeitete. Aber es war anders. Tiefer. Gleichmäßiger.

Ein Summen. Leise, kaum mehr als ein Hauch, aber doch klar. Es kam nicht von einem Mann, nicht von einer Kehle. Es kam von unten. Vom Schiff selbst.

Ich hielt den Atem an, lauschte. Da war es wieder. Ein Ton, langgezogen, dunkel. Kein Knarren, kein Knarzen, sondern eine Melodie.

Die Augen der Männer öffneten sich ringsum. Einer setzte sich auf, ein anderer drehte den Kopf. Keiner sprach, keiner wagte es. Aber wir alle hörten dasselbe.

Es war kein Lied, wie man es in Tavernen hört. Kein Trinklied, kein Scherz, kein Seemannschor. Es war ein langsamer Klang, getragen, traurig, alt. So alt, dass man das Gefühl hatte, das Meer selbst summt ihn schon, lange bevor wir geboren waren.

Die Hängematten schwangen leicht, als wiegten sie sich im Rhythmus. Die Taue vibrierten leise. Selbst das Wasser draußen schien im Takt zu schlagen.

Und wir wussten: Das Lied kam nicht von uns.  
Es kam für uns.

Am Anfang wagte keiner, den Mund aufzumachen. Jeder dachte, er sei der Einzige, der es hörte. Ein Hirngespinnst, ein Rest des Wahnsinns, der schon tagelang in uns gärte.

Vogel zog sich die Decke über den Kopf, presste die Hände auf die Ohren, als wolle er den Ton ersticken. Doch nach ein paar Sekunden riss er die Hände wieder weg, weil es drinnen nur lauter wurde. Er sah mich an, die Augen groß, und flüsterte: „Du hörst es auch, oder?“

Der Schotte nickte stumm, die Stirn feucht, die Lippen blutleer. Einer nach dem anderen, bis keiner mehr leugnen konnte, dass das Summen da war – und dass es für uns alle dasselbe Lied spielte.

„Wer summt?“ fragte einer schließlich, viel zu laut in der Stille.  
„Niemand,“ antwortete Borke, und seine Stimme zitterte. „Es ist keiner.“

Wir suchten mit Blicken, spähten in die Schatten, unter die Hängematten, zum Mast, zum Deck. Doch nirgends stand ein Mann mit geöffnetem Mund. Nirgends bewegte sich eine Kehle.

Und trotzdem wurde die Melodie stärker. Nicht lauter, aber klarer. Deutlicher. Als hätte sich das Schiff selbst eine Stimme genommen.

Manche hielten die Hände vors Gesicht, andere starrten ins Leere, als erwarteten sie, gleich den Text zu hören. Einer begann zu schluchzen, ein anderer zu lachen, nervös, schief, falsch.

Das Lied war in uns allen. Und das Schlimmste war: Keiner konnte sagen, ob es draußen begann und hineinging – oder ob es in uns begann und hinausfloss.

Wir wussten nur: Wir hörten es gemeinsam. Und keiner wollte es.

Das Merkwürdigste war, dass das Lied für keinen gleich klang. Jeder hörte etwas anderes, und doch war es ein und dieselbe Melodie.

Der Schotte saß mit offenem Mund da, die Augen leer, und murmelte: „Es ist das Lied, das meine Mutter gesungen hat, als ich ein Junge war.“ Seine Stimme brach, und er presste die Hand auf den Mund, als hätte er etwas Verräterisches gesagt.

Borke dagegen lachte heiser. „Unsinn,“ knurrte er, „das ist ein Sauflied aus Hamburg. Hab’s gehört, als ich zum ersten Mal im Hafen lag.“ Doch sein Lachen klang schief, und er sah dabei aus, als wüsste er, er hätte nie davon erzählt.

Vogel weinte. Tränen liefen ihm übers Gesicht, während er flüsterte: „Sie hat’s gepfiffen. Immer. Jeden Abend, wenn ich im Bett lag. Meine Schwester.“ Er schluchzte, hielt die Ohren zu, schüttelte den Kopf, als könne er die Melodie herausreißen.

Für mich war’s noch schlimmer. Ich hörte gar kein Lied aus der Vergangenheit. Ich hörte eins, das ich nie gekannt hatte – und doch wusste ich, dass es mir gehörte. Es war, als sei es schon immer da gewesen, unter meiner Haut, im Blut, und das Schiff hätte es nur freigelegt.

So war es bei allen. Der eine sah Heimat, der andere eine Frau, der nächste ein Grab. Manche fanden Trost darin, andere Verzweiflung. Aber keiner konnte sich entziehen.

Wir begannen zu begreifen: Das Lied kam nicht von draußen. Es kam nicht aus dem Mast, nicht aus den Segeln, nicht aus den Planken.

Es kam in uns hinein – und spielte mit dem, was wir am tiefsten vergraben hatten.

Zuerst war es nur Summen. Ein Ton im Kopf, der vibrierte wie eine Saite. Wir hielten die Lippen fest geschlossen, pressten die Zähne aufeinander, doch irgendwann war es stärker als wir.

Der Schotte war der Erste. Ein Laut entwich ihm, kaum hörbar, ein Brummen tief im Hals. Er schlug sich sofort die Hand vor den Mund, als hätte er sich verraten. Doch der Ton war schon da, hing in der Luft, passte sich nahtlos in die Melodie, die wir alle hörten.

Dann Vogel. Seine Lippen bebten, er schüttelte den Kopf, aber Worte rannen heraus wie Wasser aus einem Loch im Fass. „La-la...“ – leise, brüchig, und doch

Teil des Liedes. Er weinte, während er sang. „Ich will nicht,“ flüsterte er, „ich will nicht.“ Doch seine Stimme machte weiter.

Bald waren es mehr. Einer murmelte, einer summt, einer sang halbe Sätze in einer Sprache, die keiner kannte. Selbst Flüche wurden zu Versen, ungewollt, schief, aber doch passend.

Wir sahen einander an, erschrocken, beschämt. Doch das machte es nur schlimmer, weil jeder sah: Wir alle kämpften. Und wir alle verloren.

Ich presste die Lippen zusammen, bis sie weiß wurden. Aber meine Zunge bewegte sich, die Kehle vibrierte, und ehe ich's wusste, summt auch ich, leise, kaum hörbar, aber klar genug, dass ich wusste: Ich gehörte dazu.

Das Lied zwang uns nicht mit Gewalt. Es lockte, zog, schliff uns weich, bis wir nicht mehr widerstehen konnten.

Und so saßen wir da, eine halbe Mannschaft, die singend weinte, lachend fluchte, zitternd murmelte.

Ein Lied, das keiner wollte – und doch sangen wir es alle.

Irgendwann hielten es ein paar nicht mehr aus.

„Genug!“ brüllte Borke, die Adern dick am Hals, „ich lass mir nicht vorschreiben, was ich singe!“ Er stampfte auf, trat gegen ein Fass, das es polternd rollte. Das Holz krachte, die Planken bebten – und doch klang es wie Trommeln im Takt des Liedes.

Der Schotte versuchte es mit Schreien. Ein langes, heiseres Heulen, das jeden von uns erschauern ließ. Aber auch das fügte sich hinein, als wäre es nur eine hohe Stimme im Chor. Er wurde still, starrte ins Leere, und seine Knie gaben nach.

Einer fing an zu pfeifen. Wild, falsch, hart. Doch der Pfiff bog sich, fiel, stieg – und ehe wir's merkten, war er Teil der Melodie, fließend, weich, als hätte das Lied ihn längst gekannt.

Flüche, Schreie, Schläge – nichts blieb Widerstand. Alles wurde verschluckt, geformt, zurückgegeben. Selbst das Husten eines Alten klang wie eine Strophe, selbst das Knarren des Schiffs war im Rhythmus.

Wir merkten: Man konnte nicht dagegen ankämpfen. Je mehr man tobte, desto tiefer zog es einen hinein. Der Widerstand war nur ein neuer Vers.

Und so saßen wir, mit zitternden Lippen, mit gebrochenen Stimmen, und wussten: Wir waren keine Sänger mehr, keine Männer, keine freien Kehlen.

Wir waren Instrumente.

Und das Lied spielte uns.

Es war der Spanier, der sich weigerte. Von Anfang an hatte er die Lippen zusammengedrückt, die Hände an die Ohren geschlagen, als könne er das Lied damit auslöschen. Er summte nicht, er murmelte nicht – er kämpfte.

„Ich singe nicht,“ keuchte er, die Augen weit, der Schweiß tropfte von der Stirn. „Nie! Nicht mit euch, nicht mit diesem... Ding.“

Er presste den Mund zu, so fest, dass das Blut aus den Lippen sickerte. Er hielt den Atem an, wurde rot, dann blau im Gesicht. Wir sahen, wie seine Brust sich hob und senkte, wie er rang, doch er gab nicht nach.

Sekunden wurden zu einer Ewigkeit. Wir hörten die Melodie in unseren Köpfen, laut, fordernd, gierig – und er, der Einzige, der standhielt, mit geschlossenen Lippen, mit geschwollener Kehle.

Dann brach er. Nicht indem er nachgab, sondern indem sein Körper es tat. Er fiel nach vorn, schlug hart auf die Planken, die Augen weit offen. Keine Bewegung mehr.

Wir starrten. Keiner wagte, ihn zu berühren.

Und dann sahen wir's. Seine Lippen. Sie bewegten sich. Ganz schwach, kaum mehr als ein Zucken. Doch deutlich genug: Sie formten Töne. Keine Luft, keine Stimme – nur die Bewegung des Liedes, als würde es ihn selbst noch im Tod nicht loslassen.

Einer der Männer brach in Schluchzen aus, ein anderer lachte, verrückt, schrill. Ich konnte nur starren, bis die Kälte durch meine Knochen kroch.

Der Spanier war tot. Doch er sang noch.

Und wir wussten: Auch wir würden nicht aufhören, solange wir atmeten. Nicht einmal danach.

Am Morgen lag der Spanier noch immer auf den Planken, die Augen offen, der Mund halb aufgerissen. Keiner wagte, ihn über Bord zu bringen. Wir wussten,

das hätte nichts geändert. Selbst wenn er unten im Wasser trieb, hätte er mitgesungen.

Und das Lied – es schwieg nicht mehr. Es war nicht laut, nicht grell, nicht wie Trompeten. Es war einfach da. Wie der Atem. Wie das Schlagen des Herzens. Ein Ton, der nie aufhörte, der im Knarren der Planken lag, im Rauschen des Windes, selbst im Tropfen des Wassers.

Wir gingen umher, jeder mit gesenktem Kopf, die Lippen stumm bewegend. Manche summten, manche murmelten, manche brummten tief im Hals. Es war nicht gewollt. Es geschah. Der Wille war längst nichts mehr wert.

Einer versuchte zu fluchen – doch die Worte bogen sich, glitten in die Melodie, wurden zu einer neuen Strophe. Ein anderer spuckte, aber selbst das Platschen im Meer klang wie Teil des Liedes.

Wir begriffen: Es ging nicht mehr darum, wer mitsang und wer nicht. Es sang uns. Wir waren nur die Kehlen, durch die es sprach.

Und das Meer antwortete. In der Dünung hörte man den Takt, im Schaum die Strophe, im Wind das Echo. Selbst die Möwen, die weit über uns kreisten, riefen in der Melodie, bis sie verschwanden.

Das Lied, das keiner singen wollte, war Teil von allem geworden. Vom Schiff. Vom Wasser. Von uns.

Und wir wussten: Es würde bleiben, bis wir alle verstummt. Und selbst dann würde es weiterklingen, irgendwo zwischen Wellen und Knochen.

Ein Klagelied. Ein Fluch.  
Und unser einziger Begleiter.

## Gold verrottet, Salz bleibt

Es begann mit einem Klirren. Tief unten, im feuchten Bauch des Schiffs, wo kaum einer freiwillig hinging. Ein paar Männer waren losgezogen, um nach Resten von Wasserfässern zu sehen – und stießen auf etwas anderes.

Eine Truhe. Alt, schwer, das Eisen drumherum längst rot vom Rost, das Holz aufgesprungen vom Salz. Sie stand da wie ein Tier, das nur darauf gewartet hatte, wiederentdeckt zu werden.

„Eine Kiste!“ rief einer, und die Nachricht verbreitete sich schneller als ein Schrei im Sturm. Binnen Minuten drängten wir uns alle im dunklen Bauch, Laternen flackernd, Atem keuchend. Jeder wollte sie sehen, jeder wollte sie anfassen.

Die Truhe war kaum noch zu bewegen. Sie klebte am Boden, als hätte das Meer sie selbst dort festgehalten. Mit Brechstangen, Messern und bloßen Händen hebelten wir daran herum. Das Eisen quietschte, das Holz knackte, Splitter flogen.

„Gold,“ flüsterte Vogel, die Stimme kaum hörbar, aber gierig. „Es muss Gold sein.“

„Oder Silber,“ knurrte der Schotte, die Augen glänzend. „Oder Edelsteine...“

Die Gier war stärker als Vernunft. Wir stießen, zerrten, fluchten, schwitzten, bis der Deckel endlich nachgab. Mit einem letzten Knacken, das wie ein Schuss durch die Finsternis hallte, sprang die Truhe auf.

Und in diesem Moment war kein Mann mehr Matrose, kein Mann mehr Bruder. Jeder von uns war nur noch ein Wolf, die Augen voll Hunger – aber nicht nach Brot. Nach Glanz.

Wir hatten den Fund gemacht.  
Und das Schiff hielt den Atem an.

Das Licht der Laternen fiel in die Kiste – und für einen Atemzug hielt jeder inne. Da war es: Gold.

Münzen, Ketten, Ringe, Kelche. Ein Haufen aus Glanz, wie aus einer anderen Welt. Die Augen der Männer wurden groß, Hände schossen vor wie Klauen, gierig, zittrig, ungeduldig.

„Heilige Mutter... wir sind reich!“ keuchte Vogel, und sein Lachen war so scharf, dass es fast wie Weinen klang.

Finger griffen, krallten, rafften, doch schon im nächsten Augenblick wandelte sich die Freude in Schrecken.

Denn das Gold hielt nicht.

Eine Münze, kaum in der Hand, zerbröckelte zu Staub, glitt als grauer Schimmer durch die Finger. Eine Kette fiel auseinander, Glieder nach Gliedern, bis nur noch Schrott übrig war. Ein Ring, eben noch glänzend, zerplatzte wie morsches Holz.

Die Männer schrien, lachten, fluchten. Einer presste eine Münze an die Brust, als wolle er sie mit dem Herzschlag festhalten, doch sie zerfiel, hinterließ nur einen Abdruck von Grünspan auf der Haut. Ein anderer biss in ein Stück, als wolle er es prüfen, und spie nur Brösel aus.

„Es fault,“ keuchte der Schotte. „Selbst Gold fault hier...“

Und während der Glanz zerbröselte, blieb etwas anderes zurück. Zwischen den Ritzen, unter dem Staub, rieselte etwas Weißes hervor. Körner. Trocken. Hart.

Salz.

Einer hob eine Handvoll hoch, ließ es durch die Finger rieseln. Es blieb, es bröckelte nicht, es zerfiel nicht. Es war echt.

Das Gold starb in unseren Händen. Doch das Salz blieb.

Es hätte vorbei sein sollen. Jeder sah, wie die Münzen zerfielen, wie die Ketten bröckelten, wie der Glanz zu Staub wurde. Doch anstatt die Finger davon zu lassen, wurden die Hände nur schneller, gieriger, verzweifelter.

„Nein! Es muss etwas Echtes geben!“ schrie Borke, wühlte tiefer in der Truhe, als könne er mit bloßen Händen die Zeit zurückdrehen.

Der Schotte riss ihm eine Kette aus der Faust, beide zerrten daran, bis sie in Stücken zerbrach. Salz rieselte heraus, klirrte auf den Planken wie Hohn. Sie prügeln sich trotzdem, schlugen mit Fäusten, als wäre das Nichts zwischen ihnen ein Schatz.

Vogel kniete im Staub, sammelte Körner auf, hielt sie an die Laterne. „Schaut! Schaut! Da glänzt noch was! Es lebt noch!“ Seine Stimme war brüchig, hysterisch, und doch griffen andere nach demselben Haufen, als könnte dort ein Wunder liegen.

Wir schrien, wir lachten, wir kämpften. Manche bluteten, nur weil sie den Schimmer von etwas festhalten wollten, das längst verrottet war. Hände rissen an Händen, Messer blitzten, und doch blieb am Ende nichts als Staub unter den Nägeln.

Und durch das Chaos, das Stöhnen, das Knurren hörten wir ein anderes Geräusch: das Rasseln von Salz, das aus jeder Falte, jeder Ritze, jeder zerbröselten Münze rieselte.

Das Gold starb. Aber die Gier nicht. Sie biss sich fest, sie machte uns blind, sie ließ uns kämpfen, auch wenn der Preis nur noch Staub war.

Und wir begriffen nicht: Das Einzige, was blieb, war das Salz.

Wir suchten weiter, gruben tiefer, wühlten mit Händen und Messern in der Truhe, als könnten wir das Meer selbst überlisten. Doch je mehr wir zogen, desto klarer wurde: Das Gold war nur eine Hülle.

Münzen, die eben noch glänzten, zerbröselten zwischen den Fingern. Unter jedem Bröckeln, in jedem Riss, lag Salz. Körner, weiß, scharf, unzerstörbar.

Ketten, die in den Händen zerfielen, ließen Strähnen von Salz zurück, als hätten sie nie aus Metall bestanden, sondern aus versteinertem Meer.

Einer hielt eine Schale hoch, halb zerfressen, halb bröckelnd. Er drehte sie im Licht – und das letzte, was blieb, war ein Film aus weißen Körnern, die auf seine Hand rieselten. Er lachte, ein Ton zwischen Wahnsinn und Jubel. „Seht ihr’s nicht? Das Meer gibt uns, was ewig ist.“

Wir ließen die Finger durch die Körner laufen. Hart. Rau. Echt. Anders als das Gold, das zu Staub wurde, hielt das Salz stand. Es schmeckte nach Eisen, nach Blut, nach Schweiß. Nach allem, was wir kannten.

Und je mehr wir davon in den Händen hielten, desto klarer wurde: Es war überall. In den Ritzen der Planken, im Bart, in den Kleidern, in den Wunden. Wir trugen es längst mit uns, seit dem ersten Tag.

„Das Gold fault,“ sagte der Schotte schließlich, seine Stimme dumpf, „aber Salz bleibt.“

Wir starrten ihn an, die Augen glänzend, nicht sicher, ob es eine Warnung war – oder eine Offenbarung.

Denn während die Gier nach Gold uns betrogen hatte, lauerte eine neue: die nach Salz.

Wir saßen zwischen Staub und Körnern, die Laternen warfen fahles Licht auf das Chaos. Münzen zerbröseln, Ketten zerfallen, Schmuck verrottet – alles, was glänzte, war nur noch Schutt. Nur das Salz blieb, trocken, scharf, beständig.

„Das Meer macht keinen Unterschied,“ murmelte Vogel, die Hände voller weißer Körner, die durch seine Finger rieselten. „Gold, Silber, Edelsteine... alles fault. Aber das Salz – das überlebt.“

Der Schotte lachte heiser, ein Ton ohne Freude. „Aye. Wir rackern, wir plündern, wir töten für Gold. Und am Ende? Es frisst uns die See. Lässt uns mit nichts zurück außer Salz.“

Manche spotteten, fluchten, wollten die Wahrheit nicht hören. Doch sie hing schwer in der Luft wie die Feuchtigkeit selbst. Wir konnten sie nicht wegreden.

Einer versuchte, die letzten Münzen in den Beutel zu stopfen. Doch kaum berührte er sie, zerfielen sie, ließen nur eine Spur von weißem Staub zurück. Er starrte hinein, fluchte, doch wir alle sahen es: Sein Beutel war nicht mit Reichtum gefüllt – sondern mit Salz.

Und in diesem Augenblick schien es, als lache das Meer. Nicht laut, nicht hörbar – aber fühlbar. In den Knochen, im Bauch, in der Kehle.

Wir begriffen: Gold war nur ein Traum, ein Märchen für Kinder. Salz war die Wahrheit. Salz war das Meer. Salz blieb.

Und jeder von uns spürte, wie diese Erkenntnis in die Kehle kroch, bitter wie Galle, brennend wie Feuerwasser.

Gold verrottet. Salz bleibt.

Kaum war die Wahrheit ausgesprochen, verfiel die Mannschaft dem nächsten Wahn.

Salz.

Sie griffen danach, häuften es in Taschen, füllten Becher, banden Beutel zu, als wären es Schätze von unschätzbarem Wert. Jeder wollte mehr als der andere. Die Gier, die das Gold genährt hatte, fraß sich nun in die weißen Körner.

„Meins!“ knurrte einer, presste eine Handvoll so fest zusammen, dass sie ihm durch die Finger rieselte.

„Gib her!“ schrie ein anderer, riss einen Beutel auf, kämpfte wie ein Hund um Knochen.

Und manche gingen weiter. Sie aßen es. Nahmen Körner zwischen die Zähne, mahlten sie, kauten, bis es knirschte. Lippen platzten, Zahnfleisch blutete, Kehlen brannten. Doch sie hörten nicht auf. Sie schluckten, husteten, würgten, und ihre Augen leuchteten, als hätten sie das ewige Leben gefunden.

Andere streuten es auf Wunden, als Schutz, als Opfer, als Talisman. Sie banden Salzkörner in Lappen, hingen sie um den Hals, stopften sie in Stiefel. Manche flüsterten Gebete hinein, andere lachten nur, scharf, trocken, verrückt.

Der Streit ums Gold war vergessen. Jetzt war es Salz, das Männer gegeneinander aufbrachte. Ein Krümel bedeutete Macht. Ein Becher voll war Reichtum.

Wir sahen aus wie Könige, die über Haufen aus Körnern wachten – doch wir waren nichts als Bettler, die ihre eigenen Lippen zerfraßen.

Und das Meer? Es schwieg. Aber ich schwor, es schickte uns eine Brise, salzig, schwer, die über das Deck zog. Als wollte es uns sagen: *Ihr habt verstanden. Ihr gehört mir.*

Am Ende gab es keine Münzen mehr, keine Ketten, keinen Glanz. Nur Haufen von weißen Körnern, verstreut über Deck, gesammelt in Beuteln, versteckt in Taschen. Jeder von uns hielt etwas davon fest, so fest, dass die Hände wund waren, rissig, blutig.

Wir starrten auf das, was uns blieb. Kein Schimmer, kein Reichtum, kein Traum. Nur Salz.

Einer flüsterte: „Das ist alles. Mehr kriegen wir nicht. Mehr wird's nie geben.“ Seine Stimme war kaum mehr als ein Hauch, aber jeder hörte sie.

Ein anderer lachte, bitter, trocken. „Aye. Gold fault, Silber rostet. Aber Salz bleibt. Immer.“

Wir sahen einander an, die Augen müde, hohl, und wussten: Das war die Wahl. Gold war eine Lüge, das Meer hatte es uns gezeigt. Salz war die Wahrheit, grob, hart, unbarmherzig – aber echt.

Manche streuten es auf die Zunge, prüften den Geschmack. Scharf, brennend, bitter. Andere hielten es nur fest, als könnten sie so etwas besitzen, das größer war als sie selbst.

Und da begriffen wir: Wir waren keine Schatzsucher mehr. Keine Räuber, keine Jäger. Wir waren nur noch Männer, die vom Meer beschenkt und verflucht zugleich wurden.

Das Meer hatte uns den Glanz genommen. Es ließ uns mit Körnern zurück.

Und am Ende war's genug, weil wir keine Wahl hatten.

Gold verrottet. Salz bleibt.

### Die letzte Kehle voll Rum

Es war Vogel, der es fand. Er kroch tief in den Bauch des Schiffs, suchte nach Tauwerk, nach irgendetwas Brauchbarem – und stolperte über Holz. Ein dumpfer Schlag, ein hohles Echo. Ein Fass.

„Hier!“ schrie er, die Stimme heiser, aber voller Glut. Wir rannten hinunter wie hungrige Hunde. Da stand es, halb verborgen hinter alten Planken, von Schimmel überzogen, das Eisen verrostet, doch unversehrt. Ein Fass Rum.

Einen Augenblick lang war Stille. Keiner wagte, es anzufassen. Wir starrten nur, jeder mit trockener Kehle, jeder mit derselben Hoffnung in den Augen: *Das ist es. Das letzte.*

Dann brach das Geflüster los.

„Wie viel mag drin sein?“

„Reicht's für uns alle?“

„Nur ein Schluck, mehr nicht...“

Die Laternen warfen flackerndes Licht auf das Fass, und es schien zu glänzen, als wäre es aus Gold. Wir umringten es, dicht, eng, jeder den Atem heiß im Nacken des anderen.

Der Schotte legte die Hand auf den Deckel, fast ehrfürchtig. „Das ist unser Schatz,“ murmelte er. „Mehr wert als Silber, mehr wert als Leben.“

Und er hatte recht. In diesem Augenblick war das Fass Rum alles. Rettung, Trost, Wahnsinn, Hoffnung.

Doch wir wussten auch: Es würde nicht reichen. Nicht für uns alle.

Und das war der Anfang vom Ende.

Kaum hatten wir das Fass aufgerichtet, brach der Streit los.

„Mir gehört der erste Schluck!“ fauchte Borke, die Finger schon am Spund. „Ich hab am meisten geschuftet für dieses verfluchte Schiff.“

„Schuftet? Du frisst mehr, als du arbeitest,“ knurrte der Schotte, schob ihn grob zur Seite. „Wenn einer zuerst trinkt, dann ich.“

Vogel, noch kniend neben dem Fass, klammerte sich daran wie an eine Geliebte. „Ich hab’s gefunden!“ kreischte er, die Augen glühend. „Meins! Nur meins!“

Die Stimmen wurden lauter, schriller, voller Gier. Alte Rechnungen kamen auf den Tisch. Einer erinnerte an eine gestohlene Portion Brot, ein anderer an einen Schlag mit der Faust, der nie vergessen war. Jeder hatte plötzlich ein Recht, jeder ein altes Versprechen, jeder eine Schuld einzutreiben.

Fäuste flogen, Messer blitzten. Einer stürzte, riss zwei mit sich, und fast wäre das Fass gekippt. Ein kollektiver Schrei gellte auf, und plötzlich hielten alle inne. Denn der Gedanke, auch nur einen Tropfen zu verschütten, war schlimmer als jede Wunde.

Wir standen um das Fass wie um einen Altar, schwitzend, keuchend, blutend. Die Messer blieben gezückt, die Augen rot, die Kehlen trocken.

Jeder wusste: Dieses Fass war mehr wert als unser Leben. Und keiner war bereit, zu teilen.

Am Ende war es Borke, der schneller war. Mit einem Ruck riss er den Spund aus dem Fass, dass der Geruch des Rums sich wie ein Sturm durch den Bauch des Schiffs legte. Süß, schwer, scharf – allein der Duft machte uns schwindeln, ließ die Kehlen brennen vor Gier.

„Becher!“ brüllte er, griff nach dem ersten, der in Reichweite war, und hielt ihn unter den Strahl. Dunkel floss er hinein, dick, glänzend, wie flüssiges Gold, das wirklich noch etwas wert war.

Wir starrten. Kein Mann atmete, kein Mann sprach. Jeder Blick war ein Dolch, jeder Atemzug ein Fluch.

Borke hob den Becher, zögerte nur einen Herzschlag lang – dann kippte er ihn hinunter. Der Rum rann über seine Lippen, tropfte an seinem Bart hinab, und er stöhnte laut, tief, als hätte er selbst das Meer verschluckt.

„Bei Gott...“ keuchte er, „das ist Leben.“

Er wischte sich den Mund, grinste, die Augen glühten wie Kohlen. Für ihn war's ein Sieg, ein Triumph. Für uns war's Verrat.

Wir sahen ihn an wie einen Mann, der Unsterblichkeit gekostet hatte, während wir alle zum Sterben verurteilt waren. Hass, Neid, Verzweiflung – alles lag in diesen Blicken.

Einer murmelte: „Er hat uns bestohlen.“

Ein anderer: „Er wird dafür zahlen.“

Doch keiner rührte sich. Nicht jetzt. Nicht, solange noch Tropfen im Fass waren.

Borke hatte den ersten Schluck. Aber jeder wusste: Er würde ihn nicht ungestraft behalten.

Nach Borkes Schluck stand das Fass wie ein Richter zwischen uns. Jeder wollte, jeder musste – und doch war jedem klar: Es reichte nicht.

„Wir teilen,“ knurrte der Schotte, das Messer in der Faust, als Zeichen und Drohung zugleich. „Sonst gibt's Tote, bevor das Fass leer ist.“

Einige nickten, andere knirschten mit den Zähnen. Doch die Angst, gar nichts mehr zu bekommen, zwang uns zuzustimmen.

Ein Becher nach dem anderen wurde gefüllt. Mal mehr, mal weniger, je nach Hand, die den Schöpfer hielt. Und jedes Auge verfolgte jede Bewegung, gierig, wachsam, misstrauisch.

Der Erste hob seinen Becher, kippte ihn hinunter – und sofort schrien die anderen, er hätte zu viel erwischt. Ein anderer bekam nur einen Fingerbreit, er heulte, tobte, drohte, als hätte man ihm das Leben genommen.

Wir tranken nacheinander, einer nach dem anderen, jeder unter den Blicken der anderen. Es war kein Genuss, es war kein Trost. Es war ein Tribunal, eine Messe, bei der jeder Schluck eine Anklage war.

Manche küssten den Becher wie einen heiligen Kelch, ließen die Tropfen über die Zunge rollen, als wäre es das Blut der Welt. Andere kippten ihn hastig herunter, als fürchteten sie, jemand würde ihnen den Becher entreißen, bevor er leer war.

Doch egal, wie viel einer bekam – am Ende fühlte sich jeder betrogen.

Wir hatten geteilt. Aber kein Mann fühlte sich satt.

Der Rum brannte durch uns wie eine Peitsche. Nicht viel, kaum mehr als ein Hauch für jeden – und doch wirkte er, als hätten wir ganze Fässer geleert. Vielleicht, weil wir so ausgedörrt waren, vielleicht, weil wir ihn so sehr gebraucht hatten.

Die Männer schrien, lachten, taumelten. Einer sang ein altes Hafenedelied, krumm und falsch, aber laut, und bald stimmten andere ein. Es klang nicht nach Freude – eher nach Wahnsinn, nach Wölfen, die den Mond anbellten.

Borke kletterte auf ein Fass, fuchtelte mit den Armen, predigte wie ein Priester: „Wir sind Könige! Herrscher der See! Kein Tod für uns!“ Dann fiel er fast, wurde ausgelacht, und lachte selbst, bis er weinte.

Der Schotte packte Vogel, drückte ihm einen Kuss auf den Mund, lachte schallend, während Vogel würgte und ihn verfluchte. Ein anderer riss sein Hemd auf, tanzte barbrüstig, schrie den Himmel an, als fordere er selbst den Blitz heraus.

Die Dunkelheit draußen schien mitzutrinken. Das Meer schwieg, doch wir fühlten es beben, als stimme es ein in unser Gelächter. Selbst die Segel flatterten, obwohl kein Wind ging, als tanzten sie mit.

Doch so schnell, wie die Freude kam, kippte sie. Aus Lachen wurde Brüllen, aus Gesang Gezänk, aus Tanz Gerangel. Fäuste flogen, Messer blitzten, und die Kehlen waren heiß, gierig, als wollten sie mehr, noch mehr, obwohl nichts mehr da war.

Es war ein Fest. Ein letztes Gelage. Ein Wahnsinn, geboren aus einem Schluck zu viel und tausend Schlucken zu wenig.

Und tief in uns wussten wir: Der Rum hatte uns nicht gerettet. Er hatte uns nur schneller in den Abgrund gestoßen.

Das Fass war fast leer, die Becher nur noch nass vom Restschaum. Wir kippten es, schüttelten, klopfen, jeder gierig auf den allerletzten Schluck. Und da war er – ein dünner Strahl, ein Tropfen, der sich am Rand sammelte, dunkel, glänzend, schwer wie ein Versprechen.

Zwei Männer sprangen gleichzeitig. Der Schotte und Borke. Beide hatten Blut im Blick, beide die Hände ausgestreckt.

„Meins!“ knurrte Borke, seine Finger schon am Becher.

„Nicht diesmal,“ fauchte der Schotte, packte ihn am Arm.

Sie rangen wie Tiere, der Becher kippte, der Tropfen zitterte am Rand. Alle hielten den Atem an. Jeder wollte ihn haben, jeder hätte dafür getötet.

Ein Ruck, ein Stoß – und der Tropfen löste sich. Langsam, schwer, fiel er, glänzte im Laternenlicht wie ein Juwel.

Doch er erreichte keinen Mund. Kein Becher. Keine Zunge.

Er traf das Holz.

Ein dumpfer Fleck, dann sog das Deck ihn auf, als hätte das Schiff selbst Durst gehabt. Weg.

Wir starrten. Erst lautlos, dann fluchten, schrien, heulten. Einer lachte, wahnsinnig, andere schlugen auf das Fass, bis es splitterte.

Der letzte Tropfen war nicht uns vergönnt. Er gehörte dem Schiff. Dem Meer. Dem Holländer.

Und da wussten wir: Selbst der Rum hatte uns verlassen.

Das Fass lag zerborsten in der Ecke, Holzsplitter überall, die Eisenreifen lose, wie die Knochen eines toten Tieres. Kein Tropfen blieb, nicht einmal ein Geruch. Das Schiff hatte alles verschluckt.

Wir saßen drumherum wie Bettler um ein kaltes Feuer. Keiner sprach. Keiner wagte zu fluchen. Unsere Kehlen waren trocken, brennend, schlimmer als vorher. Der Rum hatte uns einen Atemzug lang erhoben – nur, um uns tiefer fallen zu lassen.

Vogel wiegte einen Splitter Holz in den Händen, als wäre es ein Schatz. Der Schotte starrte auf die Planken, wo der letzte Tropfen versickert war, mit Augen, die nichts mehr sahen. Borke knurrte leise, ein Laut, der nicht Mensch und nicht Tier war.

Manche lachten, trocken, ohne Stimme. Andere weinten still. Doch es war alles dasselbe: Leere.

Wir hatten gekämpft, gestritten, getrunken, gejubelt, gehasst – und am Ende blieb nichts. Nur ein leeres Fass, ein bitterer Hals, ein Schiff, das im Dunkeln weitertrieb.

Es war, als hätte das Meer uns ein letztes Mal gezeigt, was wir wert waren. Nicht mehr als ein Tropfen, verschluckt vom Holz.

Und so saßen wir da, stumm, gebrochen, mit leeren Händen. Kein Rum. Kein Trost. Kein Traum.

Nur das Meer.

### Wenn die Ratten Kapitäne werden

Es begann in einer Nacht, in der wir dachten, alles sei schon verloren. Kein Rum mehr, kein Gold, kein Fisch, nur Knochen und Salz. Wir lagen verstreut wie Wrackteile, halb Mensch, halb Schatten.

Dann hörte man es: ein leises Scharren, ein Kratzen zwischen den Planken. Einer schlug sofort auf den Boden, dachte an Geister, an Stimmen. Doch was hervorkam, war schlimmer.

Ratten.

Nicht die mageren Biester, die man in Häfen sieht, dürr und scheu. Nein – fett, glänzend, stark. Ihre Augen funkelten im Laternenlicht wie schwarze Perlen, und sie hatten kein bisschen Angst. Sie kletterten aus Ritzen, krochen über Taue, sprangen auf Fässer.

Eine von ihnen rannte quer über Vogel, der zusammengesunken an der Reling hockte. Er zuckte nicht mal mehr, sah sie nur an – und sie blieb stehen, mitten auf seiner Brust, starrte zurück, als wolle sie prüfen, ob er noch genug Leben in sich hatte.

Bald waren es Dutzende. Sie wuselten über Deck, zwischen unseren Füßen, über die Netze. Manche hockten einfach da und putzten ihr Fell, als gehörte ihnen der Platz.

Wir hätten schreien, sie jagen, sie erschlagen sollen. Doch keiner rührte sich. Wir hatten keine Kraft. Keine Wut. Nur ein seltsames Wissen: Sie waren nicht einfach Gäste. Sie kamen, weil wir schwach waren.

Und in ihren schwarzen Augen lag etwas, das mehr war als Hunger. Es war Prüfung.

Sie kamen nicht schüchtern. Kein Zögern, kein Fliehen. Die Ratten nahmen das Deck, als hätten sie längst einen Anspruch darauf.

Sie fraßen, was sie fanden. Ein alter Brotkrumen, der schon wochenlang in den Ritzen klebte, wurde gierig zernagt. Ein Stück Segeltuch, ein Rest von Tau – alles war ihnen recht. Sie schabten die Fässer an, leckten das Salz von den Planken, selbst an unseren Schuhen knabberten sie, als prüften sie, wie lange wir noch halten würden.

„Verdammtes Viehzeug,“ murmelte der Schotte, trat halbherzig nach einer. Doch sie wich nicht aus. Sie blieb stehen, sah ihn an – und er zog den Fuß zurück.

Sie hatten keine Angst mehr. Sie liefen über unsere Beine, kletterten an unseren Jacken hoch, setzten sich auf die Reling und starrten uns an, als wären wir nur ein weiterer Teil des Schiffs.

Und in diesen Blicken lag etwas Kaltes. Nicht bloß Hunger nach Brot. Es war der Hunger nach uns.

Vogel schwor, er habe in der Nacht gespürt, wie Zähne an seiner Hand gezupft hätten, als er schlief. Ein anderer wachte auf, weil eine Ratte an seinem Ohr knabberte. Wir lachten nervös, doch keiner fand es wirklich komisch.

Die Ratten waren satt, kräftig, schwarz glänzend. Wir dagegen – bleich, ausgemergelt, schwach. Und jeder von uns merkte es: Sie waren nicht mehr Gäste auf unserem Schiff.

Sie prüften uns. Sie warteten nur darauf, dass wir fielen.

Es begann mit einer einzigen Ratte.

Sie kletterte nicht heimlich, nicht geduckt – sie ging hoch, langsam, sicher, als

hätte sie jedes Recht dazu. Hoch über Deck, über Taue und Planken, bis sie am Steuer stand.

Dort stellte sie sich auf die Hinterbeine, legte die Vorderpfoten auf das Rad, als sei es ihr Thron. Ein Bild so lächerlich, dass manche lachten. Ein heiseres, unsicheres Lachen, das sofort im Hals steckenblieb.

Denn in dem Moment knarrte das Schiff. Ganz leise, aber hörbar. Das Steuer bewegte sich, nur ein Stück, kaum ein Ruck – und doch merkten wir alle, wie der Kurs sich änderte.

„Habt ihr das gesehen?“ flüsterte Vogel, die Augen groß. „Das Schiff... das Schiff hört ihr zu.“

Eine zweite Ratte tauchte auf der Reling auf, streckte den Kopf hinaus wie ein Ausguck. Sie blieb still, den Blick ins Dunkel geheftet, als lausche sie auf etwas, das uns verborgen blieb.

Das Lachen erstarb. Niemand grinste mehr. Wir starrten, stumm, voller Furcht.

Da stand sie, eine Handvoll Fell und Zähne – und doch wirkte sie mehr wie ein Kapitän als jeder Mann von uns.

Das Schiff knackte noch einmal, die Segel zuckten, obwohl kein Wind wehte. Und wir begriffen: Es war nicht unser Befehl, der das Schiff lenkte. Es war ihrer.

Zuerst lachten wir noch, nervös, heiser, wie Männer, die nicht wissen, ob sie träumen oder schon wahnsinnig sind. Eine Ratte am Steuer, eine auf der Reling – was war das schon? Ein dummer Zufall, mehr nicht.

Doch dann kamen mehr.

Sie kletterten aus Spalten, aus Ritzen, aus den Schatten des Schiffes. Nicht wild durcheinander, nicht kreischend. Sie liefen in Reihen. Vier, fünf nebeneinander, die Schwänze peitschend, die Köpfe erhoben. Es war kein Schwärmen. Es war Formation.

Eine Ratte stellte sich an den Mast, eine zweite kletterte höher, als wolle sie die Wache übernehmen. Zwei andere hockten sich neben die leeren Proviantkisten, unbeweglich wie Wächter. Am Steuer saß noch immer die erste, die Pfoten auf dem Rad, unbeirrt, als gehöre es ihr.

Wir hielten den Atem an. Das Lachen starb.

Denn in dem Augenblick knackte das Schiff, ächzte im Rumpf – und der Bug drehte sich, als ob er einem unsichtbaren Befehl folgte.

„Bei Gott,“ flüsterte der Schotte, „sie führen uns.“

Keiner antwortete. Keiner lachte mehr. Wir starrten nur, unfähig, das zu begreifen, und doch war es klar: Das Schiff gehorchte nicht uns. Es gehorchte ihnen.

Und in der Stille, die darauf folgte, hörte man sie fiepen. Kurz, scharf, wie Kommandos.

Das Gelächter war vorbei.  
Jetzt begann der Gehorsam.

Der Schotte war der Erste, der es nicht mehr ertrug. Er packte einen Knotenstock, stürmte auf die Reling zu und schlug nach den Tieren. Zwei Ratten flogen ins Wasser, zappelten kurz – und waren verschwunden.

Ein paar Männer jubelten, schrien, dass das Schiff uns gehörte, nicht den Viechern. Wir traten, warfen Holzstücke, schlugen mit Seilen nach allem, was Fell hatte. Ein kurzes Aufbäumen, ein letzter Rest Stolz.

Doch es half nichts.

Für jede, die ins Meer flog, tauchten zwei neue auf. Sie kamen aus den Ritzen, krochen aus den Schatten, huschten über Taue, so viele, dass wir sie gar nicht alle sehen konnten. Einer zerschmetterte eine mit dem Messer – und fand am nächsten Morgen drei weitere in seiner Hängematte, die ihn schweigend anstarrten, bis er das Messer fallen ließ.

Wir versuchten, sie zu vertreiben, doch das Schiff selbst schien sie zu schützen. Jeder Tritt hallte zu laut, jedes Knacken klang wie Spott. Und in der Nacht, wenn alles dunkel war, hörten wir sie laufen – nicht wahllos, nicht planlos, sondern im Takt, als marschierten sie.

Bald gab keiner mehr Widerstand. Manche aus Furcht, andere, weil sie begriffen: Es war vergebens.

Wer eine Ratte tötete, wachte auf mit dem Gefühl, dass hundert Augen aus der Finsternis auf ihn gerichtet waren.

So gaben wir nach. Stück für Stück. Deck für Deck. Bis wir nur noch Gäste auf unserem eigenen Schiff waren.

Es dauerte nicht lange, bis wir merkten: Wir waren nicht mehr die Herren an Bord.

Die Ratten besetzten die Plätze, die einmal unsere gewesen waren. Am Steuer stand immer eine, manchmal zwei, die Pfoten auf dem Rad, die Schwänze peitschend, als gäben sie Signale. Hoch oben im Mastkorb hockten welche, die schwarzen Köpfe gegen den Wind gestreckt, als hielten sie Ausschau.

Selbst bei den Kisten mit dem letzten Proviant saßen sie, unbeweglich wie Wachen, die genau wussten, dass keiner von uns den Mut hatte, ihnen etwas streitig zu machen.

Nachts hörten wir sie. Nicht nur Trippeln, nicht nur Scharren. Sie liefen im Takt. Klack, klack, klack. Reihenweise, als marschierten sie. Ein Rhythmus, den man nicht sah, aber fühlte – im Bauch, im Herz, in den Knochen.

Wir zogen uns zurück. Erst von den Relingen, dann von den Fässern, schließlich selbst von den Seilen. Jeder suchte sich eine Ecke, so weit wie möglich vom Steuer, vom Mast, von allem, was einmal unser war.

Und das Merkwürdige: Das Schiff fuhr glatter. Es knackte weniger, es rollte ruhiger, als folge es einem sicheren Kurs. Nicht unserem. Ihrem.

Wir standen am Rand, stumm, schwach, und sahen zu, wie sie das Kommando übernahmen.

Das waren keine blinden Tiere mehr. Das waren Offiziere.

Und wir? Wir waren nur noch Ballast.

Am Ende standen wir nur noch am Rand des Decks. Nicht mehr mitten drin, nicht mehr an Steuer oder Segel – wir wagten es nicht. Das Schiff gehörte uns nicht mehr.

Die Ratten saßen dort, wo wir einst Kommandos gaben. Eine ganze Schar am Steuer, die Schwänze im Takt, die Köpfe erhoben wie Admiräle. Andere hockten an den Masten, spähten in die Ferne, so still, dass sie wirkten wie Statuen. Auf den Fässern saßen die größten, fett und schwer, als wären sie Könige auf ihren Thronen.

Und das Schlimmste: Das Schiff gehorchte ihnen. Der Wind war schwach, die See träge – und doch drehte sich der Bug, als folgte er einer unsichtbaren Hand. Einer Hand mit Krallen.

„Sie haben’s übernommen,“ murmelte Vogel, die Stimme brüchig. „Wir sind nur noch Gäste.“

Keiner widersprach.

Wir sahen ihnen zu, stumm, leer, geschlagen. Einige hielten die Messer fest, aber keiner hob sie. Denn tief drinnen wussten wir: Das hier war nicht mehr unser Kampf.

Das Schiff hatte seine Wahl getroffen. Und wir waren nicht die Sieger.

Die Krönung war vollzogen. Die Ratten waren die Kapitäne.

Und wir? Wir waren die Mannschaft, die nichts mehr zu melden hatte.

### Der Himmel kotzt uns ins Meer

Es begann nicht mit Donner, nicht mit Regen. Es begann mit Gewicht. Der Himmel wurde grau, schwer, dicht wie ein alter Sack voller Dreck. Kein Blau mehr, kein Licht – nur eine Farbe, die alles fraß.

Die See war still, aber nicht friedlich. Sie lag da wie ein Tier, das die Zähne zusammenbeißt, bevor es beißt. Keine Wellen, nur ein leichtes Schaukeln, das eher Warnung war als Ruhe.

Wir standen an Deck, jeder mit gesenktem Kopf, aber die Augen klebten am Himmel. Man konnte ihn fühlen, wie er tiefer sank, als drückte er uns die Luft aus den Lungen.

„Das wird kein gewöhnlicher Regen,“ murmelte Vogel, und er hatte recht. Es roch schon anders. Nicht frisch, nicht nach Wasser. Es roch nach Eisen, nach fauligem Salz, nach Galle.

Das Schiff knarrte, unruhig, als spüre es die Last, die noch nicht gefallen war. Selbst die Ratten schienen stiller, hockten in den Schatten, die Schnauzen erhoben, als warteten sie.

Wir hielten den Atem an, spürten das Ziehen in der Brust, und jeder wusste: Gleich bricht es los. Aber nicht so, wie wir's kannten. Nicht Regen, nicht Sturm – sondern etwas, das uns mehr galt als Strafe.

Es war, als wolle der Himmel uns schon auskotzen, noch bevor wir den Mund aufmachten.

Dann brach es los. Kein sanfter Regen, kein Rinnsal. Es kam herunter wie aus tausend aufgerissenen Kehlen.

Doch es war kein Wasser.

Die Tropfen waren dick, zäh, schwer. Sie stanken nach Salz, nach Eisen, nach etwas Bitterem, das man eher aus dem Magen kennt als aus den Wolken. Eine Brühe, die die Haut brannte, die Lippen aufriss.

Wir schrien, spuckten, wischten uns die Gesichter – doch es half nichts. Die Brühe rann in Augen, in Münder, in Kleider. Einer, der gierig trank, weil er glaubte, es sei Wasser, brach sofort zusammen, würgte, krümmte sich, die Hände an der Kehle.

„Bei Gott, das ist Gift!“ brüllte der Schotte, doch seine Stimme ging unter im Prasseln.

Die Planken glänzten schleimig, das Deck warf die Brühe hin und her wie eine zweite See. Die Taue klebten, das Salz in ihnen schwoll auf, knackte, splitterte. Selbst die Segel hingen schwer, tropften, als hätten sie sich mit dem Dreck vollgesogen.

Wir rannten umher, stolperten, versuchten, Eimer zu füllen – Hoffnung auf trinkbares Wasser trieb uns. Doch jeder Schluck schmeckte nach Hölle. Bitter, brennend, gallig.

Manche tranken trotzdem, aus Verzweiflung. Ihre Gesichter verzogen sich, Augen quollen, und sie kotzten es wieder aus, gleich neben dem, was der Himmel uns schenkte.

Und das Meer darunter schien zu lachen. Es nahm die Brühe gierig auf, als hätte es nur darauf gewartet, dass der Himmel selbst sich erleichtert.

Es war kein Regen. Es war Erbrochenes. Und wir waren mittendrin.

Ein Blitz zerriss den Himmel, grell, scharf, so nah, dass die Haut prickelte. Doch es war kein normaler Donner, der folgte. Kein Krachen, kein Rollen. Es klang wie Würgen. Langgezogen, tief, als müsste der Himmel selbst etwas loswerden, das zu lange in ihm gesteckt hatte.

Dann kam es.

Zwischen den Schüben der Brühe mischten sich Klumpen. Dunkel, schleimig, stinkend. Ganze Schwaden aus Schaum, Schlamm, halb verrottetem Tang. Und mehr.

Ein Stück toter Fisch klatschte aufs Deck, aufgebläht, stinkend, die Augen herausgequollen. Ein weiterer folgte, dann Dutzende, bis wir knöcheltief zwischen ihnen standen. Manche waren halb zerfressen, andere nur noch Gräten, die sich in die Füße bohrten.

Da war Blut. Dunkelrot, zäh, das sich in den Pfützen sammelte, die Planken färbte, ins Meer zurücklief. Einer hob den Kopf und schrie, er habe Hände gesehen, die mit heruntergefallen waren – Finger, bloß Finger, die dann verschwanden.

Wir stolperten, rutschten, fluchten. Jeder Blitz brachte neues Würgen, und jedes Würgen spie mehr Dreck über uns. Es war, als spuckte der Himmel selbst seine Eingeweide ins Meer, Stück für Stück, Schlund für Schlund.

Die Männer schrien, weinten, lachten. Einer riss sich das Hemd vom Leib, schrie gegen den Sturm: „Das Meer will uns fressen, der Himmel will uns erbrechen! Wohin gehört dann noch ein Mensch?!“

Und keine Antwort kam – nur das nächste Würgen, das nächste Kotzen, das nächste Erbrechen von etwas, das nie hätte fallen sollen.

Das Deck wurde zum Abgrund.

Die Brühe lief in Strömen, schwerer als Wasser, schleimiger, dichter. Sie sammelte sich, schwappte hin und her, als hätten wir zwei Meere – eines unter dem Schiff und eines darüber.

Wir rannten, stolperten, klammerten uns an Taue, während das Schiff ächzte, schwankte, stöhnte. Jeder Schritt war rutschig, jeder Griff glitt ab, Hände voller Schmodder, Augen voller Dreck.

Ein Mann fiel, rutschte quer übers Deck, prallte gegen die Reling. Wir packten ihn, zogen, aber er glitt weiter, das Holz nass, glitschig. Ein letzter Griff – dann

war er weg. Über Bord. Kein Schrei, kein Laut. Nur das Platschen, das sofort verschluckt wurde.

Die Ströme drückten uns zu Boden, zerzten an Beinen und Armen. Einer wurde gegen den Mast geschleudert, brach sich das Bein, schrie – doch sein Schrei klang wie Teil des Würgens, das der Himmel über uns ausspie.

Wir hielten uns fest, klammerten uns an Taue, die selber ächzten, weil das Salz sie sprengte. Das Schiff schien kleiner zu werden, zusammengedrückt, überrollt von dem, was da fiel.

Und über allem diese Last. Nicht Sturm, nicht Donner – sondern das Gefühl, dass der Himmel uns einfach loswerden wollte. Nicht durch Blitz, nicht durch Feuer, sondern durch Erbrochenes.

Wir kämpften nicht gegen Wind oder Wellen. Wir kämpften gegen den Ekel der Welt, die uns von sich stoßen wollte.

Und jeder von uns wusste: Wenn das so weitergeht, wird nicht das Meer uns holen. Es wird der Himmel sein, der uns ertränkt.

Es gab kein Entrinnen mehr. Alles, was fiel, fand seinen Weg in uns. In Augen, in Mäuler, in Wunden. Der Gestank war so dicht, dass er selbst den Atem vergiftete.

Wir spien, würgten, schrien. Doch egal, wie sehr wir uns die Lippen zerrissen, das Zeug kroch hinein. Es schmeckte nach Salz, nach fauliger Galle, nach rostigem Eisen. Jeder Tropfen brannte, jeder Bissen stank nach Tod.

Der Schotte trank in seiner Verzweiflung, hob die Hände zum Himmel, als wolle er ihn verhöhnen – und schon nach dem ersten Schluck krümmte er sich, kotzte, bis nur noch Blut kam. Ein anderer leckte die Planken, lachte, während seine Zähne splitterten vom Salz.

Bald lag das ganze Deck voller Männer, die sich wanden, husteten, würgten. Manche spien über Bord, andere ins Meer zurück, doch es machte keinen Unterschied. Man konnte nicht mehr sagen, was vom Himmel kam und was aus uns selbst.

Der Geschmack war überall. Im Bart, im Haar, in den Nägeln. Jede Pore schien ihn auszuschwitzen. Selbst die Luft war voll davon – ein fauliger Atem, der die See selbst zu ersticken schien.

Und während wir uns übergaben, lachte der Himmel weiter. Jeder Blitz ein Aufstoßen, jeder Donner ein Würgen.

Wir lagen da, die Lippen blutig, die Kehlen verbrannt. Und spürten: Wir waren nur Teil desselben Kreislaufs.

Der Himmel kotzte, wir kotzten. Und das Meer nahm es auf, gierig, ohne Unterschied.

Es war die Hölle. Und sie hatte einen Geschmack.

So plötzlich, wie es gekommen war, hörte es auf.

Kein Donner mehr, kein Blitz, kein Würgen. Der Himmel hing über uns, leer, grau, schlaff, als hätte er alles ausgespien, was er in sich trug.

Das Meer lag still. Doch es war kein Frieden. Es war die Leere nach einem Erbrechen – widerlich, klebrig, faul. Die Oberfläche schäumte, voller Schmutz, voller toter Fische, voller Schlamm. Das Schiff klebte von oben bis unten, jeder Tau, jede Planke, selbst die Segel hingen schwer von der Brühe.

Wir lagen verstreut, keuchend, wie ausgespült. Manche noch mit Schaum um den Mund, andere starr, die Augen leer, als hätten sie alles verloren, was in ihnen war. Unsere Bärte, unsere Haare klebten, verfilzt, stinkend. Jeder Atemzug brannte, schmeckte nach fauligem Salz.

Die Ratten hatten sich verkrochen, still, unsichtbar. Selbst sie schienen sich sattgefressen zu haben am Dreck.

Wir richteten uns auf, einer nach dem anderen, wankend, kraftlos. Es war nicht der Sieg nach einem Sturm. Es war das Schweigen, das bleibt, wenn man von der Welt ausgespien wurde.

Das Schiff ächzte, knarrte leise, als wollte es uns sagen: Auch ich hab's satt.

Und so standen wir da, klebrig, stinkend, leer – und wussten, der Himmel hatte uns nicht geprüft. Er hatte uns verstoßen.

Wir standen da wie ausgespuckte Gräten. Das Deck klebrig, der Himmel fahl, das Meer träge. Keiner sprach, keiner fluchte mehr. Wir wussten, was geschehen war: Der Himmel selbst hatte uns erbrochen.

„Nicht mal die Götter wollen uns,“ murmelte Vogel, die Stimme brüchig. „Wir sind Abfall.“

Keiner widersprach. Denn jeder fühlte es. Wir waren nicht Opfer eines Sturms, nicht Beute eines Meeres. Wir waren etwas, das selbst der Himmel nicht schlucken konnte. Zu bitter, zu verdorben, zu falsch.

Wir hatten gehofft, der Himmel prüfe uns. Dass er uns schlagen, brechen, aber vielleicht auch erneuern würde. Doch das hier war kein Urteil. Es war ein Auswurf.

Und das war schlimmer als jeder Blitz, schlimmer als jede Welle. Denn es bedeutete: Wir gehörten nicht mehr dazu.

Nicht zum Himmel. Nicht zum Meer. Nicht einmal zum Schiff.

Wir waren nur noch Fremdkörper, nutzlos, verstoßen. Männer, die selbst im Kotzen der Welt keinen Platz fanden.

Einer lachte heiser, bitter, ohne Kraft. „Aye... wir sind nicht mal gut genug für den Abgrund.“

Und das Schweigen, das danach folgte, war schlimmer als jedes Donnern.

### Fahrten ohne Heimkehr

Manchmal, wenn die Nacht still war und nur das Knarren des Holzes blieb, fingen die Männer an zu reden. Nicht laut, nicht wie früher mit Lachen und Schlägen, sondern leise, fast wie Kinder, die sich am Feuer Märchen erzählen.

Sie sprachen von Heimathäfen. Von Tavernen, in denen das Bier süß war und die Luft nach Pfeifenrauch roch. Von Frauen, die ihre Namen kannten, ihre Narben liebten, ihre Fäuste ertragen hatten. Von Broten, frisch und warm, dick geschnitten, mit Butter, die auf der Zunge zerging.

Einer erinnerte sich an den Klang von Glocken aus der Stadt. Ein anderer an den Geruch von Pferden am Markt. Ein dritter an den Geschmack von Regenwasser, frisch vom Dach, reiner als alles, was wir je hier getrunken hatten.

Für einen Atemzug schien es, als wären wir wieder dort. Als lägen wir nicht auf diesem Schiff, sondern in einer Taverne, mit Musik, Lachen, Schweiß und Wein.

Doch dann brach es. Immer.

Die Stimmen verstummten, die Augen wurden leer. Jeder wusste, dass es nur Bilder waren. Schatten von etwas, das es für uns nicht mehr gab. Kein Hafen wartete, keine Frau, kein Brot, kein Glockenschlag.

Wir waren zu weit. Nicht in Meilen, nicht in Tagen – sondern in Fluch.

Und jeder von uns begriff, wenn er sprach: Er erzählte keine Erinnerung. Er erzählte ein Märchen.

Und Märchen haben keinen Heimweg.

Nach einer dieser Nächte, voll von Stimmen über Brot, Glocken und Frauen, holte der Schotte die Karten hervor. Das Papier war feucht, an den Rändern ausgefranst, die Tinte zerlaufen. Doch er breitete sie aus, als könnten sie uns retten.

„Seht,“ knurrte er, „hier war unser Kurs. Wenn wir halten, stoßen wir wieder auf Land.“

Wir hockten drumherum, schauten auf Linien, die sich wie Narben über das Papier zogen. Einer nickte, ein anderer fluchte, ein dritter spuckte. Hoffnung flackerte kurz – aber nur, bis wir zum Himmel sahen.

Keine Sterne. Kein Nord, kein Süd. Nur eine graue Decke, schwer und blind. Wir suchten nach einem Licht, einem Zeichen, doch es gab nichts außer Finsternis.

„Vielleicht reicht die Karte,“ murmelte Vogel, doch selbst er klang schwach. Denn die Karte zeigte zwar Wege, doch jeder endete im Kreis. Pfeile liefen zurück, Linien verschwammen, als habe die See selbst die Tinte gefressen.

Wir drehten das Papier, suchten, verglichen. Doch egal, wie wir es hielten, es zeigte uns immer wieder nur dasselbe: Nichts.

„Die Karten lügen,“ flüsterte der Schotte schließlich, und keiner widersprach.

Denn jeder Kurs, den wir wählten, führte uns nur wieder hierher. Zurück auf dasselbe Deck, dieselben Planken, dieselben leeren Horizonte.

Das Meer war kein Weg. Es war ein Kreis.

Es kam die Stunde, da keiner mehr vom Kurs sprach. Nicht von Karten, nicht von Sternen. Denn wir merkten: Wir fahren nicht mehr über das Meer. Wir waren längst darin eingesperrt.

Das Schiff war unser Käfig.

Die Reling, die uns früher Schutz war, wurde zu Gittern. Jeder Blick darüber hinaus zeigte nichts als dieselbe See, endlos, wiederholend, leer. Kein Horizont veränderte sich, kein Himmel brach auf. Alles war dasselbe, als drehten wir uns im Bauch eines Riesen, der uns nie ausspucken würde.

Manche liefen noch über Deck, klammerten sich an die Taue, taten so, als gäbe es Arbeit. Aber die Wahrheit war: Alles, was wir taten, war sinnlos. Kein Kurs brachte uns voran. Kein Segel fing mehr Wind. Kein Ruder lenkte.

Wir waren nicht Seeleute. Wir waren Sträflinge. Das Holz unter unseren Füßen knackte wie Bretter im Kerker, das Knarren klang wie Schlüssel, die man uns vor der Nase drehte.

Selbst das Meer war nicht mehr draußen. Es kroch herein. In den Nägeln, in den Haaren, in den Lungen. Wir trugen es in uns, so wie es uns umschloss. Wir waren nicht mehr Menschen, die ein Meer befuhren. Wir waren Teile davon, verschluckt, gebunden.

„Dies ist kein Schiff mehr,“ murmelte Vogel, der am Mast kauerte. „Dies ist ein Sarg.“

Und keiner lachte. Denn wir wussten: Er hatte recht.

In der Stille, wenn keiner mehr arbeiten konnte, begannen wir zu reden. Nicht laut, nicht wie Matrosen, die prahlen. Leise, gebrochen, als sprächen wir im Traum.

Einer erzählte von seinem Kind, das kaum laufen konnte, als er auf Fahrt ging. „Jetzt wird es wohl schon laufen, rennen... vielleicht auch sprechen.“ Seine Stimme zitterte. Und doch wussten wir alle, dass er es nie hören würde.

Ein anderer sprach von Schulden, von Schlägern, die in der Hafengasse auf ihn warteten. Er lachte bitter, sagte: „Vielleicht ist das hier sogar besser. Wenigstens schlagen sie mich nicht mehr.“ Aber selbst in seinem Lachen lag Trauer, weil er wusste, er würde nie zurückkehren, um überhaupt geschlagen zu werden.

Der Schotte erzählte von einer Frau. Haar wie Feuer, Augen wie Meer. Er sprach von ihrem Duft, von ihrem Zorn, von den Nächten mit ihr. Jeder von uns hörte gebannt zu, aber am Ende sah er auf die Planken und flüsterte: „Vielleicht hab ich sie mir nur eingebildet.“

So sprachen wir. Jeder von uns legte etwas auf den Tisch: Kinder, Schulden, Frauen, Straßen, Gerüche, Lieder. Alles, was wir zurückgelassen hatten, alles, was wir geglaubt hatten, wiederzufinden.

Und je mehr wir redeten, desto klarer wurde es: Diese Geschichten waren nicht Erinnerungen. Sie waren Märchen. Irgendwo da draußen vielleicht wahr, aber für uns längst gestorben.

Wir redeten nicht, um Hoffnung zu finden. Wir redeten, um uns zu beweisen, dass wir überhaupt einmal gelebt hatten.

Und manchmal, mitten im Satz, brach einer ab. Sah uns an, den Mund offen, und flüsterte: „Oder hab ich mir das alles nur ausgedacht?“

Es war Vogel, der es zuerst aussprach.

Er saß am Mast, die Augen hohl, die Lippen spröde, und murmelte: „Wir fahren nicht heim. Wir fahren nie heim.“

Einige lachten bitter, andere fluchten. Doch er sah nicht auf, er sprach weiter, als würde er nicht zu uns, sondern zum Meer reden:

„Es ist der Holländer. Er fährt immer. Ohne Hafen, ohne Heimkehr. Und wir sind jetzt bei ihm. Ob wir wollen oder nicht.“

Ein Schweigen folgte. Schwerer als jedes Donnern. Jeder von uns kannte die Geschichten. Wir hatten sie gehört in Hafenkneipen, nachts, wenn der Rum lief. Geschichten von einem Schiff, das nie Land sah, von Männern, die nie mehr von Bord kamen. Geschichten, die wir verlachten, bis wir uns jetzt in ihnen wiederfanden.

„Uns bleibt kein Kurs,“ sagte der Schotte leise. „Keine Karte, keine Sterne. Nur Fahrt. Immer Fahrt.“

Borke spuckte auf die Planken, doch sein Gesicht war bleich. „Dann sind wir verdammt.“

Keiner widersprach. Denn wir spürten es längst. Jeder Tag, jede Nacht, jeder Atemzug war der Beweis. Wir fuhren, und wir würden weiterfahren. Ohne Ziel. Ohne Ende. Ohne Heimkehr.

Der Fluch war kein Märchen mehr. Er war unser Kurs.

Bald wussten wir nicht mehr, welcher Tag welcher war. Die Sonne, wenn sie überhaupt erschien, stieg und sank wie eine müde Lampe, die immer

denselben Bogen zog. Die Nächte waren nur Finsternis, immer gleich, ohne Sterne, ohne Richtung.

Wir begannen zu merken: Wir fuhren Kreise. Nicht, weil wir den Kurs falsch gesetzt hatten – es gab keinen Kurs mehr. Egal, wohin das Steuer drehte, egal, wie die Segel standen, wir landeten immer wieder hier. Auf derselben See, mit denselben grauen Horizonten, mit denselben Wellen, die wie Spiegelbilder zurückkamen.

Einer schwor, er habe denselben treibenden Balken zweimal gesehen, am selben Tag. Ein anderer meinte, die Möwe, die kurz über uns flog, sei dieselbe wie gestern – oder vorgestern. Wir lachten nicht mehr darüber. Wir wussten, es stimmte.

Die Zeit verlor Bedeutung. Stunden krochen nicht vorwärts, sie fielen nur übereinander wie morsches Holz. Tage, Wochen, vielleicht Monate – alles war eins, alles war Wiederholung.

Manche Männer hörten auf, zu zählen. Andere zogen Striche ins Holz, bis sie merkten, dass die Striche immer wieder verschwanden, als hätte das Schiff selbst keine Lust auf unser Messen.

Wir lebten in einer Schleife. Ein Atemzug nach dem anderen, ohne Ziel, ohne Fortschritt.

Und jeder von uns wusste: Das war Wahnsinn.

Das Meer hielt uns fest. Der Kurs war kein Weg – er war ein Kreis.

Und wir waren die Ratten darin.

Am Ende verstummten wir. Keine Geschichten mehr, keine Flüche, keine Lieder. Nur das Atmen, das Knarren, das ewige Gleiten durchs Nichts.

Wir saßen an Deck, jeder für sich, die Blicke leer ins Grau geheftet. Keiner suchte mehr den Horizont, keiner hob noch den Kopf, um nach Land Ausschau zu halten. Denn wir wussten: Es gab keins.

„Es ist vorbei,“ flüsterte Vogel, die Stimme kaum hörbar. „Nicht heute, nicht morgen. Immer.“

Keiner antwortete. Denn es war nicht mehr nötig. Wir alle hatten dieselben Worte längst in uns.

Heimkehr war ein Traum, den wir wie einen alten Mantel abgestreift hatten. Es gab keine Glocken, keine Tavernen, keine warmen Betten mehr. Nur Fahrt. Endlos. Sinnlos. Unentrinnbar.

Manchmal hörte man noch ein leises Schluchzen, ein Kichern, ein Murmeln – aber es waren nur Echos, die bald wieder erstickten. Worte waren nichts mehr wert, wenn es kein Ohr mehr gab, das sie im Hafen empfing.

Wir waren nicht mehr auf See. Wir waren Teil davon. Ein Schiff, das nie anlegt. Männer, die nie ankommen. Stimmen, die im Wind verhallen.

Und das war das Ende jeder Hoffnung.  
Denn eine Fahrt ohne Heimkehr ist kein Leben.  
Es ist ein Fluch.

### Der Holländer bleibt

Es gab keinen Streit mehr, kein Fluchen, kein Schreien. Die Stimmen der Männer waren verstummt, so wie die Hoffnung, so wie die Zeit. Nur das Knarren des Holzes war geblieben, das ewige Schlagen der See, die uns trug und doch längst verschluckt hatte.

Wir lagen verstreut wie Wrackteile auf dem Deck. Manche halb bewusstlos, andere mit leeren Augen, die nichts mehr suchten. Keiner sprach den anderen an. Wozu auch? Worte hatten keinen Wert mehr. Kein Hafen hörte sie, kein Ohr draußen in der Welt wartete auf unsere Geschichten.

Doch da war noch etwas. Etwas, das nicht verschwunden war. Nicht Hunger, nicht Durst, nicht Angst. Es war ein Schatten, ohne Form, ohne Gesicht, und doch stärker als alles, was wir je gesehen hatten.

Der Holländer.

Er zeigte sich nicht. Kein Gestalt, kein Mann mit Hut und Narbe. Aber er war da. Im Seufzen der Planken, im Knacken der Taue, im dumpfen Rollen des Schiffes. Wir spürten ihn, wie man den Atem im Nacken spürt, wenn man allein in einem dunklen Raum steht.

Wir hatten alles verloren – Rum, Brot, Hoffnung, selbst unsere Zeit. Doch er war geblieben.

Und er machte uns klar: Wir auch.

Denn wer einmal auf diesem Deck stand, kam nie mehr davon.

Das Schweigen war nicht leer. Es war gefüllt mit ihm.

Und wir wussten: Dies war erst der Anfang vom Ende.

Wir hatten den Holländer immer ein Schiff genannt. Ein Konstrukt aus Holz, Tau, Segeln und Nägeln. Doch je länger wir auf ihm lebten – oder starben –, desto klarer wurde uns: Das hier war kein Schiff mehr.

Es ächzte nicht bloß im Wind. Es stöhnte. Es knarrte nicht bloß im Wellengang. Es seufzte, als hätte es eine Lunge, tief unten im Bauch, die bei jeder Bewegung atmete.

Die Segel flatterten nicht, sie schnauften. Die Taue rieben nicht, sie ächzten wie Gelenke. Selbst die Planken, auf denen wir lagen, pochten manchmal leise, im Rhythmus wie ein Herzschlag.

Und jedes Mal, wenn einer von uns aufsprang, um das Steuer zu fassen, fühlte er den Widerstand. Nicht nur das Rad, nicht nur den Wind – das Schiff selbst. Es ließ sich nicht zwingen, nicht beugen. Es ging, wohin es wollte.

„Es lebt,“ flüsterte Vogel eines Nachts, die Hand auf der Reling. „Bei Gott, es lebt.“

Und keiner widersprach. Denn wir alle hatten es gespürt.

Der Holländer war nicht unser Schiff. Wir waren sein.

Wir waren nur Zellen in seinem Körper, Blut in seinen Adern. Er trug uns nicht, er fraß uns, Stück für Stück, bis wir nichts mehr waren als Teil von ihm.

Es war kein Schiff mehr. Es war ein Wesen.

Und wir waren in ihm gefangen.

Zuerst war es nur ein Rascheln. Ein Laut im Tauwerk, leise wie ein Seufzer. Wir hielten es für Wind, für Zufall – doch dann merkten wir: Es war Sprache.

Flüstern.

Nicht von uns, nicht von den Männern, die noch atmeten. Die Stimmen kamen von anderswo. Alt, brüchig, salzig, als wären sie schon hundertmal ertrunken.

„Dreh nach Westen...“  
„Der Hafen ist nah...“  
„Wir kommen heim...“

Worte, die keinen Sinn ergaben, weil wir längst wussten, dass es keinen Westen, keinen Hafen, keine Heimkehr gab. Und doch hörten wir sie, wieder und wieder, aus den Schatten des Segels, aus den Ritzen der Planken, aus dem Atem des Windes selbst.

Manche schworen, sie erkannten Stimmen. Ein alter Steuermann, ein Bruder, ein Freund aus früheren Fahrten. Namen, die längst im Meer versunken waren, tauchten im Geflüster auf.

Wir lauschten, gebannt, halb wahnsinnig, halb gläubig. Doch je länger wir hinhörten, desto klarer wurde: Diese Stimmen redeten nicht *zu* uns. Sie redeten *durch* uns.

Wenn einer schlief, murmelte er Worte, die nicht seine waren. Wenn einer weinte, hörte man darin fremde Namen. Selbst im Lachen mancher klang plötzlich etwas mit, das älter war als ihre Kehlen.

Der Holländer war voll von Stimmen. Alte Kapitäne, verlorene Matrosen, Seelen, die nie an Land gekommen waren. Und nun waren wir nur die neuesten Kehlen, durch die er sprach.

Es war der Schotte, der den Mut oder den Wahnsinn fand. Er sprang ans Steuer, die Hände um das Rad, die Augen blutunterlaufen, die Lippen aufgerissen vom Salz.

„Genug!“ brüllte er. „Wir fahren nicht im Kreis wie Vieh! Ich lenk uns raus! Ich lenk uns heim!“

Seine Finger krallten sich ins Holz, er warf sein ganzes Gewicht dagegen. Das Rad ächzte, bewegte sich ein Stück, quietschend, widerwillig. Ein Aufatmen ging durch die Männer – vielleicht, vielleicht doch.

Doch das Schiff lachte. Nicht laut, nicht mit Worten – aber wir fühlten es. Das Knacken der Planken, das Zucken der Segel, der dumpfe Schlag im Rumpf: Spott.

Das Rad drehte sich weiter, aber nicht durch seine Hände. Es drehte sich gegen ihn, langsam, unerbittlich. Seine Arme bebten, Muskeln spannten, Schweiß

rann – und doch zwang das Steuer ihn zurück, als wäre er ein Kind, das sich gegen den Arm seines Vaters stemmte.

„Hilft mir!“ schrie er. Wir packten zu, zwei, drei, vier Hände, alle an den Speichen, zogen, drückten, keuchten.

Doch nichts.

Das Schiff ließ uns spielen, ließ uns mühen – und hielt den Kurs, unbeirrt, unbrechbar.

Am Ende sackte der Schotte zusammen, Blut aus den Handflächen, die Haut offen, der Wille gebrochen.

„Es fährt selbst,“ murmelte Vogel, die Stimme leer. „Wir haben nichts mehr zu sagen.“

Und das war das letzte Mal, dass einer von uns versuchte, das Steuer herumzureißen.

Es war kein Sturm, kein Blitz, kein Sturz, der den Nächsten holte. Er starb einfach so.

Vogel.

Er war nur zusammengesunken, leise, mitten in der Stille. Kein Schrei, kein Kampf. Ein letzter Atemzug, ein Blick ins Grau – und dann war er fort.

Wir hockten um ihn, starrten, keiner wagte ein Gebet. Was hätten wir auch sagen sollen? Gott hatte uns längst vergessen.

Doch da geschah es.

Sein Körper lag reglos, aber wir fühlten ihn noch. Nicht wie Erinnerung, nicht wie Schuld. Nein – wir fühlten ihn im Schiff. Das Knarren änderte sich, als hätte ein neuer Ton dazugesellt. Ein tiefes, gleichmäßiges Ächzen, das nie da gewesen war.

„Er ist noch hier,“ murmelte der Schotte, bleich. Und wir wussten, er hatte recht.

In der Nacht hörten wir ihn. Ein Flüstern, ein Summen, manchmal sogar Worte. Aus den Planken, aus den Taue, aus dem Atem des Windes. Es war Vogel – oder das, was von ihm übrig war.

Da begriffen wir: Keiner von uns würde hier verschwinden. Der Tod war kein Ausgang, kein Heimweg. Er war nur Übergabe.

Das Schiff nahm ihn auf. So wie es uns alle aufnehmen würde. Stück für Stück, Seele für Seele.

Wir waren nicht Matrosen auf diesem Schiff.  
Wir waren Baumaterial.

Und jeder wusste: Wenn der eigene Atem endet, wird man nicht frei. Man bleibt.  
Für immer.

Es war kurz vor Morgengrauen, als wir es sahen. Ein Schimmer, weit hinten am Horizont. Nicht groß, nicht grell – nur ein Streifen, dünn wie eine Klinge, golden, warm.

„Land,“ hauchte einer, und das Wort zerschnitt die Stille wie ein Messer. Wir stolperten zur Reling, starrten hinaus, die Augen weit, die Herzen plötzlich schwer. Da war es. Ganz deutlich. Eine Küste, ein Licht, ein Versprechen.

Einer lachte, ein anderer weinte, der Schotte schlug die Hände vors Gesicht. Zum ersten Mal seit Ewigkeiten hatten wir Hoffnung im Bauch – heiß, brennend, gefährlich.

Wir richteten die Segel, spannten die Taue, schrien Befehle, als wären wir wieder Männer, wieder Seeleute, wieder lebendig. Das Schiff schien sogar zu folgen, drehte den Bug, die Segel nahmen Wind. Alles schien möglich.

Doch je näher wir kamen, desto blasser wurde es. Der Schimmer löste sich auf, das Gold wurde Grau, die Küste flackerte wie Rauch. Wir rannten, keuchten, schrien, bis wir fast die Hände im Meer hatten – aber da war nichts mehr.

Nur Nebel. Nur Leere. Nur das alte, endlose Grau.

Das Licht war ein Spott, ein Trugbild, ein Hohn. Kein Land, kein Hafen. Nur ein Schatten, den der Holländer uns hinwarf, um uns zu zeigen, dass er noch Macht über unsere Träume hatte.

Wir standen an der Reling, stumm, zitternd, und wussten: Der Himmel lacht. Das Meer lacht. Der Holländer bleibt.

Und wir fahren weiter.

Am Ende gab es nichts mehr zu sagen. Keine Geschichten, keine Flüche, keine Gebete. Wir saßen da, verstreut wie Knochen auf einem Strand, jeder allein und doch alle in demselben Schweigen.

Das Schiff fuhr. Nicht schnell, nicht langsam, einfach stetig, so gleichmäßig wie ein Herzschlag, der nicht mehr aufhört. Wir wussten nicht wohin, und es war auch egal. Der Kurs war nicht für uns. Er war für ihn.

Der Holländer war nicht mehr ein Schatten, nicht mehr eine Legende. Er war alles. Er war das Schiff, das Meer, der Wind, die Stimmen in unseren Köpfen. Und wir – wir waren längst Teil davon. Keine Männer mehr, keine Mannschaft, keine Seelen. Nur Stücke im Körper eines Wesens, das nie stirbt.

Einige von uns lebten noch. Andere waren schon gefallen. Aber das machte keinen Unterschied. Denn wir alle blieben. Lebend oder tot, schreiend oder stumm – der Holländer nahm uns in sich auf, einer nach dem anderen.

Wir blickten hinaus ins endlose Grau. Kein Land, kein Hafen, kein Ende. Und wir begriffen: Es gab keine Heimkehr, kein Entkommen, keinen Tod.

Der Holländer bleibt.  
Und wir mit ihm.  
Für immer.

## Impressum

Dieses Buch wurde unter der  
**Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz** veröffentlicht.



Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: [admin@perplex.click](mailto:admin@perplex.click)

Homepage: <https://www.perplex.click>

Erscheinungsjahr: 2025